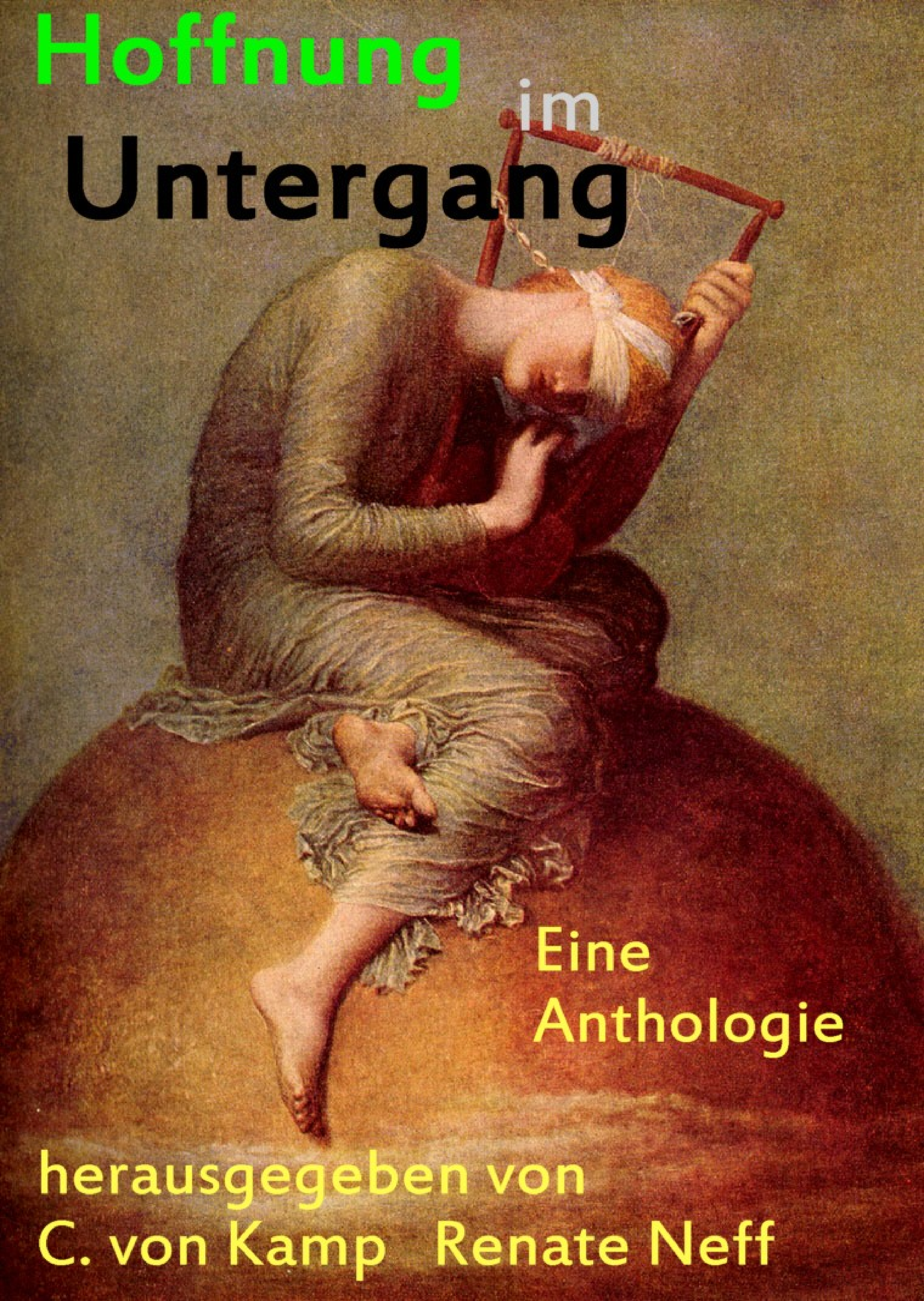
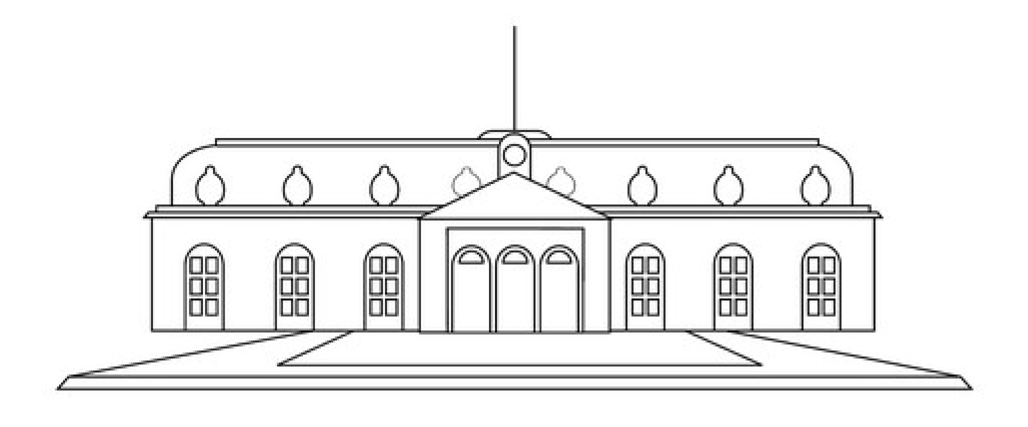

Hoffnung im Untergang
Eine Anthologie
herausgegeben von
C. von Kamp   Renate Neff

Hoffnung im Untergang

Eine Anthologie

herausgegeben von

Christian von Kamp Renate Neff



Düsseldorf 2009

http://www.christian-von-kamp.de

Diese Anthologie widme ich meiner geliebten Frau Monika, die während der Entstehungszeit dieser Anthologie gegen ihre schwere Erkrankung kämpfte – und jetzt in einer besseren Welt lebt. So verwirklicht sich der Buchtitel im Leben: Hoffnung im Untergang!
Christian von Kamp

Inhaltsverzeichnis

Die weiteren Gewinner

EINLEITUNG

Diese Anthologie ging aus einem Literatur- und Kunstwettbewerb im Jahr 2008 zum Thema „Hoffnung im Untergang“ hervor. Das Thema durfte in beliebigen Bereichen angesiedelt sein, z.B. Liebe, Jugend, Gesellschaft, Natur, Historie, Krimi, Utopie, Science Fiction, Fantasy usw. Gesucht waren Kurzgeschichten, Erzählungen, Kurzromane, Märchen, Novellen, Gedichte und sonstige Texte sowie Bilder in Form von Gemälden, Zeichnungen, Graphiken, Fotos usw.

Auf die Ausschreibung hin meldeten sich ungewöhnlich viele Teilnehmer, darunter auch erstaunlich viele junge Autoren, mit häufig mehreren Beiträgen. Aus der Fülle der Geschichten, Gedichte, Bilder usw. wählte die Jury insgesamt 72 aus, die sie als bedeutsam ansieht und die in dieser Sammlung veröffentlicht werden. Den (nach Ansicht der Jury) besten Beiträgen wurden Plätze zugewiesen; doch auch die veröffentlichten Texte und Bilder, die nicht platziert wurden, sind, jeder für sich, lesens- bzw. betrachtenswert. Da die Prosa-Beiträge die anderen deutlich überwiegen, wurden für sie die Plätze 1 bis 10 verteilt; in den Kategorien Lyrik und Kunst wurden jeweils die ersten drei Plätze ausgewählt.

Allen Autoren und Künstlern sagen wir herzlichen Dank für ihre Beteiligung!

DIE PLATZIERTEN GEWINNER

Prosa Platz 10

Ronald Willmann

Das Versprechen

Die Beine taten ihm weh und er hielt Ausschau nach einer Bank. Doch er hatte Angst, sich zu setzen. „Vielleicht komme ich nicht mehr hoch, lasse es zu, dass ich aufgebe“, fürchtete er. Diese Furcht trieb ihn vorwärts, immer nur vorwärts, wenn auch langsam. Er musste weiter, er war noch nicht am Ziel.

Das Ziel – er dachte mit müdem Lächeln zurück, während er mühsam einen Fuß vor den anderen setzte. Wie lange ist es her, dass er sich dieses Ziel gesetzt, das Versprechen gegeben hatte? 20 Jahre, 25 Jahre? Hätte er einen Kalender und seine alten Tagebücher zur Hand gehabt, dann wäre er darauf gekommen, dass es bereits vor über 30 Jahren war.

Doch er lebte schon lange ohne Zeit. „Ich komme zurück zu dir, und dann wirst du meine Frau“, hatte er ihr damals zugerufen. Als sie ihn abführten, Männer in weißen Kitteln. Auf einer Pritsche hatten sie ihn festgebunden und ihm eine Spritze gegeben, damit er sich beruhige. Er galt als gefährlich und unberechenbar. Heute war er nur noch ein Wrack. Damals jedoch nicht. „Nachdem Sie mehreren Aufforderungen, sich einem medizinisch-psychologischen Gutachten zu stellen, nicht nachgekommen sind, sind wir leider gezwungen, Sie mitzunehmen!“, hatten sie ihm gedroht.

Sollten sie doch! Er stand in der Blüte seiner Jahre, voller Kraft, und er wusste sich zur Wehr zu setzen, wenn er sich ungerecht behandelt fühlte. So wie von dem Betriebsarzt, der ihm berufliche Untauglichkeit unterstellen wollte. Er sei unberechenbar und in seinen Reaktionen unkontrolliert – unmöglich, dass er weiter beim Betriebsschutz arbeite. Nicht nur der Vorfall, als er zwei Jugendliche krankenhausreif schlug, zeige dies, sondern auch die Gespräche mit dem Betriebsarzt.

Keine Einsicht, keine Reue – er war beharrlich der Meinung, im Recht zu sein, weil die beiden Halbstarken draußen, vor dem Werkszaun – außerhalb seines Zuständigkeitsbereiches – einen Rollstuhlfahrer drangsalierten. „Hört sofort auf und macht, dass ihr wegkommt!“, rief er ihnen über den Zaun hinweg zu. Sie lachten nur höhnisch: „Komm doch raus! Bis die Bullen kommen, sind wir

längst weg!“

Er wartete nicht, bis irgendwann die Bullen auftauchten. Er stieg über den Zaun und das höhnische Lachen ging in Schmerzensschreie und Geheul über. „Und genau so würde ich es wieder machen“, sagte er dem Betriebsarzt trotzig. Sicher: ein ausgekugelter Arm, eine mit dem Schlagstock zertrümmerte Hüfte, das hätte nicht sein müssen. Das höhnische Gelächter in den Ohren und die brutalen Gemeinheiten der Beiden vor Augen: er hatte sich hinreißen lassen.

Disziplinarverfahren, Suspendierung, Anzeige, Gutachten folgten. Er hatte sich der Körperverletzung schuldig gemacht, daran änderte auch nichts, dass die Beiden mit Schlagringen und Stahlkappenstiefeln auf ihn losgingen. Er hätte die Polizei für weitergehende Zwangsmaßnahmen rufen müssen, seinen Schlagstock nur zur Abwehr einsetzen dürfen. Dass er ihn krachend auf einen der beiden Hooligans niedersausen ließ, weil der ihn als „verkalkte alte Schwuchtel“ und „Drecksau“ titulierte, zählte nicht als Abwehr.

Der Rollstuhlfahrer war eine Frau – Anfang 30, also etwas jünger als er selbst. Schlank und zerbrechlich. Unter glatten, hellen Haaren schauten zwei blaue Augen mit unruhigem Blick auf ihren Retter. Sie war völlig verstört, voller Angst, denn die Hools hatten schon mehrfach Geld von ihr erpresst. Als sie ihnen nichts mehr geben konnte, schlugen sie zu, traten nach ihr. Sie zerrten sie aus ihrem Rollstuhl, auf den sie wegen einer nicht ausbehandelten Kinderlähmung angewiesen war. In lähmendem Entsetzen glaubte sie, ihre letzte Stunde sei gekommen. Bis der mutige Wachmann sie von ihren Peinigern erlöste.

Er besuchte sie fortan einige Male. Auch dann noch, als er bereits ohne Job war. „Was wollen die mir denn?“, hatte er ihre neu aufkommenden Sorgen – diesmal um ihn, um seine Zukunft – leichthin abgetan. „Sollen die doch froh sein, dass ich zwei solche fauligen Auswürfe der Gesellschaft unschädlich gemacht habe!“

Vielleicht waren „sie“ es auch. Dennoch sollte ein Gutachten seine Schuldfähigkeit klären. Immerhin hatte er zu allem Unglück auch noch den Betriebsarzt, den Mann, der ihn seiner Arbeit berauben wollte, am Kragen gepackt, in dessen Stuhl gedrückt und ihm mittels Würgegriff und der Faust im Anschlag klar gemacht, dass er mit seinem Urteil nicht einverstanden sei. Konkret klang das so: „Das solltest du Wichser dir noch mal genau überlegen, was du in meine Beurteilung schreibst! Sonst komme ich zu dir nach Hause, und dann kannst du was erleben!“

Der Rollstuhlfahrerin, als er sie an diesem Abend besuchte, hatte er großspurig berichtet: „Dem hab ich gezeigt, wo es lang geht! Das machen die nicht mit mir!“ Sie machten es doch mit ihm, luden ihn zu einer Anhörung vor, forderten ihn auf, sich bei der Polizei zu melden und holten ihn schließlich ab – mit vier muskulösen Pflegern aus der psychiatrischen Anstalt und drei Polizisten. Wie einen Verbrecher führten sie ihn ab aus der Wohnung seiner neuen Freundin, der in diesem Augenblick dieselbe Angst in den Augen stand wie an dem Tag, als sie ihm, dem Wachmann, zum ersten Mal begegnet war. „Schon bald komme ich zurück, und dann wirst du meine Frau“, hatte er ihr über die Schulter zugerufen, während sie ihn schon abführten, und seine Stimme war voller Fröhlichkeit und Zuversicht.

Sie waren sich näher gekommen, sehr nahe. Die verletzliche junge Frau mit den hübschen, blauen, meist melancholischen Augen und der starke, große Wachmann. Einsam beide und auf der Suche nach Halt, nach Zuneigung. Bis dahin hatten sie diese noch nicht gefunden.

Sie brauchten sich gegenseitig. Sie liebte den starken Halt, die Sicherheit, die er nicht nur ihrem zerbrechlichen Körper, sondern auch ihrer Seele gab. Und er war fasziniert von ihrer tiefen Zuneigung – und von dem melancholischen Lächeln ihrer wundervollen blauen Augen. Ihre körperliche Beeinträchtigung störte sie beide nicht. Sie gingen viel spazieren. Über die Zukunft sprachen sie jedoch kaum. Sie freuten sich an der Natur, an der Sonne, an den Pferden, die über eine Weide galoppierten und an den Blumen in den Gärten. Wenn er sie fragte, was dies oder jenes für eine Blume sei, wusste sie stets eine Antwort. Bisher hatte ihn das noch nie interessiert, doch durch diese Frau lernte er, seine Umwelt mit anderen Augen zu betrachten. Fasziniert und begeistert lauschte er ihr, wenn sie ihm von den Rosenveredelungen oder den langen Wanderungen der Zugvögel erzählte. Ihre Stimme, ihr Blick versetzten ihn in eine andere Welt. In eine Welt voller Liebe, voller Zuneigung; dorthin, wo es keine Gewalt und keine Anzeigen durch Behörden gab.

Er war überzeugt, dass er schon bald wieder seinen Dienst als Wachmann würde tun können. Doch daraus wurde ebenso wenig etwas wie aus seiner Zusicherung, dass er bald zurückkommen und sie zur Frau nehmen werde. Sie sperrten ihn weg, per Zwangseinweisung in die psychiatrische Anstalt. „Psychopath“ sagten sie dort zu ihm, wie auch schon zuvor vor Gericht. Dort war er erneut ausgerastet, weil er die Anschuldigungen, die ihn zum alleinig Schuldigen

abstempelten, nicht mehr hören konnte. „Sicherungsverwahrung und begleitende Therapie“ lautete das Urteil. Es gelang ihm nicht, Reue zu zeigen oder wenigstens vorzutäuschen. „Diese Hunde würde ich heute genau noch so fertig machen“, brüllte er – immer wieder, und alle merkten, dass er damit längst nicht mehr nur die beiden Hooligans meinte, vor denen er die Frau im Rollstuhl beschützt hatte.

Die Therapie bestand vor allem aus Medikamenten. Nachdem er die Kapseln und Tabletten beständig ausspuckte, meist den Pflegern ins Gesicht, verabreichten sie ihm die Medikamente über einen Tropf. Er blieb dabei ans Bett gefesselt.

Die Psychopharmaka taten mit der Zeit ihre Wirkung. Statt zu fluchen, röchelte er schließlich meist dumpf vor sich hin. Sie hatten ihn gebrochen. Irgendwann war er friedlich, er tat keinem mehr etwas, verfluchte niemanden, aber sein Leben konnte er nicht mehr selbst leben. Die Pfleger brachten ihm sein Essen, nachmittags gab es ein Stück trockenen Kuchen, dazwischen wuschen sie ihn und verabreichten ihm seine Medikamente. Die Pillen und Kapseln schluckte er mit der Zeit widerstands- und regungslos.

Über 30 Jahre! Die Zeit verging, er schien kein Lebensziel mehr zu haben. Ein pflegeleichter Patient, nicht ganz richtig im Kopf, aber harmlos; einer, der alles mitmachte – diesen Ruf erwarb er sich mit der Zeit in der Anstalt. Die Pfleger kamen und gingen, die Ärzte ebenso, und mit der Zeit war niemand mehr da, der ihn noch aus früheren Tagen, als Psychopath, kannte.

Sie kannten nur seinen Tick, immer ein kleines Bildchen mit sich herum zu führen. Das Foto zeigte eine junge Frau mit glatten, hellen Haaren und blauen Augen. Er hielt es stets in der Hand, die in einer Tasche seines Pyjamas steckte. Selbst zu Untersuchungen trug er es bei sich, und nachts legte er es auf seinen Nachttisch. Keiner wusste, wer die Frau war. Seine Mutter vielleicht, die Schwester, eine frühere Geliebte? In seinen Unterlagen stand lediglich, dass er nicht verheiratet war und keine Kinder hatte.

„Wenn ich zurückkomme, dann wirst du meine Frau!“ Dieses Versprechen, von dem niemand mehr etwas wusste, hatte sich in sein Gehirn regelrecht eingebrannt. Mit keinem Menschen sprach er darüber. Nicht mit seinen Verwandten, die ihn, den Psychopath, ohnehin nicht mehr besuchten, auch nicht mit den Psychiatern, die in seiner Seele Kehraus machten und seine innersten Gedanken und Gefühle hervor holten.

Seine Frau, die er heiraten wollte – um keinen Preis der Welt hätte er ein Sterbenswörtchen davon verraten. Vielleicht war dieses Geheimnis der Antrieb, der ihn noch am Leben hielt. Gebrochen und innerlich zerstört zwar; ein Mensch, dessen Vergangenheit zerstört war und dessen Zukunft nicht existierte, aber immerhin noch mit den notwendigen Lebensfunktionen ausgestattet.

Wie lange war er nun unterwegs, in dieser tristen, kalten Herbstwelt? Er wusste es nicht. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor. So, als wäre er all die Jahre unterwegs gewesen zu seiner Frau, der Frau im Rollstuhl mit den glatten, hellen Haaren und dem melancholischen Lächeln.

Dabei war es erst gestern Abend, nach dem Abendbrot, als er aus der Anstalt entwischt war. Er wurde ja schon längst nicht mehr bewacht und erst recht nicht gefesselt. Er schaffte es, aus dem Haus in den Park und durch den Wirtschaftseingang hinaus zu gehen. Warum er das nicht schon längst getan hatte? Die Antwort war einfach: Erst jetzt hatte er seine Frau wiedergefunden. In einer Zeitung, die im Fernsehraum lag. Dort war sie auf einem Foto abgebildet, drei Männer um sich herum, die strahlten, als hätten sie im Lotto gewonnen. Darunter stand, dass diese Repräsentanten verschiedener Organisationen der seit ihrer Jugend gehunfähigen Frau Cornelia Hirsch einen elektrischen Rollstuhl übergeben haben, der aus Spenden finanziert wurde. Steuern kann sie ihn mit dem Kopf oder mit der Hand.

Cornelia Hirsch! Diesen Namen kannte der frühere Wachmann noch ganz genau! Wie oft hatten sie beide darüber gelacht, dass ausgerechnet jemand, der im Rollstuhl sitzt, Hirsch heißt. „Wenn wir heiraten, bekommst du meinen Namen!“, hatte er ihr gesagt. Und sie erwiderte stets: „Nein, nein, ich will ein Hirsch bleiben – der König der Wälder!“ Und dann hatte er sie mit ihrem Rollstuhl in den Stadtwald geschoben, wo sie ihm erklärte, wie die Vögel hießen, die dort zwitscherten.

Doch auch ohne den Namen hätte er sie erkannt. Sie hatte sich verändert, gewiss, so viele Jahre gehen an keinem Menschen spurlos vorüber. Doch ihr Blick war derselbe geblieben. Zwischen den Männern, die sich im Gefühl sonnten, etwas umwerfend Gutes zu tun, lächelte sie melancholisch in die Kamera, mit seltsam leerem Blick, aber doch unverkennbar sie. Nur dieses Lächeln sah er, nicht ihre eingefallenen Wangen, ihre dünnen Haare. Dieses Lächeln würde er nie vergessen!

Zum Glück stand in dem Beitrag auch, wo die mit dem Rollstuhl Beschenkte

lebte. Es war ein Pflegeheim in einer Kleinstadt. „Wo ist denn das?“, hatte er reihum gefragt, bis es ihm ein Pfleger erklärte. „Das ist ein ziemlich neues Heim, in H., erst vor drei Jahren gebaut. Dort kommst du aber nicht hin, das ist nichts für Psychos“, hatte der Pfleger mitleidig gesagt. „Ist das weit von hier?“ „Für dich schon, oder wie willst du 30 Kilometer runterkriegen. Aber wozu willst du das denn wissen?“, wunderte sich der Pfleger.

Der Mann hatte nichts erwidert, sondern wortlos seine Tabletten genommen, und war auf sein Zimmer gegangen. Dort blieb er nicht lange, denn kaum wurde das Licht ausgemacht, ging er los, durch die Anstalt, hinaus, in die Welt vor den stets verschlossenen Toren.

Er hatte keine Ahnung, wohin er gehen sollte. Er wusste nur, dass er seine Frau finden musste. Er zog sich den Lodenmantel über den Pullover und die grau-braune Cordhose an und lief einfach los, bis er sich, mitten in der Nacht, auf eine Bank setzte. Dort musste er wohl eingeschlafen sein. Noch bevor es hell wurde, machte er sich, durchfroren und erschöpft, erneut auf den Weg. Auf gut Glück fragte er einen Passanten nach dem Heim in H. „Von dort kommen Sie wohl her und finden nicht mehr zurück? Warten Sie, ich hole die Polizei, die bringt sie hin!“, sagte der Angesprochene eilfertig und griff zum Handy. Nein, die Polizei wollte er nicht. Bestimmt würden sie ihn sowieso schon suchen und wenn sie ihn aufgriffen, dann führten sie ihn wieder ab, gaben ihm Spritzen und fesselten ihn und er würde nie zu seiner Frau kommen. Nein, nur das nicht! Zum Glück hielt in diesem Moment neben ihm ein Bus, er stieg ein und atmete tief durch, während ihm der Passant verdutzt hinterher sah.

War es eine Fügung des Schicksals? Der Bus fuhr zwar nicht nach H., aber immerhin in die Richtung. Als er den Fahrer nach dem Ziel fragte, erklärte ihm dieser, dass er ein paar Stationen weiter umsteigen müsse. „Haben Sie überhaupt eine Fahrkarte?“, wollte der Mann hinterm Lenkrad wissen. Eine Busfahrkarte? Nein, die hatte er nicht, woher auch, und Geld hatte er ebenfalls keines. „Und wie haben Sie sich das vorgestellt? Einfach ein bisschen schwarzfahren?“

Hilflos zuckte der Mann die herabhängenden Schultern. Vorgestellt hatte er sich nur, dass er zu seiner Frau gelangen musste, aber nicht, wie. Es würde sich irgendwie ein Weg finden. „Ich muss nach H. in das Heim“, sagte er unsicher. „Können die nicht besser auf Euch aufpassen?“, murrte der Fahrer und setzte hinzu: „Und du bist dir sicher, dass du dorthin gehörst, Opa?“. Ja, das war er, absolut sicher! „Also gut, ich zeige dir, wo du umsteigen musst, und das nächste

Mal lässt du dir dein Portmonee mitgeben, okay?“

Der Busfahrer setzte ihn draußen vor der Stadt ab. Er erklärte ihm, mit welchem Bus er weiterfahren müsse, und der Mann nickte, so, als würde er genau verstehen.

Kaum war der Bus außer Sichtweite, ging er los. Auf einem Schild las er den Namen der Stadt, ihn die er wollte. Er war auf dem richtigen Weg!

Er lief und lief, langsam, schlurfend. Die Füße taten ihm weh, er verspürte brennenden Durst. Diesen stillte er an einem Brunnen, den Blick verstohlen um sich schweifend, denn er wollte nicht, dass ihn jemand beobachtete. Bestimmt würden sie ihn suchen, und wenn sie ihn erst einmal hatten, dann würden sie dafür sorgen, dass er nie mehr raus käme. Und dann würde er nie zu seiner Frau gelangen, auch wenn sie so nahe bei ihm war! Nein, das durfte nicht sein! Er musste zu ihr, denn er hatte es ihr versprochen!

Bis hierher war er gekommen und nun konnte er eigentlich nicht weiter. Doch er musste! Mühsam rappelte er sich auf und ging weiter. Er lief und lief. Weit vor sich sah er die Türme einer Stadt. Ob es wohl sein Ziel war? Er wusste es nicht, doch er lief einfach draufzu.

Es dunkelte bereits wieder, als er die ersten Häuser erreichte. Jetzt, im Herbst, gingen die Tage schnell zu Ende, doch das konnte ihm nur recht sein. Wenigstens sah ihn dann keiner. „Wo geht es hier zu dem neuen Pflegeheim?“, fragte er einen, der gerade zu seinem Auto ging. „Sie gehören wohl dorthin? Warten Sie mal, ich wollte gerade zum Einkaufen, da komme ich praktisch dort vorbei, da kann ich Sie gleich mitnehmen. Sie haben sich wohl verlaufen? Na, dass Sie nicht noch zu spät zum Abendessen kommen!“ Bevor er etwas erwiderte, wurde er auf den Beifahrersitz komplimentiert, bekam den Gurt umgelegt, und los ging die Fahrt.

Sie dauerte keine fünf Minuten, dann sah er ein Heim. Nein, eigentlich war es mehr ein Palast, mit Blumenrondell vor der großen Einfahrt. „Jetzt sind wir da, hinein finden Sie allein, denke ich“, sagte der hilfsbereite Autofahrer und half ihm beim Aussteigen. Er bedankte sich mit einem stummen Blick und einem festen Händedruck.

Dann stand er vor dem Haus, in dem seine Frau wohnte! Unfähig, sich zu regen, stand er davor. Konnte er einfach so hinein gehen? Mehrmals setzte er an, doch immer wieder verließ ihn der Mut. So viele Jahre hatte er gewartet, und jetzt traute er sich nicht, das Haus zu betreten! Er starrte auf die vielen Fenster,

als könnte er hinter einem davon ihr Lächeln sehen. Wenn er jetzt nicht bald den Schritt wagte, würden sie ihn finden und zurück in die Anstalt bringen.

Er nahm allen Mut zusammen und ging hinein. Niemand fragte ihn, kein Mensch achtete auf ihn. Es war nichts Ungewöhnliches, das ein älterer Herr dieses Haus betrat. Er ging durch Gänge, über Treppen, in diese und in jene Richtung und fand sich schließlich überhaupt nicht mehr zurecht. „Ach, bitte, können Sie mir vielleicht sagen, wo ich Frau Hirsch finde?", sprach er eine ältere Frau an. Diese überlegte einen Moment. „Frau Hirsch, warten Sie mal, die war doch neulich in der Zeitung. Ja, die liegt drüben, in der Pflegeabteilung. Da entlang den Gang, ins andere Haus, Sie können es nicht verfehlen!"

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, während er den Gang entlang lief. Die Schmerzen waren vergessen, ebenso all die Jahre in der Anstalt, die Spritzen, die Fesseln, das eingesperrt Sein. Nur sie sah er, ihren Blick mit dem melancholischen Lächeln, welches sich ihm so tief eingeprägt hatte.

Gleichzeitig schwirrten die Gedanken durch seinen Kopf: Was sage ich ihr? Kennt sie mich noch? Will sie noch etwas von mir wissen? Darüber hatte er bisher nie nachgedacht. Der Gedanke an seine Frau, diese fixe Idee, hatte ihn am Leben gehalten. Er hatte ihn wie in einer unzugänglichen Schatzkammer in seinem Inneren bewahrt, geschützt vor der Welt, die in ihm einen Psychopathen sah.

Gleichzeitig dachte er daran, dass er gesucht wurde, ein entflohener Sträfling war. Wie ein Gewalttäter sah er freilich nicht aus, mit hängenden Schultern und schlurfendem Schritt den Gang entlang trottend, sich unsicher an der Wand entlang tastend. Doch er gehörte weggesperrt, da ließen sie mit Sicherheit keine Luft ran. Und sie würden ihn finden, er konnte nicht ewig auf der Flucht sein. Er war ein gebrochener Mann.

Doch das zählte jetzt nicht. Er war auf dem Weg zu ihr, würde sie sehen. Endlos lang schien der Gang zu sein. Er schien sich mit jedem Schritt, den er tat, zu verlängern. Doch machte das etwas aus, so kurz vor dem Ziel, auf das er über 30 Jahre lang gewartet hatte?

Er kam in das Nebengebäude, fand sich in einer Halle mit großen Fenstern, einem kleinen Springbrunnen in der Mitte, Grünpflanzen und Sitzmöbeln aus Korb wieder. Verwirrt schaute er in alle Richtungen, doch niemand nahm Notiz von ihm. Aufs Geradewohl ging er weiter, kam an unzähligen Zimmern vorbei. Irgendwann stand er wieder in der Halle mit dem Springbrunnen und den vie-

len Grünpflanzen. Er wagte es nicht, noch einmal jemanden zu fragen. Vielleicht erkannten sie in ihm ja dann den Gesuchten, der aus einer psychiatrischen Anstalt geflohen war! Also ging er weiter, in einen anderen Gang.

Plötzlich stutzte er. Er kam an einer offenen Tür vorbei, von drinnen drang Gemurmel an sein Ohr. Aus dem Stimmengewirr heraus hörte er ihre Stimme! Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er zurück zu der offenen Tür ging und hinein sah.

Es schien ein Gesellschaftsraum zu sein. In der Ecke stand ein Fernseher, vor dem einige Leute in Rollstühlen saßen. In der Mitte befand sich ein Tisch mit Zeitungen und Würfelspielen, mit denen sich ebenfalls einige Bewohner beschäftigten. Und ganz vorn, gleich neben der Tür, da sah er sie! Sie saß, mit dem Rücken zu ihm, einem Pfleger gegenüber, der ihr aus einer Zeitung vorlas. Sie musste wohl eine Bemerkung dazu gemacht haben, was ihn hatte stehen bleiben lassen.

Starr und gebannt auf sie blickend brachte er nur drei Worte hervor: „Da bin ich!“ Seine Stimme zitterte und sie hatte bestimmt kaum noch Ähnlichkeit mit früher. Da bin ich! Ich habe mein Versprechen gehalten und bin zu dir gekommen! Ich habe dich nicht vergessen! Das ging ihm durch den Kopf, während er auf eine Reaktion wartete.

Diese ließ auf sich warten. Er sah, wie sie zuerst stocksteif sitzen blieb, vielleicht eine Minute lang und dann, ganz langsam, den Kopf drehte. „Ist irgendwas, Frau Hirsch?“,fragte der Pfleger schließlich und hob den Blick zu dem Mann, der hinter ihr stand. „Kann ich ihnen helfen?“ „Ich bin da“, vermochte er nur zu wiederholen, und er nahm wahr, wie sie sich jetzt angestrengt bemühte, in seine Richtung zu blicken. „Warten Sie, ich helfe Ihnen“, sagte der Pfleger und stand auf. Er hatte offenbar begriffen, dass seine Patientin etwas mit diesem seltsamen Mann zu tun hatte, der da plötzlich in der Türöffnung stand. Er half ihr, den Rollstuhl zu drehen.

Dann standen bzw. saßen sie sich gegenüber. Sie blickte zu ihm auf, ihr Mund formte Worte, ohne dass sie über die Lippen kamen. Schließlich sagte sie leise, mit einem Lächeln: „Bist du das? Mein Retter?“

Er sah dieses Lächeln und dann erst einmal nichts mehr. Er musste wohl zusammengesackt sein. Sein Körper hatte ihn bis hierher getragen, mit einer Kraft, die nur aus seinem sturen Willen gespeist wurde. Mehr war nicht möglich. Das Nächste, wessen er gewahr wurde, war der Pfleger, über ihn gebeugt, der ihm

leicht ins Gesicht schlug und immer wieder fragte: „Ist alles in Ordnung mit Ihnen?“ Gleichzeitig fühlte er den Puls und drückte auf einen Rufer.

Wo ist sie, fragte er sich bange, während er in einem weichen, tiefen Sessel hing, aus dem aufzustehen ihm ohne fremde Hilfe unmöglich war. Dann spürte er einen sanften Händedruck an seinem rechten Arm. Mühsam wandte er den Blick auf diese Seite und blickte in ihre Augen. „Du bist es wirklich?“, fragte sie erneut und tätschelte sanft seinen Arm. „Du bist zu mir gekommen?“

Sie konnte es nicht glauben. Es hatte eine Weile gedauert, bis ihr die Geschehnisse aus der Vergangenheit wieder ins Bewusstsein drangen. Ja, da gab es einst einen Mann, der ihr geholfen hatte. Er hatte sie nicht nur beschützt, sondern auch an ihrem Leben teilgenommen. Für ihn war sie nicht nur ein Pflegefall, um den man sich kümmern musste, sondern ein Mensch mit Emotionen und Sehnsüchten.

Doch er war auch unbeherrscht und das wurde ihm zum Verhängnis. Immer wieder hatte sie ihn gebeten, er möge doch vernünftig sein. Aus Angst um ihn, aber auch aus Angst davor, wieder allein zu sein. Sie wollte ihn nicht verlieren, doch sie verlor ihn allzu schnell, weil er in seiner Sturheit nicht nachgeben konnte. Ja, er hatte ihr irgendetwas zugerufen, dass er zurückkommen wollte, doch sie hatte nie wieder etwas von ihm gehört.

Dass er, seitdem sie ihn aus ihrer Wohnung abgeführt hatten, in einer psychiatrischen Anstalt zubringen musste, wusste sie nicht. Jetzt stand er plötzlich vor ihr und fiel nach den ersten Worten gleich um. Wie war er nur hierher gekommen? Und warum erinnerte er sich nach so langer Zeit auf einmal wieder an sie?

Diese Fragen gingen ihr durch den Kopf, während ein eilig herbei gerufener Arzt sich um ihn bemühte. Er holte eine Spritze aus seinem Koffer und sprach begütigend: „Das wird Ihren Kreislauf stabilisieren, anschließend untersuche ich Sie noch einmal gründlich, und Sie sagen mir, wer Sie sind, ja?“ „Ich, ich wollte zu ihr, zu Frau Hirsch, ich hatte es ihr versprochen“, stammelte er voller Angst, dass er sie gleich wieder verlieren würde.

Doch hier sperrte ihn niemand weg. Der Arzt sprach leise mit der Frau, dann wandte er sich wieder ihm zu. „Wir warten noch ein paar Minuten, dann fahren wir sie ins Untersuchungszimmer. Frau Hirsch kann gern mitkommen, ihr Pfleger bringt sie nach. Wenn Sie wollen, können Sie sich erst einmal mit ihr unterhalten.“ Diskret ging er mit dem Pfleger einige Schritte vor die Tür.

Nun waren sie zusammen und keiner wusste, was er sagen sollte. Sie streichelte unaufhörlich seinen Arm und er blickte ihr unverwandt in die Augen. So viele Fragen brannten ihnen auf der Seele, aber sie schauten sich nur an. „Gut siehst du aus“, sagte er schließlich und sie lächelte müde dazu. „Wir haben uns sehr verändert“, meinte sie mit einem sanften Blick.

Ihr Lächeln ließ ihn nur ihre innere Schönheit erkennen. Sie sah wunderschön aus, genau so wie vor 30 Jahren. Er nahm nicht ihre eingefallenen Wangen, die dünnen, strähnigen Haare, wahr. Während er in den Untersuchungsraum gefahren wurde, blieb sie an seiner Seite, von ihrem Pfleger geschoben. „Dein Haar…“, hub er schließlich zu sprechen an. Sie nickte nur. „Die Chemotherapie“, sagte sie. Er wusste zwar nicht genau, was sie meinte, aber er registrierte, dass sich alles um sie herum, ihrer beiden Leben, auch ihre Körper verändert hatten – nur nicht die Erinnerung an eine wunderschöne Zeit.

Diese ließ die Gefühle im Handumdrehen wieder aufleben. Sie gehörten zusammen. Die jeweiligen Lebensumstände verhinderten andere Partnerschaften. Weder ein Psychopath noch eine schwermütig-depressive Rollstuhlfahrerin, die an den Folgen einer Kinderlähmung litt, fanden einen Menschen, der mit ihnen das Leben verbringen wollte. Als bei ihr dann noch Leukämie festgestellt wurde, fand sie sich damit ab, dass sie ihr Leben als Pflegefall, ordentlich-freundlich verwahrt, aber von niemandem geliebt, beenden würde. Nur zögernd ließ sie seine Hand los, während ihn der Arzt untersuchte, das Herz abhörte und ihm in die Pupillen schaute. „Ein kleiner Schwächeanfall, nicht verwunderlich nach den Anstrengungen“, sagte der Mediziner.

Woher wusste er von den Anstrengungen? Durch seinen medizinisch geschulten Blick? Nein, er wusste mehr. Er wusste beinahe alles über den seltsamen Mann. Der Arzt hatte davon gehört, dass aus einer psychiatrischen Anstalt in der nahe gelegenen Großstadt ein Mann abgängig war. Alter und Beschreibung passten, und so hatte er dort angerufen. Bald würden seine Betreuer hier sein.

Die Zeit bis dahin wollte niemand dem so ungewöhnlichen Liebespaar nehmen. Noch einmal sagte er zu ihr: „Ich habe dir doch versprochen, dass ich zu dir zurück komme!“ „Und dann werde ich deine Frau“, ergänzte sie mit ihrem Lächeln, welches sich mit nichts auf der Welt vergleichen lässt. Weder das Alter noch Krankheit oder Gram konnten daran etwas ändern.

Nur einmal verlor sie ihr Lächeln und wandte sich kurz ab – als er ihr das Bild zeigte, welches er stets bei sich trug. Nein, sie wollte diese Vergleiche nicht, zu

offensichtlich war der Verfall, der sie eingeholt hatte. Dabei registrierte sie durchaus auch bei ihm den körperlichen Verfall, nur nahm sie ihn emotional genau so wenig wahr wie er ihre ausgefallenen Haare und ihr abgezehrtes Gesicht. Die verdammte Chemotherapie, die den Krebs eindämmen sollte – wozu eigentlich, hatte sie sich so oft gefragt, wozu diese heimtückische Krankheit eindämmen? Wenn der liebe Gott es so vorgesehen hatte, dass sie nach einer lebenslangen Krankheit schließlich am Krebs eingeht – ihr war es recht, nichts gab es für sie, wofür es sich zu leben lohnte. Vor dem Tod hatte sie keine Angst mehr. Höchstens vor dem Sterben. Es sollte schnell und möglichst schmerzfrei gehen. Schon viele Jahre lag es zurück, dass sie eine Erklärung unterschrieben hatte. Auf keinen Fall sollte sie, wenn keine Aussicht mehr auf Besserung besteht, von Maschinen künstlich am Leben erhalten werden. Wenn es soweit war, dann wollte sie einfach ihre Ruhe haben.

Aber wer weiß: Vielleicht war es ja doch zu etwas gut, dass sie die Tortur der Bestrahlungen und der systematischen chemischen Vergiftung der Wachstumszellen ihres Organismus auf sich genommen hatte. Gab es so etwas wie Vorahnung? Wenn, dann höchstens im tiefsten Unterbewusstsein. Er war ja nicht wieder zu ihr gekommen, blieb verschollen; vielleicht hatte er sich aus dem Staub gemacht, um sich nicht an einen Krüppel binden zu müssen. Ja, als Krüppel sah sie sich in erster Linie, nicht als Frau. Als jemand, der Anderen nur zur Last fiel.

Doch jetzt war er da. Aus dem Nichts aufgetaucht. Wie lange würde er bleiben? Träumte sie das alles nur? War dieser Mann, der sie geliebt hatte und jetzt plötzlich wieder vor ihr stand, nur die große Illusion ihres Lebens? Nein, er war wirklich hier, und die Vergangenheit wurde für sie beide wieder lebendig. Sie hielten sich nur still an den Händen und gaben sich ganz dem Gefühl hin, zusammen zu sein.

Wie lange das dauerte konnte schließlich keiner von ihnen sagen. In der Hingabe der Gefühle verliert die Zeit ihre Bedeutung, Minuten und Sekunden können zur Unendlichkeit werden. Bis schließlich Männer in weißen Kitteln auftauchten und sie in die Realität zurückholten. „Na, Herr M., Sie haben uns ja einen Schrecken eingejagt!“, sagte eine laute Stimme.

Sie hatten ihn gefunden! Jetzt würden sie ihn so einsperren, dass er überhaupt nicht mehr heraus kam. War der Ausflug in die Welt seiner innersten Gefühle damit schon zu Ende, für immer? Die Stimme ließ Anderes erahnen. „Warum haben Sie uns denn nicht Bescheid gesagt, dass Sie hier jemanden besuchen

wollen? Wir hätten das doch organisieren können!"

Bescheid gesagt? Nie und nimmer hätten sie ihn dann rausgelassen! Was redete dieser Mann da? Er sprach weiter auf ihn ein: „Also einfach so verschwinden und niemanden etwas sagen – das geht doch nicht! Ihr Pfleger hat sich solche Sorgen um Sie gemacht. Wie leicht hätte Ihnen etwas zustoßen können – und so ganz macht der Kreislauf diese Abenteuer ja auch nicht mehr mit, wie ich schon gehört habe!"

Die Männer standen vor ihm. Sie machten keinerlei Anstalten, ihn zu fesseln und mit einer Spritze ruhig zu stellen. Er brauchte Zeit, um sich von diesem Schrecken zu erholen. Langsam erhob er sich, unsicher stand er vor ihnen, dann stammelte er: „Ich… ich musste das einfach, ich musste hier her, zu ihr…". Die Worte blieben ihm im Hals stecken. Zu schwer fiel es ihm, von seinem Traum Abschied zu nehmen.

Jetzt sprach erneut der Arzt. „Aber Sie hätten doch nur mal ein Wort zu sagen brauchen, dann hätten wir das für Sie organisiert! Samstags ist Ausflugstag, ein Betreuer hätte Sie hergefahren!"

Er verstand gar nichts mehr. „Aber… wieso denn? Ich darf doch nicht raus, bin eingesperrt!"

Jetzt lächelten die Umstehenden in den weißen Anzügen, milde und nachsichtig. „Aber was erzählen Sie denn da, Herr M.! Sie sind doch nicht eingesperrt und selbstverständlich dürfen sie raus, wenn Sie das wollen – und das anmelden, damit Sie jemand begleitet, denn Sie brauchen Hilfe." Einer der Pfleger ergänzte leichthin: „Sie sind doch freiwillig bei uns!"

Freiwillig? Er verstand überhaupt nichts mehr, und vor lauter Aufregung wäre er beinahe wieder umgekippt. Ein Pfleger schob ihm einen Rollstuhl hin, und der Stationsarzt übernahm die Initiative: „Ich würde vorschlagen, wir gehen in mein Büro und klären die Sachlage."

Nur widerstrebend ließ die Frau seine Hand los. Der Mann rief verzweifelt: „Bitte, kann sie nicht noch mitkommen?" Seine angsterfüllten Augen hefteten sich auf den Arzt. Dieser wandte sich an die Frau. „Sind Sie eine Verwandte?" Sie zögerte mit der Antwort. Der Mann kam ihr zuvor. „Sie ist der einzige Mensch, den ich habe!" „Also gut," entschied der Arzt, „wenn es Ihnen nichts ausmacht und Herr M. das gern möchte, dann ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie mitkommen!"

Zwei Rollstühle wurden nebeneinander den Gang entlang gefahren, mit ei-

nem Tross aus Pflegern und den beiden Ärzten, die weiter diskutierten, im Schlepptau. Berühren konnten sie sich nicht, nicht mit den Händen. Aber die Augen ließen einander nicht los.

Im Büro angekommen fing der Arzt aus seiner Anstalt an zu reden. „Herr M., Sie sind auf freiwilliger Basis stationärer Patient in unserer Klinik. Sie wurden einst auf gerichtlichen Befehl bei uns eingewiesen, zur Sicherungsverwahrung. Doch diese Auflagen sind längst erloschen, ein Gutachten hat sie schon vor mehreren Jahren als klinisch geheilt ausgewiesen. Doch weil Sie sich nicht in der Lage sahen, allein für sich zu sorgen – eine Einschätzung, die wir ärztlicherseits teilen –, erklärten Sie sich bereit, weiter stationär bei uns zu bleiben. Sie können natürlich jederzeit das Klinikgelände verlassen, wenn auch, wie wir vorgeschlagen haben, in Begleitung. Dabei geht es jedoch einfach um Ihre Sicherheit. Und wenn Sie wollen, könnten Sie auch auf eigenen Wunsch den Klinikaufenthalt beenden – wenn Sie zum Beispiel anderswo unterkommen und für Ihr Wohlbefinden Sorge getragen wird."

Das musste er erst einmal setzen lassen! Er war die ganze Zeit – zumindest die letzten Jahre – freiwillig in dieser Anstalt? Hätte jederzeit rausgekonnt? Wieso?

Er versuchte sich zu erinnern. Doch über den letzten Jahren lag ein dichter grauer Schleier, der nichts freigab. Dumpf hatte er vor sich hingelebt, den Alltag in der Anstalt über sich ergehen lassen, ohne Regungen, ohne tiefere Empfindungen. Möglich, dass ihm irgendwann einmal irgendein Zettel zum Unterschreiben vorgelegt wurde. Er hatte alles mechanisch getan. Nur die Erinnerung an die Frau war ihm geblieben. Jetzt hatte er sie gefunden. Und – durfte er jetzt bei ihr bleiben? Sie zumindest wieder sehen? Wenn er den Mann im weißen Anzug, den Arzt, richtig verstanden hatte und das alles nicht nur ein Traum war, dann ja!

Dieser sprach erneut. „Herr M., vielleicht ist jetzt nicht der richtige Moment, etwas zu entscheiden. Da müssten auch noch einige Dinge geklärt werden. Sie wissen auf alle Fälle – sollte Ihnen das entfallen sein –, dass sie weder eingesperrt noch zwangsweise bei uns leben und jederzeit die Möglichkeit haben, Ihre Bekannte zu besuchen. Aber das sprechen wir künftig ab, ja? Und wenn Sie irgendwann einmal in ein Pflegeheim wechseln möchten, dann legen wir Ihnen bestimmt keine Steine in den Weg!"

War es nur ein Traum? Er sah ihr Lächeln vor sich, so wie er es all die Jahre still geträumt hat, doch jetzt erlebte er es wirklich. Und sie ergriff seine Hand

und sagte zu ihm: „Jetzt verlieren wir uns nicht mehr!"

Nein, nie wieder würden sie sich verlieren! Bis an ihr Lebensende würden sie zusammen sein. Auch wenn er jetzt erst einmal in seine Klinik – die Anstalt – zurück fahren würde. Die beiden Ärzte besprachen noch etwas miteinander, dann verabschiedete man sich. „Nächste Woche schon kriegen Sie Besuch, da müssen wir ja ihr Zimmer noch etwas schmücken", sagte einer der Pfleger mit einem verschwörerischen Augenzwinkern zu ihm. Allmählich dämmerte es ihm: Er war nicht mehr der Psycho. Nur er selbst hatte sich zuletzt noch so gesehen. Weil er sich einmal so daran gewöhnt hatte und es nicht anders kannte.

Er verabschiedete sich von ihr. Sie sahen sich lange Zeit an, blickten sich tief in die Augen. „Ich komme wieder", sagte er und schluckte dabei. Das hatte er ihr schon einmal versprochen und es dauerte über 30 Jahre, bevor er es wahr machen konnte. So lange würde es nicht wieder dauern, und so lange hatten sie auch nicht noch einmal Zeit. „Ja, du kommst wieder – und bald schon komme ich zu dir", sagte sie zu ihm und blickte ihn an mit ihrem Lächeln, das ihn sein halbes Leben lang begleitet hatte. Nun würde er es nie wieder verlieren. Der Kreis hatte sich geschlossen – sie waren zusammen.

Portrait



Ronald Willmann, Lichtenstein / Sachsen, geb. 1967

Journalist und Autor, jahrelang als Redakteur bei einer Wochenzeitung tätig, daneben Autor von Glossen und satirischen Beiträgen in Internet- und Printmedien sowie von Satireprogrammen (eigene wie auch für andere Künstler), im journalistischen Bereich intensive Beschäftigung mit dem Thema Sekten, vor allem Scientology, Veröffentlichungen dazu in Dresdener Neueste Nachrichten, Sächsische Zeitung, Dresdner WochenKurier, ein Buch: „Der Vertreter" – ein realitätsnaher Sektenroman über scientologische Machenschaften.

Prosa Platz 9

Holger Burmeister

Der Drachen

Ich hatte das Bett am Fenster. Georg lag in der Mitte und Rainer residierte am anderen Ende an der verglasten Trennwand, durch die man einen guten Blick in das angrenzende Einzelzimmer hatte, in dem immer schwerkranke Kleinkinder vor sich hin vegetierten. Gemeinsam bildeten wir drei eine Art Hufeisen.

Ich war aus Espelkamp angereist, eine Kleinstadt, die etwa 40 Kilometer östlich von Osnabrück lag, weder Fisch noch Fleisch war und mit keinem Krankenhaus, schon gar nicht mit einer entsprechenden medizinischen Fachabteilung aufwarten konnte, die mir irgendwie weiterzuhelfen vermochte.

Georg kam aus dem Norden Osnabrücks und genoss somit den Status des Lokalmatadoren, den das Leben aber mächtig auf die Hörner genommen hatte. Wenn er lag, und das tat er fast immer, weil der Muskelschwund ihm ordentlich zusetzte, zeigte sein Kopf zu mir und seine Füße auf Rainer. Georg war etwa eins achtzig groß, wog aber für einen 11jährigen mit 35 Kilogramm nun viel zu wenig. Bei allem, was er tat, wirkte er wie eine Marionette, der man die Schnüre durchgeschnitten hatte. Alles wackelte und klapperte, und ohne eine menschliche Stütze kam er keinen Meter mehr weit. Da der Kopf aber seine Maße behalten hatte, sah er aus wie ein Kürbis auf einem Besenstiel. Der Kopf war einfach zu überdimensional für das, was noch von Georg übrig geblieben war. Georg hatte irgendwann begonnen sich zentimeterweise aufzulösen.

Rainer dagegen war ganz anders. Er kam aus Dortmund. So richtig aus der harten Gegend. Er war ein paar Monate älter als ich und hatte vor gar nichts Respekt. Seine roten Haare und die Sommersprossen waren immer in Bewegung. Auch seine Musik hatte mehr Biss als meine. Er stand auf AC DC, und als ich mich einmal in die Musik hineingefunden hatte, konnte ich sogar ebenfalls ein Lieblingsstück ausmachen. TNT. Bonn Scott schrie den Refrain heraus in unserem sterilen Krankenzimmer. Fast den ganzen Tag, auch wenn wir simultan inhalierten, lief AC DC von Kassette. Und zwar immer bis zu dem Zeitpunkt, da eine Schwester das Dynamit genervt aber unerschrocken mit einem Tastendruck entschärfte.

Am Wochenende war ich der Mann mit dem begehrten Logenplatz, wenn Christiane aus Zimmer zwölf, meist viel zu spät, bei Nacht und Nebel durch den

Garten geschlichen kam, gebeugt von einem schlechten Gewissen und einem kräftigen Asthmaanfall. In der einen Hand den Mofa-Helm, den sie als Mitfahrerin auf dem Mokick ihres Freundes benötigte, in der anderen ein Spray, dass sie pausenlos an den Mund setzte. Sie hatte in einer Disco oder Kneipe mal wieder Kette geraucht und anständig Bier getrunken. Das kannte man jedoch schon auf der Station. Im Handumdrehen war sie wieder in die gewohnte Position gebracht und lag mit aufgerissenen Augen wie der böse Wolf in ihrem Bettchen, die Abtrünnige vor dem Exorzismus, ihre rötlichen Haare wie Lava auf dem Kissen, und wartete auf ihre Opfer.

Man wollte mich von Grund auf renovieren, mit Atemgymnastik und dem Einüben eines geregelten Tagesablaufs unter Einbeziehung der Medikamenteneinnahme, da der Drachen, in diesem Stadium noch eher ein Küken, in den Bronchien und auf der Haut bisweilen Feuer speiend zu toben begann, zumeist abwechselnd, in einer überschaubaren, so genannten Symptomverschiebung. Zusätzlich hatte man sich, – wer eigentlich? – , über eine psychotherapeutische Behandlung verständigt.

Wenigstens war ich nicht wirklich auf der Psychiatrischen einquartiert worden. Aber zweimal in der Woche bekam ich Besuch von einem Seelenklempner, den meine Zimmergenossen nur Jesus nannten. Dr. Galonska versuchte alles ganz unbeschwert aufzuziehen. Er kam in einem ärmellosen dunklen Hemd und braunen Sandalen in unser Dreibettzimmer geschlappt und fragte mich, ob ich gerade beschäftigt sei. Naja, was sollte ich schon vorhaben. Ich saß in der Falle.

Wir nahmen zwei Stühle aus unserem Zimmer und setzten uns einander gegenüber, draußen in die Sonne, zwischen diese Schaukelgeräte, die auf großen Sprungfedern montiert waren. Die Station besaß so etwas wie eine lang gestreckte ebenerdige Terrasse aus grauen Steinplatten, die an einer großen Wiese endeten.

Sein Bart versuchte mich unbemerkt in ein unverfängliches Gespräch zu verwickeln. Er hatte die Beine übereinander gelegt und seinen Notizblock auf dem linken Oberschenkel. Dann eröffnete er offiziell die Therapie.

„Helge, ich möchte dir jetzt ein paar Begriffe nennen. Du hörst dir jeweils diesen Begriff an und sagst ohne lange zu überlegen, was dir dazu einfällt. Es kann auch nur ein Wort sein.“

„Okay.“

„Hast du verstanden?“

„Ja, ich hab’s kapiert.“ Das war natürlich billig. Auf so einen Trick würde ich nicht hereinfallen. Das konnte er sich abschminken. Einfach irgendwas erzählen, dachte ich.

„Es geht los“, sagte er. Er eröffnete die Partie mit „Schwarz“.

Ich antwortete pflichtgemäß mit „Weiß“, was ja schon Quatsch war, da beim Schach immer „Weiß“ den ersten Zug hatte. Der Anfänger.

Er: „Gelb.“

Ich: „Grün.“

Er: „Sonne.“

Ich: „Regen.“

Er: „Ich.“

Ich: „Hier.“

Er: „Schule.“

Ich: „Macht Spaß.“

Er: „Tag.“

Ich: „Nacht.“

Er: „Nachts.“

Ich zögerte. Nachts war, wenn ich versuchte einzuschlafen und meine Eltern sich wieder in die Wolle bekamen. Das war die Zeit, wenn ich meine Arme aufkratzte und öfters Atemnot bekam. Mittlerweile hatte ich abends im Bett begonnen über den Tod nachzudenken, sah dann vor dem inneren Auge große Zahnräder, die ineinander griffen, und hörte Stimmen, die mir gedämpft bis in den Schlaf folgten. Aber das würde ich ihm natürlich nicht sagen.

Mit einiger Verzögerung schob ich „schlafen“ ein. Er machte sich eine Notiz und fuhr fort.

„Schwester.“

Ich: „Astrid.“

Er: „Vater.“

Ich: „Äh....“

Wieder fielen mir tausend Dinge ein, die ich auf keinen Fall preisgeben würde. Ich wusste doch genau, was sie wollten. Das würden sie aber nicht von mir bekommen. Ich begann zu straucheln Und jetzt drohte ich lang hinzuschlagen. „Saufen“ würde ich auf keinen Fall entgegnen. Das glich einer Kapitulation. Ich wand mich einige Sekunden in diesem Netz von Gedanken. Dann gab ich mir

einen Stoß und sagte: „Großes Auto."

Er notierte wieder etwas.

„Ja, danke", sagte er. „Machen wir hier mal Schluss."

Ich atmete erleichtert auf.

„War doch gar nicht so schwer, oder?"

„War leicht."

Offensichtlich hatte er aber für alles vorgesorgt. Dr. Galonska machte sich bereit die glühende Zange anzusetzen und mich in einen Schraubstock zu spannen. Meine knappen und scheinbar gleichgültigen Antworten gaben ihm dafür genug Ansatzpunkte, gerade so, als hätte ich ihm im Beichtstuhl leutselig mein Herz ausgeschüttet. Er setzte seine Jesuslatschen nun fest auf die Steinplatten.

„Helge", begann er. „Du hast vorhin bei zwei Begriffen gezögert. Du warst in diesen Momenten sehr nachdenklich. Weißt du noch diese beiden Begriffe?"

„Kann mich nicht erinnern."

„Das waren die Begriffe ‚nachts' und ‚Vater'."

„Echt? Habe ich nicht gemerkt."

„Erzähl doch einmal von deiner Familie. Fang an, wo du möchtest…"

Kurz vor meiner Entlassung hatte ich *noch* eine Einladung erhalten, diesmal von Dr. Sczopinski. Dr. Sczopinski betreute eine Schar angehender Ärzte, die sich noch in der Ausbildung befanden. Im OP im ersten Stock sollte eine Art praxisorientierte Veranstaltung laufen, in der ich mich zur Schau stellen und von meinem Asthma und meinen Hautproblemen berichten sollte.

Kurz vor 14 Uhr stapfte ich in Turnschuhen los, durch unseren Korridor und dann die geschwungene Treppe hoch. Ich stieß die OP-Tür auf und stand vor einer etwa zwanzigköpfigen Gruppe. Alle saßen bereits. Es wurde sofort stiller im Saal. Man hatte mich erwartet.

Ich, als seltene Spezies, zog sofort die gierigen Blicke der Streber auf mich. Dr. Sczopinski begrüßte mich. Er schien hocherfreut und stellte mich kurz vor. Aber das interessierte eigentlich keinen. Sobald ich mein T-Shirt ausgezogen hatte, stürzten sich alle sofort auf die interessanten Symptome. Schlagartig hatte ich auf Brust und Rücken Stethoskope, die auf mir herum schnupperten wie Hundeschnauzen. Meine Arme wurden gedreht und gewendet. Ich war der Sklave kurz vor der Versteigerung, das betagte Rennpferd, dem kurz noch einmal ins Maul geschaut wurde, Schlachthof oder Gnadenbrot. Auf ein Signal von Dr. Sczopinski ließen dann alle von mir ab. Die Meute nahm widerwillig Platz und

wurde nun aufgefordert Fragen zu stellen. Die meisten waren jedoch an Dr. Sczopinski gerichtet, obwohl ich mitten im Raum, immer noch oben ohne, daneben stand. Scham stieg in mir hoch.

„Der Ausschlag in der Armbeuge des Jungen ist ja schon sehr massiv. Wie wird das behandelt, Herr Dr. Sczopinski?“

Alle möglichen Schlaumeier besprachen quadratzentimeterweise meine Leiden. Man gestikulierte in meine Richtung. Bei der ersten Stille, die irgendwann eintrat, bat ich darum wieder gehen zu können.

„Ja, äh…, natürlich, Helge“, sagte Dr. Sczopinski großzügig. „Vielen Dank. Auch im Namen der Studenten.“

Gern geschehen, Dr. Schimpanski. Im Namen des Gesetzes.

Am Tag meiner Abreise gab ich Dr. Sczopinski nur widerwillig die Hand und legte ihm, als er zur Visite abschwirrte, ein selbst gemaltes Bild mit einem schwarzen Totenkopf an die Bürotür. Auch der Jesus-Doppelgänger bekam eine Kopie. Rainer war schon einen Tag vor mir gegangen. Georg blieb und konnte nur mit großer Willensanstrengung seine Hand zum Gruß erheben. Hier würde ich nie wieder herkommen. Zumindest nicht gleich morgen.

Im täglichen Umgang mit meinen Gebrechen lief eine Zeit lang alles normal, zumindest so, wie es für mich zur Gewohnheit geworden war. Für die betroffenen Hautpartien gab es Fettcremes und Heilsalben, und meine Lungen setzte ich immer noch viermal am Tag für zwanzig Minuten komplett unter Dampf. Wir hatten nämlich ein nagelneues Gerät erstanden, das gleiche Modell wie in der Osnabrücker Klinik. Morgens war das natürlich eine klägliche Prozedur. Ich wurde um viertel vor sieben geweckt und bekam den Inhalator in die Hand gedrückt wie eine Olympia-Fackel. So völlig verknittert wusste ich mir aber oft nicht anders zu helfen, als anstandslos wieder einzuschlafen. Dann bekam ich jedes Mal Stunk mit meiner Mutter. Natürlich wollte ich stets vertuschen, dass ich mich schon wieder im Halbschlaf befand und eigentlich nur in das Gerät hineinsabberte.

Monatelang hatten die Medikamente alles ganz gut im Griff. Wie Schäferhunde bewachten die Salben die roten Punkte, die fast ausschließlich in den Armbeugen und Kniekehlen kauerten und mal dichter und mal spärlicher wurden. Verließ ein roter Punkt die Herde, wurde er zumeist von der passenden Creme zur Umkehr gezwungen. Schwang der Drachen in den Atemgängen zu energisch das Schwert, schaltete ich das Inhaliergerät ein und griff im Notfall zur letzten

Option, indem ich die Tropfen pur inhalierte.

Doch irgendwann, innerhalb von etwa vier Wochen, begann die Situation auf meiner Haut plötzlich zu eskalieren. Die Weideflächen des Ausschlags dehnten sich auf der Landkarte meiner Haut immer weiter aus. Wie Stoßtruppen hatten sich die Punkte aufgemacht, um bisher unerschlossene Gebiete für sich zu erobern. Die Rote Armee. Kurz gesagt: Meine Haut war ausgebucht. Das Boot war voll. Der Warschauer Pakt hatte mich in einer Blitzoffensive besetzt.

Gleichzeitig bekam der Ausschlag auch eine ganz andere Qualität. Es juckte nun stärker als früher. Bereiche entzündeten sich sogar, verursachten dadurch wiederum neue Brandherde. Krusten und kleine Hautschollen bildeten sich. Und als mich Klaus Seedorf in der Mathestunde etwas fragte, konnte ich meinen Kopf nicht mehr zu ihm wenden, da alles wie festgerostet war. Wie ein Roboter aus Alteisen war ich gezwungen, auf meinem Stuhl mit starrem Blick eine komplette Drehung zu vollführen, als hätte ich eine alberne Halskrause angelegt. Daraufhin schaute mich Klaus natürlich skeptisch an und fragte sich wohl, ob ich noch alle Nadeln am Baum hätte, oder ihn vielleicht verarschen wollte.

Fettcremes mit fast hundert Prozent Fettgehalt sollten nun für mich antreten, damit ich überhaupt noch einen Fuß vor den anderen setzten konnte. Aber nichts war ekelhafter, als komplett eingecremt und völlig zerschunden in die Kleidung zu schlüpfen, um dann unter der dicken, speckig glänzenden Schicht zur Schule zu gleiten und im überheizten Klassenraum vor mich hin zu brüten wie der Atommeiler in Biblis. Die Lage war wirklich außer Kontrolle geraten. Bald beneidete ich meine Schwester dafür, dass sie morgens einfach unbefangen aus dem Bett springen und sorglos den anbrechenden Tag begrüßen konnte. Bei mir rissen hingegen bei jeder Bewegung die dünnen Hautfähnchen, die am Ende nur noch übrig waren. Es erinnerte an die knusprige Pelle am Flügel eines Brathähnchens, den man vor dem Verspeisen aufknackte. Vom Bett schleppte ich mich nun morgens direkt in irgendwelche Heilbäder, die in der Badewanne auf mich warteten.

Eines Tages überreichte mir meine Mutter dann ein ganz besonderes Elixier. Sie brachte mir den Schierlingsbecher nach Feierabend aus der Apotheke mit. Der Inhalt dieses teuflischen kleinen Fläschchens sollte das Unheil von innen bekämpfen. Nach der Einnahme dieses Präparats stand einem angeblich eine sagenumwobene körperliche Katharsis bevor. Alle Giftstoffe sollten am Kragen gepackt und mit Arschtritt vor die Tür gesetzt werden. Ein Wunder war also mög-

lich.

Auch für meine Mutter war es die letzte Hoffnung. Fast überall war sie mit mir hingerannt. Und seit langem wusste sie nicht mehr, wie ihr Sohn eigentlich in Wirklichkeit aussah. Irgendwann hatte ich begonnen mich zu verpuppen. War aber leider in einem bestimmten Entwicklungsstadium stecken geblieben und schwitzte nun wie eine elende Made, der die Puste ausging. Dieses Heilwässerchen war das letzte Brecheisen, das wir noch ansetzen konnten. Bevor ich ins Bett ging, nahm ich noch einmal einen kleinen Schluck davon. Hoffnung flackerte auf, als ich mich nun in meinen Heilschlaf begab.

Ich erwachte matt. Ich tastete vorsichtig herum und erfühlte eine irgendwie neue Hautstruktur. Obwohl ich gänzlich verwundert war, konnte ich meine Stirn nicht mehr in Falten ziehen, weil alles so sehr spannte. Meine ursprüngliche Haut hatte sich scheinbar über Nacht nun völlig verabschiedet und mir die Botschaft in Blindenschrift hinterlassen. Die Nachricht lautete: Mach ohne mich weiter. Es hat keinen Zweck mehr. Meine Mutter klopfte an die Tür und trat ein, nachdem ich mich nicht geregt hatte.

„Hallo“, sagte ich flach. Ich war der beigesetzte Tutenchamun. Bewegung bedeutete mir nun nichts mehr. Ich hatte eine neue Daseinsstufe erklommen.

„Na, wie hast du geschla...?“ Weiter kam sie nicht. Ich hörte nur noch ein kurzes Einsaugen von Luft. Danach Stille. War sie ohnmächtig geworden?

Ich war nach ein paar Tagen in meinem neuen Körper etwas abgehärtet gegen diesen unglaublichen Anblick und schüttelte nur schweigend den Kopf, wenn ich mal wieder resigniert vor dem Spiegel halt machte, wie ein Busfahrer an einer unliebsamen Ecke im Getto, an der es ihn sowieso irgendwann erwischen würde. Aber ab jetzt konnte ich mich fallen lassen, mich suhlen in Sarkasmus und Ironie. Keine harte Landung mehr. Denn ich war schon ganz unten.

Ich lag in meinem Sitz wie eine Sardine in Öl. Meine Tante war engagiert worden, um mich zurück nach Osnabrück zu verfrachten. Und wenn ich nicht aufpasste, versaute ich ihre neuen Autobezüge mit Fettcreme. Sie hatte mich nicht extra darauf hingewiesen. Aber ich besaß genug Verantwortungsbewusstsein, um das selber zu schnallen.

Wie ein Veteran meldete ich mich auf meiner altbekannten Station zurück. Im Lazarett. Rein zufällig wurde mir dann auch das Einzelzimmer zugewiesen, in das man aus meinem ehemaligen Dreibettzimmer hatte starren können.

Abends lag ich dann in meiner Isolationszelle. Endlich Ruhe. Überall war das

Licht schon gelöscht. Nur ein Strahl des Vollmondes hatte sich irgendwie bis auf meine Decke vorgetastet wie eine Hand. Es war Zeit für ein Resümee: Ich war am Ende. Und es drängte sich die Frage auf, wie das alles nur so plötzlich hatte passieren können? Innerhalb von wenigen Monaten war ich zum Pflegefall geworden, der Protagonist in meinem eigenen ganz persönlichen Horror-Video. Oder hatte Gott etwas Besonderes mit mir vor? Wollte er mal wieder aus einem Klumpen Lehm einen Prototyp bauen? So hatte ich aber auf keinen Fall eine Chance bei den Mädchen. Mädchen konnte ich mir für den Rest meines Lebens abschminken. Bis auf die ahnungslose Lisa in Zimmer sieben hatte mich schon lange kein süßes Mädchen mehr angelächelt, wohl unter anderem deswegen, weil man bei mir nicht mehr wusste, wo vorne und hinten war.

Plötzlich ging die Klinke meiner Tür nach unten. Durch das milchige Glas erkannte ich eine Silhouette. Ich stellte mich schlafend. Schritte näherten sich leise. Knisternd beugte sich jemand über mich. Eine weiche Hand landete auf meiner Wange wie mit einem Fallschirm aus Seide. Ich spürte einen warmen Atem und Augen auf mir. Und eine sanfte Stimme hob an: „Du Armer. Weist gar nicht, wie dir geschieht."

Ich erkannte die Stimme der strohblonden Nachtschwester Marianne. Ich kam zögernd aus meinem Versteck hervor, wie ein wildes verhungertes Tier, dem man eine Gratisration zukommen lassen wollte. Ich lächelte ihr zu, und sie zwinkerte, mit einem Flügelschlag ihrer Wimpern.

„Das wird alles vorübergehen. In ein paar Wochen wird es schon viel besser sein. Versprich mir, dass du daran glaubst."

Ich nickte, schloss wieder die Augen und ließ mich verliebt in einen fremden Traum davontreiben.

Nach Äonen von Lichtjahren verheilten dann tatsächlich irgendwann meine Wunden. Auch wenn viele Körperstellen noch lange nicht ihren Urzustand erreicht hatten. Die komplette Haut war stellenweise weg gewesen, und es galt nun die gesamte Hülle unter schwierigsten Umständen und nach uralten Plänen zu rekonstruieren. Tief in den geheimen Regionen meiner Erbsubstanz mussten sich alle Zulieferer und Produzenten darauf einstellen, den guten alten Helge wieder neu entstehen zu lassen, und zwar mit garantiertem Wiedererkennungswert für Freunde, Verwandte und Bekannte. Mittlerweile vernahm auch ich die Trommeln der Pubertät:

Wie die Robben lagen wir auf Decken und Handtüchern im Espelkamper

Waldfreibad, in einer richtigen Kolonie mit Jens, Hartmut, Tanja, Nina und anderen aus unserer Klasse. Es roch intensiv nach gechlortem Schwimmwasser und frisch gemähtem Rasen. Eigentlich ein Graus für mich und meine Allergien. Trotzdem war ich heimgekehrt, so schien es. Aber es gab rund um den Kern unserer Kolonie entfernte Bekannte von diesem und jenem, denen häufig eine besondere Neugier gemein war, gepaart mit einer unverblümten Urteilsfähigkeit. Das lief dann immer ähnlich ab: „Ey, was hast du denn da am Arm?“ Oder: „Iiiieh, was hat der denn da?“

„Allergie“ verstanden die meisten Hirnis dann noch. Was sie jedoch nicht davon abhielt, einen abschließenden ehrlichen Kommentar abzulassen: „Ey, sieht echt scheiße aus!“

Auch meine Rangposition hatte ich durch mein defensives Verhalten mittlerweile eingebüßt. Ich merkte, dass der Respekt ein wenig schwand. Zwar verblassten die hierarchischen Strukturen der Klasse von selbst, da vieles nun nicht mehr mit Körpergewalt ausgetragen wurde. Aber außerhalb der Schule war es ratsam, und offensichtlich gerade im Freibad, wo man von Mädchen umgeben war und immer wieder irgendwelche fremden Männchen kamen und das Rudel übernehmen wollten, dass man sich selbstbewusst präsentierte.

Einmal waren zwei Provokateure ganz nah auf ihren Handtüchern herangerückt. Sie riefen Bemerkungen, schnalzten mit der Zunge, vor allem, wenn eines unserer Mädchen sich vom Bauch auf den Rücken drehte, so dass sich die Brustwarzen vor aller Augen an der Elastizität des Schwimmanzugs versuchten, genau der Effekt, als wollte man mit dem Finger in einen Luftballon hinein.

Ihr Plan war es, mit dummen Sprüchen die Aufmerksamkeit zu erregen und unsere schmucken Mädels in ein Gespräch zu verwickeln. Den einen kannte ich sogar vom Sehen, war kleiner als ich, hatte aber Gerüchten zufolge schon im Verein geboxt. Alles wollte wohlüberlegt sein. Bei der nächsten Bemerkung würde es Ärger geben. Das hatte ich jedoch vor der letzten auch schon gedacht.

Als Tanja sich dann in ihrem engen schwarzen Badeanzug erhob, mittlerweile vom Starren und Feixen der beiden Unruhestifter auch schon leicht verunsichert, ging es wieder los:

„Komm doch her du kleine Maus,
mach dir nichts draus
und zieh dich erst mal richtig aus.“

Die Melodie, nach der das intoniert wurde, kam mir bekannt vor. Ich erkann-

te Truck Stop. *Take it easy altes Haus...* Die kamen sich nun sehr witzig vor. Tanja marschierte verlegen mit Handtuch um Brust und Hüfte zum Kiosk. Ich versuchte es mit einem strafenden Killerblick und konnte einen Erfolg verbuchen: Sofort hatte ich festen Augenkontakt mit dem angeblichen Vereinsboxer. Der riss sofort die Klappe auf:

„Alter, kuck nich' so blöd. Hier is' kein Kino!" Beide stießen sich vor Begeisterung in die Seiten. Ich schaute kurz weg, schämte mich dann aber dafür und rügte sie erneut für ihr Verhalten mit einem erzieherischen Blick.

„Ey, der Typ schnallt es nicht. Wohl zu viel Creme verwendet heute. Salbe auch im Hirn, wa? Eiteitei. Ist der schwul, oder was?"

Jetzt schauten mich natürlich alle an. Was würde ich wohl tun? Hatte ich noch den alten Mumm? Ein bisschen abgemagert war ich ja zusätzlich in den letzten Monaten. Ich maß die Antwort vorsichtig mit der Wasserwaage ab, bis sich die Luftblase korrekt positioniert hatte.

„Halt einfach die Fresse, Arschloch!", sagte ich, der guten alten Zeiten wegen.

„Was hat der Typ gesagt? Wat is'? Ey Alter, biste lebensmüde?!"

Das Großmaul kam herüber geschlendert und fragte noch einmal an, was denn mein Problem sei. Und da ich sitzen blieb, schrumpfte ich noch ein wenig mehr zum Graskäfer und versuchte nun die jämmerliche Lass-uns-drüber-reden-Tour. Doch das war nicht so sein Ding.

„Alter, Maul sonst Beule! Ist das klar?" Leider nicht ganz, denn ich wollte da doch noch eine Kleinigkeit ausdiskutieren. Zick-zack. Zwei Schwinger kamen angebraust wie Abrissbirnen und schlugen über meinen Augenbrauen ein. Sendepause. Ich war echt sprachlos. Er stapfte davon. Tanja kam gerade zurück, mit Eistüten und Lakritz bewaffnet. Mach dir nichts draus, sagten alle. Das ist ein Spinner. Zum Glück zogen die beiden nach dieser erfolgreichen Aktion dann ein paar Bäume weiter.

Ich beschloss, dass es so nicht bleiben konnte. Ich musste wieder die alte Zähigkeit erlangen. Die Zeit in meinem Krankenlager hatte mich der rechten Dimensionen und Verhältnismäßigkeiten beraubt. Ich war noch auf Probe unterwegs, und die Energie der einsetzenden Pubertät, gepaart mit der Explosivkraft meines körperlichen Ausnahmezustands, hatte mich gewissermaßen aus meinem gewohnten Lebensraum katapultiert und in eine ganz eigene Umlaufbahn befördert. Ich war ein untrainierter Astronaut, konnte unter diesen atmosphärischen Bedingungen kein klares Ziel verfolgen und schlingerte nur noch durch

die unendlichen Weiten und einer unbekannten Zukunft entgegen. Eine kleine Versorgungsleine, eine Art Nabelschnur, war alles, was mich mit meinem früheren Leben verband. Ich kam nicht mehr auf den Punkt, war verlegen und kryptisch, eine wandelnde Hieroglyphe, vor allem für die Mädchen aus unserer Stufe und die Freundinnen meiner Schwester. Zwar vermuteten sie da irgendwie etwas, das sie interessierte, aber ich blieb eine Art Außerirdischer, unnahbar, der sich die Sitten und Gebräuche der Erdlinge erst aneignen musste, war ein Rückkehrer, der in einer Zeitspalte verloren gegangen war und nun wieder vor der Tür stand.

Portrait

Holger Burmeister, Köln, Jahrgang 1969.

1989 siedelte er von Espelkamp nach Köln um, wo er Literatur und Geschichte studierte und Kontakte zur Künstler- und Musikszene knüpfen konnte. Er jobbte bis 2005 als Elektronik-Diskjockey. In dieser Zeit wurde seine CD „Elektrorocker“ auf einem Kölner Label (im Alive-Vertrieb) veröffentlicht. Sein erster Roman „Kleinstadtmelodie“ ist gerade im Mai 2009 beim Schardt-Verlag erschienen (vgl. www.kleinstadtmelodie.de).

Prosa Platz 8

Katrin Langmuth

Hoffnung gibt es immer

Der 17. August 1943 war ein brütend heißer Tag. Karl Lederer, ein Lehrjunge bei Messerschmitt, wartete ungeduldig auf die Mittagspause. Endlich schrillte der durchdringende Ton der Werkssirene über das Firmengelände. Schwatzend und johlend drängten die Jugendlichen nach draußen, um sich einen der begehrten schattigen Plätze unter den Bäumen zu sichern. Karl dachte ausnahmsweise nicht an seine Brotzeit, er hatte Wichtigeres vor. Im Vorbeigehen rief ihm sein Freund zu: „Kommst du mit zu unserem Platz?"

„Heute nicht, Franz. Ich muss noch etwas erledigen. Wir sehen uns später!"

Mit einem mulmigen Gefühl schlich Karl zu seinem Vater, der einige Hallen weiter als Ingenieur arbeitete. Es war das erste Mal, dass ihn sein Vater zu sich rief. Was war wichtig genug, die alltägliche Routine zu unterbrechen? Doch so sehr er auch grübelte, ihm wollte nichts einfallen, worüber er sich Sorgen machen müsste. Die Zeiten, als er mit seinen Freunden Dummheiten ausgeheckt hatte, waren längst vorbei. Und in seiner Ausbildung als Flugzeugbauer legte er sich ins Zeug und zeigte auch viel Geschick. Die Eltern hatten ihn auch eindringlich ermahnt, der Familie nur ja keine Schande zu machen.

Joseph Lederer stand wartend am Fenster seines Büros. Das Gegenlicht löste die Konturen auf und seine Gestalt schien kaum greifbar. Unschlüssig wartete Karl bei der Tür. Ihre Beziehung war nie sehr herzlich gewesen, doch heute wirkte das Familienoberhaupt noch unnahbarer als sonst. Mit einem knappen Gruß bat der Techniker seinen Sohn zu sich und fragte: „Erinnerst du dich noch an den alten Wagner?"

Der Junge brauchte nicht lange zu überlegen. „Du meinst den Hellseher aus Gersthofen? Ja, ich erinnere mich noch gut an ihn."

Gersthofen, lange hatte Karl nicht mehr an den früheren Wohnort gedacht. Die Familie war nach Regensburg übersiedelt, als hier im neuen Zweigwerk die Fertigungslinie des Jagdflugzeugs ME 109 aufgebaut wurde. Das war schon einige Jahre her, aber den alten Wagner und seine Respekt einflößende Gabe vergaß man so leicht nicht: Der eigenbrötlerische Mann sah den Leuten tief in die Augen und sagte ihnen voraus, was die Zukunft für sie bereithielt. Der Nachbarin

etwa hatte er empfohlen, erst einen Tag später zur Tochter nach München zu fahren. Dadurch entkam sie einem Zugunglück. Die Menschen im Dorf hielten immer große Stücke auf den Alten. Doch was an ihm war so wichtig, dass es nicht bis abends warten konnte?

„Was ist denn mit dem Wagner?“, konnte Karl seine Neugier nicht mehr zügeln.

Sein Vater wischte sich umständlich mit einem Taschentuch den Schweiß von Stirn und Nacken. Endlich antwortete er mit schwerer Stimme. „Bevor wir von Gersthofen wegzogen, gab er mir ein Heft, worin er alles aufgeschrieben hatte, was für unsere Familie jemals von Bedeutung sein würde.“

Karl war unheimlich zumute. Sein Vater schaute so ernst. Drohte der Familie Schlimmes? Argwöhnisch fragte der Junge: „Warum erzählst du mir das? Ich meine, hier und heute?“

Joseph Lederer wich dem Blick seines Sohnes aus und starrte hinaus auf das Werksgelände. Er schluckte und sagte heiser: „Messerschmitt wird heute bombardiert werden und ich werde dabei sterben. So steht es in dem Heft.“

Karl schrie entsetzt auf. „Wir müssen hier weg!“

Sein Vater lächelte traurig. „Mein Junge, du bist erst fünfzehn. Du wirst noch lernen, dass es Dinge gibt, vor denen man nicht weglaufen kann.“

„Weiß Mutter …?“

„Nein!“, unterbrach der Ingenieur ihn ungehalten. Er nahm sich zusammen und fuhr bedächtiger fort: „Ich wollte sie nicht beunruhigen. Aber machen wir uns nichts vor. Es ist Krieg und wir arbeiten in einem Rüstungsbetrieb. Glaub mir, sie rechnet sowieso immer mit dem Schlimmsten. – Es wird schnell gehen, ich muss nicht leiden. Du bleibst unverletzt. Dein Bruder gilt als vermisst, aber sei unbesorgt, er kommt in ein paar Jahren heil zurück. Auch Mutter und Inge wird nichts passieren. Karl, du musst der Mann im Hause sein, auch wenn du erst fünfzehn bist. Aber ich weiß, du bist der Tapferste aus unserer Familie.“

Er deutete auf Karls rechten Unterarm, an dem sich die Narben einer schweren Verbrennung deutlich hervorhoben.

Der Junge nickte. „Ich komm' schon klar.“

„Hier, nimm das Heft, mir nützt es nichts mehr.“

Trotzig wehrte Karl ab. „Ich will es nicht!“

Eindringlich fragte sein Vater nach: „Bist du dir sicher?“

„Du sagtest doch, was kommen muss, kommt sowieso. Welchen Sinn hätte es

dann, es vorher zu wissen?“

„Nun, man kann sich darauf einstellen und vorbereiten. Bitte, schau es wenigstens an! Vielleicht hilft es dir doch dabei, die nächsten Jahre zu überstehen.“

Auffordernd hielt er seinem Sohn das Heft entgegen. Zögernd schlug Karl es auf und überflog die Seiten. Dann gab er es zurück.

„Willst du die Aufzeichnungen nicht doch behalten?“

„Wozu? Ich weiß, was ich zum Überleben wissen muss.“

„Dann lass uns das Heft vernichten. Es soll nicht in fremde Hände geraten.“

Sie zerrissen die beschriebenen Seiten in kleine Stücke und legten sie in den kalten Kamin. Mit seinem Feuerzeug setzte Joseph Lederer die Schnipsel in Brand. Danach legte er unbeholfen eine Hand auf Karls Schulter und mahnte ihn: „Es ist fast halb Eins, deine Pause ist gleich um. Du musst zu den anderen Lehrlingen gehen.“

„Vater!“, jammerte der Junge verzweifelt und bedauerte zutiefst, sich nicht mehr wie ein kleines Kind in die Arme seines Vaters flüchten zu können. Auch der Ingenieur kämpfte mit seinen Gefühlen. Es war schwierig genug, in dieser auswegslosen Situation bei Vernunft zu bleiben, aber noch schlimmer war es, seinem Sohn all dies zumuten zu müssen. Doch es gab keine Alternative. Mit brennenden Augen und rauer Stimme versuchte er, den Jungen zu trösten: „Ich weiß, Karl! Aber kein Mensch bekommt mehr zugeteilt, als er tragen kann. Jetzt geh!“

In dem Augenblick begann die Fliegerwarnung mit ihrem gellenden Dauerton. Irgendwo waren feindliche Flugzeuge gesichtet worden. Ob sie wirklich Messerschmitt bombardieren würden? Karl eilte zur Tür. Als er zurück sah, hatte sein Vater die Hand zum Abschied erhoben. Für einen Herzschlag erwiderte er die Geste und wünschte, die Zeit für all die ungesagten lieben Worte anhalten zu können. Weshalb auch hatte sein Vater das Gespräch bis zum letzten Zeitpunkt hinausgeschoben?

Draußen hielt Karl inne und holte erst einmal tief Luft. Kaum zu glauben, dass die Leute in den stickigen Gebäuden überhaupt zu vernünftiger Arbeit fähig waren. Im August war es besonders schlimm. Einmal hatten sie sogar 53 Grad gemessen! Widerwillig trottete er zu seiner Halle zurück. Die Lehrlinge aus seinem Jahrgang stiegen eben in den Keller hinunter. Er wollte nicht in ihre todgeweihten Gesichter sehen müssen. Und er wollte da nicht hinein. Aber

Franz, sein bester Freund, winkte ihm eindringlich zu. Und jetzt ging auch der Heulton des Fliegeralarms an. Die alliierten Flugzeuge hatten also wirklich die Industrieanlagen Regensburgs zum Ziel. Jeden Moment konnte der Angriff beginnen. Hoffentlich waren die Verteidiger an den Flugabwehrkanonen erfolgreich. Karl zögerte immer noch, doch endlich gab er sich einen Ruck. Er musste tun, was für ihn vorgesehen war. Als Letzte stiegen er und Franz die Treppen hinunter zum Schutzraum.

„Komm, lass uns mehr in die Mitte zu den anderen gehen“, forderte ihn sein Freund auf.

„Auf gar keinen Fall!“, lehnte Karl heftig ab.

Verwundert blickte ihn Franz an. „Was ist denn mit dir los? Geh, das ist doch nicht unser erster Luftalarm. Oder hat es mit deinem Vater zu tun? Ich sah, dass du von ihm kamst. Was wollte er eigentlich von dir?“

„Das geht dich nichts an!“, fauchte Karl seinen Freund an. Gleich darauf tat es ihm leid und er fügte versöhnlich hinzu: „Ich erzähle es dir irgendwann einmal, vielleicht. Bitte, lass uns einfach hier sitzen bleiben. Ich will nicht mit den anderen herumalbern oder Karten spielen.“

Schweigend kauerten sie auf den obersten Treppenstufen. Und Karl wartete auf das Unvermeidliche. In der Ferne schlugen die ersten Bomben ein. Immer näher kamen die Erschütterungen. Dann wurde es mit einem ohrenbetäubenden Schlag dunkel.

Karl kam erst wieder zu sich, als kräftige Hände ihn packten und unter den Trümmern hervor zogen. Gleich danach schafften sie Franz heraus. Beide hatten nur ein paar Schrammen und Prellungen abbekommen. Ein älterer Mann reichte ihnen eine Wasserflasche gegen den Hustenreiz und sagte mit heiserer Stimme: „Dankt Eurem Herrgott! Den Volltreffer dürften nicht viele von Euch überlebt haben. Wer nicht zerfetzt wurde, den hat die Kellerdecke erschlagen.“ Er schluchzte auf. „Ich muss weiter suchen, meine beiden Neffen sind noch dort unten.“

Verstört sah Karl sich um. Wie lange hatte er dort unten gelegen? Die Sonne warf schon lange, seltsam zerfledderte Schatten. Die Bomben schienen ganze Arbeit geleistet zu haben. Von den vielen Gebäuden auf dem Gelände war keines unbeschädigt geblieben. Blutverschmierte Männer saßen auf dem Boden, einige Sanitäter leisteten Erste Hilfe. Und Leichen lagen herum, viel zu viele.

Ein Verletzter, der seinen notdürftig verbundenen Arm an den Körper presste, schlurfte vorbei. Karl erkannte den Mann, auch wenn er jetzt wie alle voller Staub war. Es war einer der Vorarbeiter in der Halle seines Vaters.

„Du bist doch der Sohn vom Ingenieur Lederer?" Mit stumpfen Augen musterte er Karl und deutete mit dem Kinn nach hinten. „Falls du ihn suchst, dort hinten ist er."

Den Jungen fröstelte trotz der Hitze, als er sich an das Gespräch mit seinem Vater erinnerte.

„Nun geh schon zu ihm!", mahnte ihn Franz. „Vielleicht braucht er dich."

Nein. Sein Vater würde ihn nicht mehr brauchen. Karl wusste, was er jetzt zu sehen bekam. Und doch ging er hin, um nicht einfach nur wie gelähmt dazusitzen.

Unzählige Opfer hatte man schon aus der zertrümmerten Halle und den Schutzräumen geborgen. In einer langen Reihe lagen sie auf dem Boden. Widerstrebend schritt Karl sie ab. So viel Blut, klaffende Wunden, zerfetzte Körper. Dem einen steckte noch ein Metallstück in der Brust. Fast am Ende der Totenzeile war sein Vater. Der Junge identifizierte ihn an der fein gemusterten Hose. Vom Kopf war nicht viel übrig, etwas hatte ihm den halben Schädel weggerissen. Karl ballte die Fäuste. Er wollte nicht weinen, doch die Tränen bahnten sich ihren Weg.

„Geh nach Hause, Bub!", rief ihm ein Arbeiter zu. „Hier kannst du doch nichts mehr helfen."

Blind vor Tränen lief Karl los, bis er sich am Ufer der Donau wiederfand. Der Junge versteckte sich im Gebüsch und heulte, bis der Schock über das Erlebte langsam nachließ. Er musste tapfer sein, das hatte er seinem Vater versprochen. Aber er brachte es nicht fertig, das Unglück seiner Mutter beizubringen. Dieser verdammte Krieg! Menschen sollten so etwas nicht tun müssen, nicht tun dürfen!

Erst als es dunkel geworden war, trottete Karl die fünf Kilometer nach Hause. Seine Mutter und Inge wussten die schlechte Nachricht schon, er sah es an ihren geröteten Augen. Er biss die Zähne zusammen und ging, ohne ein Wort zu sagen, auf sein Zimmer. Das erlebte Grauen ließ sich nicht in Worte fassen. Keuchend riss Karl das Fenster auf. Er brauchte Frischluft! Ob er es jemals wieder in einem geschlossenen Raum aushalten würde?

Er musste hier weg! Das war kein Leben, tatenlos herumzusitzen und seiner Mutter beim Weinen Gesellschaft zu leisten! Im Februar würde er sechzehn. Dann nahm ihn die Wehrmacht sicher als Freiwilligen für die Front. Vielleicht kam Franz auch mit. Viele seines Jahrgangs waren jetzt wohl nicht mehr übrig. Karl würgte wieder an diesem Kloß, der ihm seit dem Angriff der Amerikaner im Hals steckte.

Wie hatte er noch im Heft des alten Wagner gelesen? Im Mai 1945 war der Krieg endgültig verloren. Alles war umsonst, Menschen für nichts gestorben. Egal, Hauptsache, diese Gräuel hörten auf. Es gab eine Zukunft. Nicht heute, aber irgendwann. Jetzt gab es nur eine leise Hoffnung. Doch er wollte darauf vertrauen, dass der Hellseher auch weiterhin Recht behielt.

Portrait

Katrin Langmuth, geboren 1962, lebt mit ihrer Familie in einer ländlichen Gemeinde am Rande des Bayerischen Waldes.

Beim Schreiben mag sie besonders phantastische oder skurrile Themen. 2008 kamen „Glaubenssache“ in „Naturgewalten“ (Lerato Verlag), „Die Mundharmonika“ in „Mord in jeder Beziehung“ (Wurdack Verlag) und „Goldene Aussichten“ in „Herzloses Land?“ (cenarius-Verlag) zur Veröffentlichung.

Prosa Platz 7

Ingeburg Fetzer

Das Lächeln der Mona L.

„Ist sie jetzt völlig durchgeknallt?“ Eine Frau tippte sich mit dem Finger an die Stirn: „Hoffnungsloser Fall“, flüsterte sie. Einige der Frauen, die wie zufällig im Park beisammen standen, kicherten leise. Andere spitzten gespannt die Ohren, damit ihnen nichts entgehe.

Als wäre es ein Witz, feixte ein kesses Weib, das die Frauen um Haupteslänge überragte: „Sie will Shirley MacLaine sehen?“ Nach einer bedeutsamen Pause fügte sie hinzu: „Das ist ja wie im Film.“ Der Vergleich entzückte die Lachenden, ließ sie lauthals losprusten. „Du meinst wohl, wie im Märchenfilm“, lästerte eine Alte. Froh darüber, dass dieses Gelächter nicht auf ihre Kosten ging, hätte sie gern noch eins drauf gegeben. Leider fiel ihr nur Kränkendes ein, doch das war fehl am Platz, das konnte sie hier nicht anbringen. Es verbot sich auf eine unbestimmbare, unaussprechliche Weise.

Abwesend, wie entrückt, blickte Mona, die offenbar nicht bemerkte, dass sie als „Verrückte, Durchgeknallte“ im Mittelpunkt des Interesses stand, nachsichtig lächelnd um sich. War es der Ausdruck ihrer Augen, war es ihr unergründliches Lächeln oder lag es an ihrer Ausstrahlung, dass der Spott verflog, lautes Lachen verhallte? Niemand wusste es zu sagen, niemand schien sie und ihre verrückten Ideen zu verstehen. Dennoch verebbten die Lästereien, verwandelten sich Spöttereien, wie durch eine magische Kraft besänftigt, in Heiterkeit. Nun flogen die Worte eher amüsiert und wie im Spiel hin und her, bis die Umstehenden sprachlos waren oder genug hatten und sich mit: „Na denn“, „Tschüss“, „Bis bald!“, verabschiedeten oder wortlos, mit einem freundlichen Nicken des Kopfes, lächelnd weiter zogen.

Mona, noch immer wie in Trance, blickte den Davoneilenden sinnend nach. Für einen Moment hatte sie ihre Rolle als Außenseiterin vergessen. Für einen Moment hatte sie auf Wolken geschwebt, selbstvergessen, während das leise Plätschern der Worte an ihr vorüberwehte. Dann hatte sie ihr Gedankenflug in Windeseile zurück an den nun stillen Ort getragen. Zerstreut blickte sie auf das Buch in ihrer Hand. „Der Jacobsweg“ hatte sie an ein Zitat aus Hesses „Siddhar-

ta“ erinnert: „Wir finden Tröstungen, wir finden Betäubungen, wir lernen Kunstfertigkeiten, mit denen wir uns täuschen. Das Wesentliche aber, den Weg der Wege finden wir nicht.“

„Der Weg der Wege“, sann sie. Wie lange hatte es gedauert, bis sie den Sinn dieser Worte verstand? Erst, als sie die Hoffnung schon aufgegeben hatte, als ihr irgendwann alles eins war, hatte sie es plötzlich verstanden. Seither nahm sie es gelassener, ob jemand sie verstand oder nicht. Sie lebte ihr Leben, was ihr auch als Außenseiterin eine gewisse Würde gab.

Was heute die Gemüter bewegte, stand allerdings auf einem anderen Blatt. Als müsse sie sich vergewissern, dass sie nicht träumte, zog sie bedächtig einen Werbebrief aus der Tasche. Tatsächlich: dort stand es schwarz auf weiß. Shirley MacLaine kommt nach Berlin. Am Dienstag wird sie ihr neues Buch signieren. Ein leises Lächeln umspielte Monas Lippen. „Wunderbar! Ich werde sie sehen!“

Sorgfältig zurechtgemacht, doch viel zu früh, brach Mona am Dienstag auf. Ungeduldig und aufgeregt hatte sie zunächst heiß, dann kalt geduscht, das gründlich gewaschene Haar gebürstet und gescheitelt, ihre besten Kleider angelegt und sich schließlich voller Vorfreude auf den Weg gemacht.

Eigentlich konnte sie noch immer nicht glauben, schon bald einem Weltstar zu begegnen. „Hoffentlich wird die Veranstaltung nicht abgesagt“, dachte sie besorgt, während sie im kühlen Wind fröstelnd ausschritt. Als sie den Ort des Geschehens erreichte, hatte sich schon eine lange Schlange gebildet. Wortlos reihte sie sich ein. Immer mehr Menschen strömten herbei. Bald war sie von Wartenden umringt, die sie wie eine Exotin beäugten – teils neugierig, teils erstaunt, teils ungläubig –, als wäre sie eine unvermutet im Strom aufgetauchte Insel, die nun inmitten des Gedränges umschifft werden musste.

Mona, die Menschen scheute, vor allem wenn sie in Massen auftraten, wünschte sich, hart wie Stein zu sein, wie Granit, an dem zudringliche Blicke abprallten und Worte zerschellten, bevor sie eindringen oder gar verletzen konnten. Doch sie war dünnhäutig. Schmerzhaft spürte sie, wie sich mehr oder weniger indiskrete Blicke in ihre Haut brannten. Es machte sie unsicher und verlegen, doch sie tat, als spüre sie es nicht und ließ sich nicht verdrängen. Sacht zog sie ihr Taschenbuch hervor. Mit dem Wunsch, Abstand zu gewinnen, vertiefte sie sich in das schmale Bändchen, als könne sie sich auf diese Weise der Aufmerksamkeit entziehen, unsichtbar machen.

Spontan schlug sie das Buch auf, tippte mit einem Finger auf eine beliebige Stelle und ließ die Worte auf sich wirken, wie sie es immer tat, wenn sie sich der Leidenschaft des Lesens hingab. Und wie immer, sobald sie ein Buch aufschlug, dass sie interessierte, schlüpfte sie wie mit einer Tarnkappe unbemerkt in andere Welten und Schicksale, träumte sie sich in ein anderes Leben hinein und vergaß für eine Weile die traurige Wirklichkeit. Sobald sie etwas las, das sie zu fesseln vermochte, sei es vertraut oder befremdlich, sog sie es auf wie einen Lebenssaft. So hatte sie, gleichgültig, ob Bekannte oder Fremde sie verstanden, mit den Jahren vieles verinnerlicht, das sie weise lächeln ließ. Dann hatte ihr Antlitz diesen schwer zu beschreibenden, rätselhaften Ausdruck, mit dem Leonardo da Vinci seine Mona Lisa unsterblich machte. Und dieses geheimnisvolle Lächeln hatte der Außenseiterin ihren Kosenamen eingebracht (obwohl ihr das Madonnenhafte fehlte, was jedoch nichts änderte, da sich niemand der Illusion hingab, Leonardo da Vinci hätte sie seinerzeit als Model erkoren).

So wurde die still lächelnde Lesende, umringt von den Wartenden, auch jetzt gleichsam verwundert und befremdet beäugt, da sie sich (wie verzaubert) weder einschüchtern noch verdrängen ließ, bis sich einige Ungeduldige schließlich gelangweilt auf den Grund ihres Kommens besannen. „Warum geht es nicht weiter?“, wollten sie wissen.

„Jetzt stellt die MacLaine erst einmal ihren Schmuck vor …“ „Nein, sie signiert schon …“, tönt es durcheinander.

Ein beleibter Mann, die neue große Ausgabe von MacLaine´s „Weiser, nicht leiser!“ in der Hand, drängte die Lesende missmutig zur Seite: „Du mit deinem kleinen Buch!“ Mona verstand, was seine Botschaft besagte: „Außenseiter haben hier nichts zu suchen! Hast nicht mal was Großes gekauft!“ Dennoch schenkte sie ihm ein wissendes Lächeln, das er nicht zu deuten wusste.

Als ein Kamerateam auf sie zutrat, senkte sie wortlos den Blick, worauf die Reporter den Mann ansprachen, der stolz sein Exemplar „Weiser, nicht leiser!“ in die Kamera hielt: „Shirley MacLaine“, sagte er, „ist eine weltberühmte Schauspielerin. Mit einem Autogramm von ihr wird sich der Wert des Buches in einigen Jahren erhöhen.“

Erstaunt blickte Mona auf. Bücher hatten für sie Werte, die sich nicht in Scheinen messen ließen. „Das ist nicht meine Welt“, dachte sie und zog sich, in ihr rätselhaftes Lächeln gehüllt, in sich selbst zurück, während sie sich im

menschlichen Strom langsam zur Treppe bewegte, dann hinunter, wo sich der Strom bedächtig zum Tisch schlängelte, an dem der berühmte Star, den Kopf gebeugt, fast mechanisch ein Buch nach dem anderen signierte. Als Mona den Tisch erreichte, nahm ihr eine Assistentin das Buch mit spitzen Fingern aus der Hand. Mona, der plötzlich bewusst wurde, dass ihre Lektüre trotz sorgsamer Behandlung vom Lesen gezeichnet war, nahm es mit Herzklopfen wahr. Zögernd legt die Assistentin das Werk vor die Autorin, die verwundert aufschaute: „Der Jacobsweg?“ Sie signierte das Buch, blickte Mona in die Augen und bedeutete ihr, Platz zu nehmen, zu warten.

Was sollte sie tun? Irritiert hielt Mona inne. „Vielleicht vermutet sie in mir eine Pilgerin“, dachte sie und setzte sich behutsam auf einen Stuhl, wo sie still verharrte, während hinter ihr unaufhörlich Fotoapparate klickten. Wie eine endlose Schar geduldiger Pilger strömten Käufer mit ihrem Büchern vorüber.

Neugierige Blicke streiften die aufgeregt Wartende, die kaum zu fassen vermochte, dass sie gerade das große Los gezogen hatte: Shirley MacLaine schenkte ihr Aufmerksamkeit!

Noch vor einem Augenblick hätte sie das nicht zu träumen gewagt. Und nun saß sie hier, beglückt, eins mit sich und der Welt. Sich schon am Ziel ihrer Wünsche wähnend, lehnte sie sich entspannt zurück.

„Zu früh gefreut!“ Ein Angestellter, signalisierte ihr unmissverständlich, sie solle gehen. Doch dem unbegreiflichen Augenblick greifbar nah, reagierte sie nicht. Trotzig verharrte sie, bis er ihr leise etwas flüsterte. Mit einem letzten, liebevollen Blick auf die Signierende, schritt Mona davon. Einige Minuten später schaute die Berühmte auf den leeren Stuhl.

Enttäuscht von der Abfuhr, besann sich Mona auf die positive Seite des Tages. Immerhin hatte sie Shirley MacLaine gesehen und ein Autogramm bekommen. Beglückt von der Begegnung trat sie aus der Tür, wo die Stadt inzwischen ihr Abendkleid angelegt hatte, das ihr lieb und vertraut war. Das signierte Buch wie eine Kostbarkeit an die Brust gedrückt, schritt sie verträumt im bunten Lichterglanz dahin – vorbei am Brandenburger Tor, dem Regierungsviertel, hin zum Hauptbahnhof, dann entlang der Spree zum Schloss Bellevue, schließlich zum Kleinen Tiergarten.

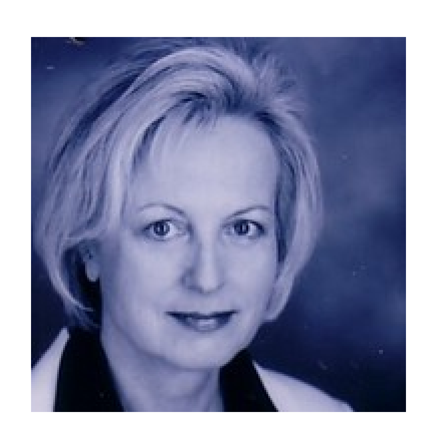
Im schwachen Licht einer Straßenlampe schimmerte, wie ein Traumfänger im

leichten Wind bewegt, ein Baum, unter dem sie ihre sorgsam versteckte Habe wusste. Vorsichtig zog sie den Schlafsack hervor, entfaltete ihn fast feierlich auf ihrer angestammten Bank und schlüpfte hinein. Das signierte Buch noch immer fest an sich gedrückt, schaute sie beglückt in den Sternenhimmel. Ein Spruch kam ihr in den Sinn: „Solange man im Leben noch eine Rolle spielt, spielt man noch keine Rolle. Erst wenn man keine Rolle mehr spielt, dann spielt man eine Rolle.“

Schon halb im Traum weiß Mona, eine Randfigur der Gesellschaft: „Ich werde meinen Weg gehen.“

Wie Fesseln fällt die Angst von ihr ab. Ihr ist, als breite ihre Seele die Flügel aus ...

Portrait



Ingeburg Fetzer, Berlin, geb. 1944
E-Mail: Fetzer.in@gmx.de
Fon: 030-39036036
Ingeburg Fetzer erlernte einen kreativen Beruf, studierte „nebenbei“ – zunächst Werbung, dann Journalismus, später Marketing. Als Diplom-Journalistin schrieb sie für Kinder, für Fachzeitungen, PR-Agenturen. Nach Ehescheidung alleinerziehend, war sie als Managerin, Redakteurin, Texterin, Dozentin tätig. Seit 2008 schreibt sie Gedichte und Kurzgeschichten – mit Vorliebe Humor und Satire.

Prosa Platz 6

Tina Schmid

Der Schwimmer

Es ist kalt am Comer See. Nebelschwaden liegen über den Wassern, kaum dass die Sonne genügend Kraft hat, die Nacht zu vertreiben. Vor der Kälte kapituliert sie. Aber das Wasser selbst hat noch die Wärme vom Vortag gespeichert, und so ist es dem Mann gar nicht unangenehm, mit den Füßen im seichten Wasser zu stehen. Kein ganz junger Mann mehr, um die Augen herum viele kleine Knitterfältchen, die Stirn hoch, das Haar am Hinterkopf schon etwas schütter. Aber sein Körper ist hoch gewachsen, die Schultern noch nicht gebeugt, die Arme und der Rücken mit kräftigen Muskeln bepackt – Schwimmermuskeln. Die Haut ein wenig blass, aber er ist auch mehr der intellektuelle Typ. Da bleibt wenig Zeit zum Sporttreiben an der frischen Luft. Bloß das Schwimmen lässt er sich nicht nehmen.

Ein bisschen warten muss er aber noch, ein Krebs versperrt ihm den Weg.

Ein kleiner brauner Hummer – einer von diesen amerikanischen Krebsen, die irgendjemand eingeschleppt hat. Sie bevölkern die einheimischen Seen und vertreiben die alt eingesessenen Krebse. Der Krebs ist unschlüssig und wartet, seine eine Schere leicht erhoben, nur eine, die andere hatte er schon längst bei einem Kampf um ein Weibchen hergeben müssen. Er würde sich sehr wohl mit nur einer Schere verteidigen, wenn es sein müsste. Andererseits ist er aber auch sofort bereit, sich mit einem kräftigen Schlag seines Schwanzes rückwärts in tieferes Wasser zu retten.

Der Mann will den Krebs nicht fangen, er hatte es einmal gemacht und einen von ihnen mit nach Hause genommen. Sie sollen gut schmecken, diese Krebse, ähnlich denen, die man manchmal bei IKEA in der Kantine bekommt. Aber dann hatte er ihm ein kleines Aquarium gebaut mit einem Stein, unter dem er sich verstecken konnte. „Wie das eben so geht, da sieht man den Krebs an und der Krebs sieht einen an ....“ Und nach zwei Tagen hatte er ihn zurück zum See gebracht. Heimlich, denn der Krebs war ja ein Ausländer und es ist verboten, ausländische Tiere in einheimischen Gewässern frei zu lassen.

Also diese beiden haben nichts miteinander zu tun, der Krebs und der Mann. Der Mann lässt sich nicht aufhalten und der Krebs trollt sich ins tiefere Wasser.

Der Mann überprüft seine Ausrüstung. Die braucht er, denn er will den See durchschwimmen – es werden so an die drei Kilometer sein – und er will danach mit dem Bus fahren, aber natürlich nicht in nasser Badehose.
Deshalb hat er ein kleines Kindergummiboot dabei mit dem Schriftzug „traveller“. So einer ist er auch. Ein ewig Reisender, eigentlich lebt er in seinem Auto, das bis unters Dach mit seinen Habseligkeiten gefüllt ist.

Und jetzt hat er sein Kindergummiboot mit seiner Kleidung, etwas Krimskrams, seinem Portemonnaie und Schlüssel beladen und will am anderen Ufer in Dervio etwas essen und zurück den Bus nehmen.

Das Boot ist aufgepumpt und an seinem Bug hat er eine Schnur befestigt. Das andere Ende legt er quer über eine Schulter und führt es unter der Achsel durch. So ist es am bequemsten, er hat das alles früher schon ausprobiert. Er lässt sich ins tiefere Wasser gleiten. Es riecht etwas unangenehm, zumindest so nahe am Ufer, ein leichter Hauch nach verwesendem Fisch. (Da haben die Krebse viel zu fressen und können prächtig gedeihen.) Aber das macht dem Mann nichts, er hätte in einer Fischfabrik arbeiten können und trotzdem hätte ihn der Geruch an das Meer und die Sonne erinnert und nicht an leere Fischaugenhöhlen und eng gepackte Konserven.

Die Fluten sind weich, nett und freundlich, umfangen ihn liebevoll. Lauter Geliebte, die auf ihn warteten. Lang ersehnt, er war schon seit Wochen nicht mehr hier.

Er krault mit kräftigen Zügen, taucht mehrmals unter, prustet, schüttelt die nassen Haare. Eine Welle von Lebensfreude durchrollt seinen Körper, Freude über den frühen Morgen, die flüchtigen Nebel und die eigene Kraft und er stürzt sich hinein ins Unscharfe, Unsichtbare. Freiheit! Er vertraut seiner Geliebten, der fischreichen Schönheit, der Perle unter den italienischen Seen. Dabei kann er bei dem Nebel das gegenüberliegende Ufer nicht einmal erahnen.

Das Schiffchen zieht er hinter sich her, so ganz frei ist er also doch nicht. Aber es ist nun mal notwendig, er kann seine Kleidung ja nicht auf dem Kopf transportieren.

Ein Zugeständnis an das Unabänderliche. Es ist wie sonst auch – immer diese Notwendigkeiten, dieses Rücksichtnehmen auf so genannte Sachzwänge, dieses Planen, Abwarten und Vorher bedenken. Davon hatte er in der letzten Zeit ja wirklich genug.

Er denkt an seine andere Geliebte, die auf ihn wartet, die immer wartet. Mal wartet sie in Deutschland, mal wartet sie in der Schweiz oder in Italien. Eine, die in der ganzen Welt wartet – auf ihn. Auf seinen Vorgänger hatte sie auch schon immer gewartet, darauf, dass er ein wenig Zeit für sie fände, neben seiner Ehefrau. Darauf, dass er ein wenig Zuneigung für sie übrig hätte, neben seiner Ehefrau. Darauf, dass er wilden Sex mit ihr hätte, neben seiner Ehefrau. Dann hatte er das nicht mehr durchgehalten und war zurückgegangen zu seiner Ehefrau. Und sie hatte gewartet, dass der Kummer in ihr nachließe, und sich inzwischen einen neuen Mann gesucht. Eingefahrene Gewohnheiten, Sachzwänge, was auch immer – er vergleicht sich mit dem Mann, mit dem seine Geliebte eine gemeinsame Vergangenheit hat. Da gibt es schon viele Ähnlichkeiten!

Ihm ist nicht ganz wohl.

Außerdem hört er das Knattern eines Bootsmotors – ein älteres Boot dem Klang nach. Wahrscheinlich ein Fischer so früh am Morgen. Das Boot sieht er nicht, wegen des Nebels.

Würde es plötzlich über ihm auftauchen, müsste er blitzartig untertauchen. Fraglich, ob er es rechtzeitig schaffen würde. Aber das Geräusch entfernt sich wieder.

Nur die lange Kielwelle trifft ihn, er schaukelt darüber hinweg, er und sein Schiffchen. Das kleine Kindergummiboot schleppt er auch deswegen mit sich, dass es ihn sichtbar machte, denn es verkehren viele schnelle Boote auf dem See, und der Kopf eines einsamen Schwimmers würde leicht übersehen. Wenn

der Nebel endlich verschwände, könnten sie sein Schiffchen sehen und er könnte erkennen, wo er sich genau befände. Und wie weit es noch bis zum anderen Ufer wäre… Er wünscht sich klare Sicht, hat aber nicht eigentlich Angst, dazu ist er die Strecke schon oft genug geschwommen, auch einmal nachts.

Und die Sonne gewinnt ein wenig an Kraft.

Er lässt sich auf dem Rücken treiben, blinzelt in die weiße Helligkeit und kann schon erste Fleckchen eines gelbrosafarbenen Morgenhimmels sehen. Eine kleine Berührung an seinem linken Arm, ein paar Stränge Seegras treiben an der Wasseroberfläche, mittendrin ein Stückchen Plastik, abgerissen von einer Einkaufstüte.

Er denkt an seine Geliebte, wie sie sich beim letzten gemeinsamen Einkauf gestritten hatten, über den Kaffee – oder war es der Zucker? Es war ihr so egal, es ging ja auch gar nicht um irgendein angeblich banales Nahrungsmittel, es ging darum, dass er ihre Wünsche nicht berücksichtigte, nicht erkannt hatte, was sie wirklich brauchte. Er hingegen musste sich für zwei Wochen verproviantieren, hatte ganz konkrete Bedürfnisse und überhaupt keine Lust, von seiner Berghütte herunter steigen zu müssen, nur weil er den Zucker vergessen hatte. Und dann zitterte ihre Stimme. Wegen des Zuckers? hatte er auch noch gefragt und eine wohl dosierte Portion Ironie mitklingen lassen. Er hasste dieses Weinerliche an ihr, dieses „Du müsstest doch eigentlich wissen, dies und das und ein drittes, alles müsste er eigentlich wissen“. Wusste er auch, wollte aber nicht. Was er wusste, war, dass er die nächsten zwei Wochen mit einer Horde Jugendlicher auf einer Hütte verbringen würde, aber das auf keinen Fall ohne Zucker – oder ohne Kaffee

Er hat jetzt ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber, sie hatte dann wirklich geweint.

Eine Welle schwappt über seinen Kopf und er dreht sich wieder auf den Bauch, um weiter zu schwimmen. Die Wasseroberfläche ist nicht mehr ganz so glatt, kleine Wellen kräuseln sie – eine leichte Morgenbrise kommt von Dervio herüber und vertreibt die Nebelschwaden. Er schwimmt mit kräftigeren Zügen,

taucht bis zu den Nasenlöchern ins Wasser und macht seinen Körper schmaler, aquadynamischer.

Wenn jetzt sein Schiffchen auch noch aerodynamischer wäre…er gibt seinem schlechten Gewissen einen trotzigen Stoß und ist dankbar über den Fehdehandschuh, den der Gegenwind ihm hinwirft. Das werden wir doch mal sehen, wie lange er unter diesen Umständen braucht – mit dem Schiffchen, das an ihm zerrt.

Überhaupt diese gefährlichen Gewässer vor Dervio – gerade recht für einen Abenteurer. Jetzt muss er wirklich grinsen und ein bisschen Seewasser dringt in seinen Mund. Den Lariosaurus von 1957 (er weiß viel über die diversen Lariosaurier) fanden zwei Taucher in 90 Meter Tiefe vor Dervio, als sie nach der Leiche einer ertrunkenen Frau suchten. Er habe einen Krokodilskopf gehabt, eine Reptilzunge und Beine statt Flossen.

Und drei Jahre zuvor dieser Schweinefisch, vorne ein großes rundes Fischmaul wie von einem Wels, aber ein Schweinehinterteil und keine Flossen, sondern Tatzen. Der Fischer hatte ihn genau gesehen, aber noch bevor er ihn hatte harpunieren können war er verschwunden. Ein Fisch mit rosa Schweinebacken, aber wahrscheinlich ohne Ringelschwänzchen. Seine Geliebte fällt ihm wieder ein, ihre weichen rosa Seiten, und er muss noch mehr grinsen.

Alle ihre Bäckchen liebt er, wo er sie auch findet und ihre Haut und den rosa Schimmer ihrer Schamlippen, die nur so mangelhaft von den gelockten blonden Haaren verdeckt werden. Sie braucht sich nicht zu rasieren bei dem bisschen weichen Haargekringel. Gekringel auch auf dem Kopf und unter den Armen, alles weich und rund, die Brüste groß und schwer mit vollkommenen hellrosa Brustwarzen. Ein paar blonde Haare an den Beinen, aber weich und nie und nimmer borstig. Borstig ist eigentlich nur ihre Seele.

Er verschluckt sich.

Das Wasser hat langsam die Farbe gewechselt, es war türkis gewesen in der Nähe des Strandes und mit zunehmender Tiefe dunkelgrüner. Als der Nebel verschwand, spiegelte sich der gelbrosa Morgenhimmel in ihm. Dann war es zu-

nehmend grauer geworden, hatte seine Durchsichtigkeit verloren. Und wo sich jetzt die Wellen brechen, sind schwarze Schatten und weiße Gischt.

Das Schiffchen zerrt an ihm und er muss seine Nackenmuskeln anspannen, um seinen Kopf so hoch über der Wasseroberfläche zu halten, dass die Wellen nicht dauernd Wasser in seine Nase und seine Augen spülen. Jetzt schwimmt er schon über eine Stunde und die weichen rosa Bäckchen seiner Geliebten können ihn auch nicht mehr ablenken.

Überhaupt, bei soviel Borsten auf der Seele!

Und wie sie an ihm zerrt, wenn er in Italien ist und immer und jederzeit ihn aus seinem italienischen Leben herausreißt mit ihren Anrufen, oder aus seinem Schweizer Leben, bei der Arbeit oder bei seinen Freunden. Und dann muss er von einem auf den anderen Augenblick nur für sie da sein und sich auch noch haargenau daran erinnern, wie das letzte Gespräch endete und exakt am Schlusssatz anknüpfen mit dem ersten Satz des neuen Gesprächs. Und natürlich macht er immer Fehler und muss sich dauernd erklären und dafür entschuldigen, wie er war und wie er ist. Sie lässt ihm da nichts durchgehen. Und dahinter der ganze Wust an unausgesprochenen Wünschen und Träumen – vor dem er flüchtet, nach Italien, in die Schweiz oder auf diese Berghütte, dem er sowieso nicht standhalten kann. Viele neue Forderungen kann sie ersinnen, während sie auf ihn wartet.

Ein großes rosafarbenes Maul schnappt nach seinem Bein. (Die sind hier alle rosa, diese Lariosaurier, er verblüfft ihn nicht besonders)

Ein sehr großes Untier, so wie das, das die Jugendlichen in Dervio aufgenommen und von dem sie die Bilder ins Internet gestellt hatten. Er erinnert sich an die Bilder, unscharf, ähnlich dieser Aufnahme aus Loch Ness, er hätte es nie und nimmer ernst genommen. Dieses Geschöpf gleicht aber eher dem aus der Beschreibung von 1946, Hörner auf dem Kopf und rosa Schuppen.

Es wirkt fast freundlich, ist halt hungrig, das kann man ja verstehen.

Schnappt also nach seinem Bein, er kann es gerade noch wegziehen. Er versucht, schneller zu schwimmen, zu kraulen, aber dann sieht er vor lauter Schaum und Gischt an der Wasseroberfläche gar nicht mehr, wo sich sein Gegner befindet. Auf jeden Fall ist das Tier irgendwo unten in der Tiefe, von da aus kann es ihn gut beobachten, während er sich an der Wasseroberfläche abstrampelt, mit einem einzigen schnellen Schlag seiner mächtigen Schwanzflosse hätte es ihn eingeholt und würde ihn von unten in seinen ungeschützten Bauch – oder sonst wohin – beißen. Es ist sinnlos, auf diese Art entkommen zu wollen.

Der Mann ist nicht besonders ängstlich, er hat keine Zeit dazu. Je mehr er zappelt, desto interessanter wird er für das Geschöpf. Er vermeidet jede Bewegung und treibt an der Oberfläche wie ein lebloses Stück Holz. Das Gesicht im Wasser und die Augen offen, um das Untier herannahen zu sehen. Die Wellen schaukeln ihn, er wartet.

Dann kommt es wieder hoch geschossen, den Kopf vorgestreckt und das Maul geöffnet, direkt auf ihn zu. Er sieht die dunkelroten Augen, diesem Geschöpf fehlen wirklich sämtliche Pigmente. Unpassend die Assoziation, aber ähnlich fasziniert ist er auch von der weißen Haut seiner Geliebten, die nur die roten Adern durchschimmern lässt. Diesem Geschöpf fehlt nur das blonde Haargekringel an den verschiedenen Stellen.

In so einem Moment! Was ihm da durch den Kopf geht!

Er wirft sich zur Seite und hört das Klacken des zuschnappenden Gebisses dicht neben sich, rosa Schuppen streifen seinen Armen und reißen die Haut auf. Er blutet.

Das macht ihn wütend und er erinnert sich, dass in seinem Schiffchen auch ein Messer ist. Das Schiffchen windet sich, der Wind treibt es davon, aber dann hat er es doch zu sich heran gezerrt und fingert in seinen Sachen nach dem Messer. Kaum umschließen seine Finger den Griff, greift der hungrige Lariosaurier wieder an.

Diesmal kann er sein Bein nicht mehr rechtzeitig wegziehen und die Zähne

schließen sich um seine Zehen. Das Tier schüttelt den Kopf, versucht die Zehen von seinem Fuß abzureißen, ändert dann seine Strategie und zieht ihn in die Tiefe – unaufhörlich, konstant, es will ihn ertränken.

Er sieht die Wasserschichten vor seinen Augen – von einem fahlen Blau, zu einem dunkleren Grün, immer dunkler bis zu einem schwärzlichen Grau. Er registriert es mit Interesse. Das Rosa des Saurierkopfes weicht diesem dunklen Grau.

Er sticht zu, mehrmals, mit aller Kraft, doch sein Messer trifft auf hornige Schuppen, kann an keiner Stelle eindringen.

Er hängt zwischen allen Welten, die Schnur zu seinem Schiffchen, das an der Wasseroberfläche Widerstand leistet, straff gespannt. Und an seinen Zehen des Untier, das an ihm zerrt. Viel Luft ist nicht mehr in seinen Lungen.

Da fasst er endlich den einen Entschluss und setzt das Messer an seinen Zehen an. Nie wieder wird er sich von rosafarbenem Fleisch in irgendeine Tiefe zerren lassen und wenn er etwas von dem eigenen opfert. Es sind nur zwei Zehen und mit denen gibt sich das Untier zufrieden.

Er rettet sich an das Ufer von Dervio. Im seichten Wasser tritt er auf einen Krebs, und dessen eine Schere, die andere hatte er bei einem Kampf mit einem Weibchen verloren, zwickt kräftig zu.

Zur Bestätigung!

Portrait



Tina Schmid, 48 Jahre alt, wohnt in Neutraubling
E-Mail: TDSchmid1@aol.com
Internet: www.shopart.com/schmid

Seit über 20 Jahren macht sie Kunstausstellungen mit ihren Bildern und begleitenden Texten. 2008 Jahr veröffentlichte sie eine Kurzgeschichte in der edition fischer (Frankfurter Buchmesse).

Prosa Platz 5

Andreas Erdmann

Die Reise nach Ea

Tok. Tok. Tok! klopfte es eines Abends an deine Kellertür: Tok. Tok! und noch einmal: Tok! – und du standest im Flur, standest da auf den Dielen wie angewurzelt. Du horchtest, hieltest den Atem an, und dein Herz (bom bomm bommm) schlug rauf bis zum Hals: Wer konnte das sein? fragtest du dich: Wer besuchte dich dort aus dem Keller? Und wer rief jetzt mit dumpfer Stimme von jenseits der Tür, rief dich – deinen Namen – durchs Holz?

Du fasstest Mut, tratest vor und riefst zurück: »Ja?!« und »Herein! « – Dann vernahmst du ein Klacken der Klinke. Wer… irgendwer drückte und zog, stemmte sich gegen die Holzfläche: »Geht nicht. 's ist abgeschlossen.«

»O Entschuldigung!« sagtest du, drehtest den Schlüssel im Schloss. Im nächsten Moment sprang die Türe auf, sie sprang einen Spalt weit nach innen, schwang weiter – dabei knarrte und knaaatschte sie laut in den Angeln – und vor dir öffnete sich der finstere Einstieg zum Keller. Du spähtest hinein und hinunter, konntest zunächst niemanden entdecken. Dann jedoch stieg dir ein säuerlich fauliger Atem entgegen, und du erkanntest den Umriss eines alten, buckligen Männleins in einem pechschwarzen Pelz, den Kragen hoch aufgestellt und die Fellmütze tief ins Gesicht heruntergezogen. »Guten Abend!« krächzte es aus dem Dunkel, »Mein Name ist Kurz. Mein Meister schickt mich, Sie abzuholen für Ihre Reise nach Ea!«

»Nach Ea? Na, dann warten Sie kurz, ich hole mir rasch noch Stiefel und Jacke.«

»Neinein,« meinte Kurz, »nicht nötig, die brauchen Sie nicht in Ea.«

»Einen Moment, ich mache uns Licht!« sagtest du, fingertest schon nach dem Lichtschalter.

»Lassen Sie das!« patschte der kleine Mann dir auf die Hand: »Kommen Sie, folgen Sie mir auf der Stelle!«

»A-aber – man sieht dort unten ja nichts.«

»Ich, für meinen Teil, sehe genug, und mein Meister verabscheut künstliches Licht«, knurrte er, kehrte sich um und stieg bereits vor dir die Treppe hinunter.

In deinen Hausschuhen tratest du auf den ausgetretenen Stein der obersten Stu-

fe. Und dir im Rücken schlug krachend der Flügel der Tür ins Schloss – du zucktest zusammen, legtest die Hand auf den Lauf des Geländers und folgtest dem Fremden schweigend hinab in das gähnende Dunkel.

Stufe um Stufe ging's hinab in die Tiefe. Spinngeweb streifte dein Haar, und du ducktest dich. Die felsige Decke schwebte hernieder, der Gang wurde enger und enger. Doch mit einem Mal wich der Felsen zurück, und sowie du nun von der Treppe in das Kellergewölbe eintratst, wehte dir aus dem offenen Schwarz ein kühlerer Lufthauch entgegen. Du hieltest inne und lauschtest, vernahmst von drüben das Rauschen der Quelle, die im tiefsten Grunde des Kellers entsprang.

»Vorwärts, vorwärts! nicht stehen bleiben!« drängte der Alte, und weiter ging es auf steinigem Boden. Das Gewölbe kam dir tiefer vor als gewöhnlich: Ihr hättet längst bei der hintersten Mauer anstoßen müssen. Dazu erschien dir die Kellerdecke viel höher als sonst, und als du den Blick nach oben lenktest, konntest du in der Finsternis etwas erkennen: Du sahst… sahst, dass der Raum grenzenlos war… sahst in der Höhe die blinzelnden Sterne! – Sterne, Sterne blinzelten auch um dich her und tanzten dort auf dem Wasser, das du plötzlich drunten zu deinem Füßen erblicktest: Sternlichter tanzten weit, weithin auf den Wellen eines rauschenden Meeres, und in der Ferne über der wogenden Flut erhob sich lautlos die weiße Sichel des Mondes.

»W-w- wo sind wir hier?«, fragtest du.

»Fragen Sie nicht, folgen Sie mir!« kraxelte Kurz durch die Klippen zum Ufer, und du kamst ihm nach. Auf einmal erspähtest du eine Fähre, die unten am Steg zur Abfahrt bereit lag – und am Ende des Stegs stand der Fährmann in einem langen, luftig flatternden Mantel, stand da mit wehendem Haar und schaute hinaus auf die endlose See.

»Halt!« schnellte Kurz auf der untersten Klippe herum, »Geben Sie mir jetzt den Fährlohn!«

Da suchtest du in deiner Hosentasche und brachtest einige klimpernde Münzen zum Vorschein.

»Oh nein, das reicht nicht,« meinte der Alte: »Geben Sie mir einfach – alles!«

»Alles?«

»Nun,« grinste er, »wenn Sie erst drüben in Ea sind, brauchen Sie ja nichts

mehr.«

Daraufhin gabst du ihm all dein Geld, drücktest ihm auch deine goldene Uhr in die Hand.

»Das reicht noch nicht hin!« bekamst du zu hören. »Geben Sie alles, was Sie beschwert, was Sie mit sich herumschleppen und an Ihrem Leib tragen!«

»A-aber – es ist so kalt und windig hier... «

»Jammern Sie nicht!«

So stiegst du aus deinen Pantoffeln, schlüpftest aus Hemd und Hosen und reichtest dem Mann all deine Sachen. Völlig unbekleidet standest du da, und er forderte: »Legen Sie auch Ihre Maske ab!«

So kam es, dass du dein Lächeln abgabst, jedweden Ausdruck von Freude und Zuversicht und sogar deine Hoffnung.

»Danke, das reicht!« sagte der Fährgehilfe. Und nackt, wie du warst, stiegst du ihm nach, von der Klippe auf die wankenden Bretter vom Bootssteg.

Der Fährmann hatte euch wohl gehört, fuhr herum und kam dir mit stakenden Schritten entgegen.

»Guten Abend!« grüßtest du ihn. Er erwiderte nichts.

»Nun können wir aufbrechen« sagtest du freundlich, und er herrschte dich an: »Sie haben hier gar nichts zu sagen! Die Stunde des Aufbruchs bestimme ich. Ich – ich allein kenne das Wetter, kenne die Gefahren der Nacht und das Kommen und Gehen der Flut.«

»Ja, aber... «

»Schweigen Sie!« schrie er dich an. Und du schwiegst.

Kurz darauf – »Eeeja hooo!« – erteilte der Fährmann das Zeichen zum Aufbruch. Du folgtest den Männern ins Boot und stiegst durch allerlei Tand und Zeug, das an Deck durcheinander lag, bis zum Bug vor. Der Fährmann stellte sich achtern ans Steuer. Sein Fährknecht hievte den Anker an Bord, löste die Leinen und zog das Segel am Mast auf. »Fäääähre ahoi!« rief es vom Steuer, und schon fuhr der Wind in das Segeltuch, die Fähre setzte sich in Bewegung und trieb nun von Sternen umwogt hinaus auf das offene Meer.

Du lehntest im spitzen Winkel des Bugspriets, spähtest voraus und sahst mit einem Mal, wie die Sterne erloschen. Dein Auge verlor sich im Nichts. Der Himmel war ganz verhangen. Ein dichtes Gewölk hatte sich vor euch zusammengebraut, und ihr steuertet geradewegs darauf zu. »Ferge, wir müssen einlenken!«

riefst du nach hinten.

»Schweigen Sie!« schroffte es da vom Heck. »Ich bin der Käpt'n, und ich bestimme den Kurs! Sie aber kennen ja weder den Weg noch das Ziel Ihrer Reise.«

Schneller und schneller brach das Gefährt durch die Wogen. Der Bug stach ins Wasser und warf hohe Wellen auf, von unten her peitschte die Gischt. Dann fuhr ein Ruck durch das Boot. Es schnellte blitzartig nach vorn, und du fielst herum an den Fockmast, schlangst die Arme ums Holz und schriest nach hinten: »Wir müssen zurück! Zurück!«

»Das ist unmöglich!« tönte es aus der tosenden Brandung. »Es gibt kein Zurück in den Schnellen der Zeit!« – In dem Moment stürzte das Boot in einen Strudel. Ein Sog erfasste es, zog es durchs brennende Wasser, das im wilden Wirbel über dem Segel zusammenklatschte. Auf einmal ein flammender Blitz! Und sofort rollte und grollte der dunkel dröhnende Donner heran. Schlagartig setzte ein Wolkenbruch ein: Wassermassen prasselten von droben aufs Deck. Der Boden bebte, alles umher rutschte und rasselte jetzt im reißenden Strom durcheinander. Du wurdest vom Mast weg nach achtern geschleudert, rudertest mit deinen Armen, wolltest noch mit der Hand nach den schlagenden Tauen vom Ladebaum greifen. Aber du langtest ins Leere, stolpertest. Stürztest kopfüber, schlugst der Länge nach auf die Bohlen. Am Grunde ein Bersten. Vom Kiel reißt es das Boot in die Höhe, und du schlitterst bäuchlings zum Heck – saust auf den Fährmann zu, der sich dort fest an das Steuerrad klammert. Über dir steht er, mit flatterndem Mantel, sein kantiger Schädel grell im Gewitter, und aus den schattigen Augenhöhlen sticht eine Flamme: »Zum Teufel mir dir, verfluchte Fähre!« vernimmst du noch seine feurige Stimme: »Fahr doch zur Hölle, zur Hölle!« – dann fällst du herum, knallst mit der Stirn vor die Bordwand und plötzlich – urplötzlich – ist's stille.

Stille.

Aus einem verschlungenen Schlaf kamst du zu dir und fandest dich, einen entsetzlichen Alptraum vor Augen, auf den Bohlen liegend am Backbord wieder. Du schobst deinen Kopf in den Nacken und hobst den Blick, sahst dich sogleich geblendet, hangeltest dich an der Bordwand hinauf und blinzeltest über die Reling: Es war hell am Tag. Die See stand still, und die Fähre ankerte auf einem schwelenden Nebel in einem gleißenden Licht, in dem alles umher erstrahlte.

»Wir sind in Ea!« vernahmst du den Fährmann irgendwo aus dem Glast, und der Fährknecht raunzte: »Also los, geh'n Sie an Land! Worauf warten Sie noch!?«

In der grellen Lichtflut aber konntest du kein Land entdecken.

»Ach, lasst mich doch bleiben!« flehtest du nun. »Ich fürchte mich so vor dem Tod – und fürchte vor allem das Sterben!«

»Sterben, ach was!« sprach der Fährmann. »Bislang ist noch niemand gestorben. Niemand stirbt. Niemand erblickt den Tod. Sehen Sie: wenn jemand stürbe, wäre er doch gar nicht mehr da, um dem Tod ins Auge zu blicken.«

»Hmmmm«, machtest du, und der Fährmann fuhr fort. »Anders gesagt: Mein Herr, Sie können unmöglich sterben, denn – Sie sind ja schon lange tot!«

»Omeingott! Ich bin – tot?« du tief erschrocken.

»Tja, tot. Tot sind Sie. Tot waren Sie, waren es immer. Sie leben nicht, leben nicht wirklich und haben nie – niemals – wirklich gelebt. Sie haben von Anfang an das Leben versäumt. Das Leben hat Sie geliebt, Sie aber liebten es nicht und begaben sich nicht in seine Hand. Sie suchten sich wohl hier und dort in der Welt, aber Sie haben sich nirgends gefunden. So verstrich Ihre kostbare Zeit, und Sie blieben ein Außerirdischer auf Ihrem eigenen Planeten.«

»Ich? Ich war niemals ich?«

»Bis auf den heutigen Tag! Somit sind Sie auf seltsame Weise unsterblich geworden. Denn wie könnten Sie sterben, ohne gelebt zu haben – ja, ohne jemals geboren zu sein?!«

»Ich verstehe. Also stirbt am Ende niemand.«

»Am Ende stirbt nur der Tod«, sagte er noch und drängte sodann: »Nun. Es ist höchste Zeit, Sie müssen von Bord. Auf Wieder – nein, auf Nimmerwiedersehn!«

»Ja dann, auf Nimmerwiedersehn!« riefst du den Fährleuten zu und stiegst auf das Brett, das dem Ausstieg anlag. Und nackt, wie du warst, gingst du im Licht auf dem wackligen Holz, das dich von der Fähre zu einem felsigen Grund hinüberführte.

»Willkommen in Ea!« sprach der Stein, auf den du hier tratest. Und du gingst weiter, bis du im Licht einen Schatten erkanntest. Du gingst in den Schatten ein und sahst dich jetzt vor der steinernen Treppe, die aus dem hell erleuchteten Kellergewölbe hinauf in deine Wohnung führte. Und wie du den Fuß auf die unterste Stufe der Treppe setztest, war dir, als hörtest du in deinem Rücken aus der

Tiefe des Kellers noch einmal die Stimme des Fährmanns: »Gehe hinauf in dein Leben, Mensch – Lebewohl! Und nun lebe! Lebe!«

Portrait

Andreas Erdmann, Solingen, geb. 1962
E-Mail: andreas.nico.erdmann@gmx.de
Tel. 0212/ 335745

Dipl. Sozialpädagoge, Schriftsteller, Studium der Germanistik, Sprach- und Literaturwissenschaften, seit 2001 etwa 280 Veröffentlichungen von Erzählungen, Kurzgeschichten und Gedichten in Anthologien und Literaturzeitschriften, Mundart, Lokalradio.

Preise: u. a. 1998 Heinz Risse-Literaturpreis (1. Platz); 2003 Literaturpreis der Bayreuther Festspielnachrichten (1. Platz); 2005 1. Preis der Gruppe ‚De Hangkgeschmedden' im Berg. Geschichtsverein; 2007 Literaturpreis des Literaturpodiums (1. Platz); 2008 Armin T. Wegener-Literaturpreis, amnesty international (4. Platz)

Prosa Platz 4

Uwe Bierbaum-Henke

Vom Wiederfinden der Liebe

Silhouettenhaft zeichnete das schwache Mondlicht Schatten auf die Rückseite der vorgezogenen Vorhänge, und schon seit geraumer Zeit war Michael in der fremden Dunkelheit des Krankenhauses bemüht, das Grübeln über die Ereignisse der letzten Tage gegen ein wenig gesunden Schlaf einzutauschen.

Die Nachtschwester hatte ihn auf ihrer nächtlichen Routinetour aus einem unruhigen Schlaf geweckt. Das legte den Schluss nahe, dass er doch irgendwann eingeschlafen sein musste, aber lange hatte er sich von einer Seite auf die andere gewälzt, nachdem er vom Fernsehraum am Ende des Korridors auf sein Zimmer zurückgekommen war.

Später, als auch draußen auf dem Flur die Geräusche immer verhaltener geworden waren, hatte er die Eintönigkeit des Wachens mit dem Erraten der Minuten bis zum nächsten Viertelstundenschlag einer entfernten Kirchturmglocke zu durchbrechen versucht.

Doch irgendwann war ihm bewusst geworden, dass nach jeder Viertelstunde wieder fünfzehn seiner kostbaren Minuten zu einem einzigen Glockenschlag zusammengeschmolzen waren, und er war es leid geworden, die vergehende Zeit so vorsätzlich von seinem Lebenskontingent abzubuchen, dessen Volumen zusehends schrumpfte.

Er hatte versucht, anderen Gedanken eine Chance zu geben. Dabei war ihm aufgefallen, dass er erst ein einziges Mal das zweifelhafte Vergnügen gehabt hatte, mit einem Krankenhaus Bekanntschaft zu machen; als kleiner Junge, dem man die Mandeln herausoperieren musste. Und über dem Wälzen der schmerzhaften Erinnerung muss er wohl eingeschlafen sein.

Jetzt, wo er wieder wach lag und Löcher in die Dunkelheit des Zimmers starrte, war er froh darüber, mit keinem anderen Patienten das Zimmer teilen zu müssen, der ihm vielleicht fortwährend mit Schilderungen des eigenen Krankheitsverlaufs die letzten Energien absorbieren würde, hatte er doch mit sich allein schon genug am Hals.

Er zog sich die Decke bis unter das Kinn und versuchte wieder an die Fragmente der Erinnerungen und Gefühle des kleinen Jungen am anderen Ende der Zeit anzuknüpfen, der damals von seiner Mutter so sehr im Stich gelassen wor-

den war und das Vertrauen in sie, zumindest für kurze Zeit, verloren hatte.

Dem ganzen Geschehen musste ein Arztbesuch vorausgegangen sein, an den er sich allerdings nicht mehr erinnern konnte, auch nicht daran, dass er krank gewesen war. Er überlegte, wie alt er wohl gewesen sein mochte. Vielleicht sieben oder acht Jahre, auf jeden Fall in einem Alter, wo Kinder zwar noch nicht die Fähigkeit haben, Unstimmigkeiten beim Namen zu nennen, jedoch sehr wohl schon ein Gespür dafür.

Die Anspannung seiner Mutter, die sie den ganzen Vormittag schon mit sich herum trug, hatte er sehr wohl bemerkt. Allein was der Beweggrund war, blieb ihm verborgen, ebenso der Sinn und Zweck der großen Tasche, die sie im Heimlichen gepackt hatte und mit der sie nun beide an diesem sonnigen Vormittag durch die Straßen der Stadt eilten.

Noch war er ahnungslos, spielte das Spiel, welches er immer zu spielen pflegte, wenn sie gemeinsam auf dem Weg zum Einkaufen waren, bei dem er an der Hand seiner Mutter mit dem einen Fuß am Straßenrand und mit dem anderen auf dem Gehweg lief. Und bei jedem Tritt auf den Gehweg sagte er »Hopp«, und wenn seine Mutter guter Dinge war, dann stieg sie mit ein in sein Spiel und ergänzte bei seinem Tritt mit dem anderen Fuß auf die Straße sein »Hopp« mit ihrem »Sassa«.

Doch an diesem Tag war sie nicht guter Dinge und hatte für ihn und sein Spiel nichts übrig, zerrte ihn mehr oder weniger hinter sich her und ermahnte ihn fortwährend zur Eile, bis sie letztendlich vor dem Städtischen Krankenhaus standen.

»Besuchen wir jemanden?« fragte er, und da seine Mutter nach dem Durchschreiten der großen Flügeltüren des Krankenhausportals sich wohl in Sicherheit wähnte, antwortete sie ihm auf dem Weg zur Anmeldung nur ganz beiläufig, dass man ihm die Mandeln herausnehmen müsse. Sie verkündete ihm diese schreckliche Mitteilung so, als ginge es ihn im Grunde eigentlich nichts an und bemühte sich, ihre eigene besorgte Stimme mit dem Tonfall der Harmlosigkeit einzufärben, als wäre der medizinische Eingriff mit dem Gang zum Friseur gleichzusetzen – und der war schon tragisch genug.

Nun hatte also die Geheimniskrämerei konkrete Formen angenommen und die Überraschung war groß, im negativen Sinne. Es war zu spät, sich in letzter Minute dagegenzustemmen, und es war auch nicht seine Art, sich von der Hand

seiner Mutter loszureißen, schon gar nicht in Anwesenheit der Krankenschwester, die sie beide inzwischen in Empfang genommen hatte und auf dem Weg ins Ungewisse vorausging.

Zu diesem Zeitpunkt hatte er noch die Hoffnung gehabt, dass alles doch nicht so schlimm werden würde und er und seine Mutter in absehbarer Zeit wieder den Heimweg antreten könnten; warum sonst sollte sie ihm gesagt haben, dass es gleich vorbei sein und überhaupt nicht wehtun würde.

Im Rückenwind der Krankenschwester waren sie in einen kleinen, steril eingerichteten Raum geführt worden, einen Zimmerschlauch mit Bett, Tisch und Stuhl, mit einem einzigen Fenster am Ende des Raumes, der eher einer Gefängniszelle glich als einem Krankenzimmer. Die Krankenschwester forderte ihn auf, er möge sich doch ausziehen und den Schlafanzug anziehen, den seine Mutter hinter seinem Rücken aus der Tasche hervor gezaubert hatte, bei dessen Anblick ihm ein Stich ins Herz fuhr, nicht minder schmerzhaft, als wenn sie ihm hinterrücks ein Messer in den Rücken gestoßen hätte.

Doch noch immer wollte er nicht wahrhaben, wollte einfach nicht glauben müssen, dass seine Mutter in der Lage war, ihn so hinters Licht zu führen – jede andere Mutter vielleicht, doch nicht seine, der er doch immer hatte vertrauen können – und er hoffte inständig, dass alles nur ein dummer Irrtum war, der sich in Kürze auflösen würde.

Die Hoffnung stirbt zuletzt, und so hatte er bis zum Schluss gehofft, seine Mutter würde endlich ein Einsehen mit ihm haben, würde diese unglückselige Angelegenheit endlich abschließen. Er hatte in seinem Kindskopf hin und her gerätselt, ob es vielleicht eine Strafe für etwas hatte sein sollen, für ein Vergehen, das er selbst inzwischen wieder vergessen hatte, aber nicht seine in der Erziehung so eifrig bemühte Mutter, die ihm nun einen gehörigen Schrecken einjagen wollte und gleich sagen würde: »Siehst du, das geschieht mit unanständigen Buben, die nicht brav sind! Ich hoffe, dass es dir eine Lehre sein wird, aber jetzt zieh dich wieder an, wir gehen nach Hause – der Schreck war Strafe genug!«

Aber nichts sagte sie, kein einziges Wort. Sie lächelte nur verlegen und machte auf dem Absatz kehrt. Wortlos ging sie hinaus, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Das geräuschlose Schließen der Türe durch die Mutter war das letzte Bild, welches er in seiner Erinnerung aufbewahren sollte. Alles Weitere hatte vermutlich keine Wichtigkeit mehr gehabt, selbst die Mandeloperation hatte er erinnerungslos überstanden.

Sie war geflohen, dachte er heute, vor der Verantwortung und ihrer Pflicht, hatte ihre erziehungsberechtigte Hilflosigkeit vor sich hergetrieben, im Glauben, ihren Sohn in guten Händen zurückgelassen zu haben.

Allerdings war dies ein Irrglaube gewesen, allenfalls für seine Mutter ein beruhigendes Alibi – für ihn, das Muttersöhnchen, war es der Judaskuss gewesen.

Jetzt lösten sich doch noch weitere Erinnerungen aus der Dunkelheit heraus, ein Nachgeschmack von Tränen, die er um die Mutter vergossen hatte, in der Nacht, die der heutigen wie ein Abziehbild glich; das gleiche Bangen im Alleinsein und die gleiche angsterfüllte Ungewissheit über das Nahende. Selbst an das Versprechen der Krankenschwester konnte er sich nun wieder erinnern, Eis nach der Operation, was ihn aber seinerzeit nicht zu trösten vermocht hatte.

Im Nachhinein hatte er seiner Mutter verziehen, so wie ein Hund die Prügel seines Herrn verzeiht. Aber damals hatte er ihre Flucht nicht verstanden, erst mit dem Älterwerden und im wachsenden Verständnis der Mutter gegenüber löste sich das Rätsel auf und legte ihm die Nachsicht nahe, dass es der Mutter selbst sicher nicht leichtgefallen war, zumindest hoffte er, dass es so gewesen war, denn darüber gesprochen hatten sie nie.

Aber noch war Zeit, dies nachzuholen. Die Frage war nur, ob es Sinn hatte.

Inzwischen war diese Frage nach dem Sinn ohnehin zur Frage aller Fragen geworden. Denn nach der Entdeckung seines Raumfordernden Intracraniellen Prozesses, wie der Neurologe seinen Gehirntumor bezeichnet hatte, gab es so etwas wie Sinn nicht mehr. Die Frage danach hatte sich erledigt. Sein Dasein beschränkte sich auf das Absitzen der wenigen Zeit, die ihm noch blieb.

Sinn erfährt man nur in der Ausrichtung an Zielen und Zwecken, und er ist eng mit Werten und Bedeutungen verknüpft. Sein unheilbarer Krebs war weder ein erstrebenswertes Ziel, er war alles andere als das, noch diente er irgendeinem Zwecke; und Wert oder Bedeutung hatte er allemal nicht.

So war im Grunde alles sinnlos geworden.

Die Röntgenbilder hatten es nur erahnen lassen, was die Kernspintomografie

letztendlich bestätigte, und mit Unbehagen dachte er an die langwierige Prozedur zurück, denn was er nur schwer ertragen konnte, war räumliche Enge, gepaart mit dem Druck, stillhalten zu müssen.

Schon als Kind war es ihm immer schwer gefallen, regungslos und leise zwischen den Eltern in deren Bett zu liegen. Auch wenn er immer wieder der Versuchung erlegen war, eine Nacht an der Seite seiner Mutter zu verbringen, hatte er für diesen Genuss einen Tribut in Form von anstrengender Bewegungslosigkeit und stillem Verharren zahlen müssen, um den heiligen Schlaf seines Vaters nicht zu stören.

Und gerade in solchen Situationen, ob zwischen den Eltern im Bett, im Stuhl des Zahnarztes oder eingeengt in einer Röhre, fing die Nase zu jucken an, zuckte das Bein oder kitzelte es am Rücken, als würde sich von innen heraus ein ganzes System von Nerven gegen dieses Stillhalten wehren.

Hinzu kam, dass das Kernspin-Gerät einen fürchterlichen Lärm verursachte. Die zuständige Krankenschwester hatte ihm zwar Watte für die Ohren gegeben, dennoch drangen die Klopfgeräusche durch alle Poren seines Körpers und schlugen ihn wie eine Trommel. Mit leichtem Gruseln stellte er sich vor, wie sich die seinen Körper formenden Wasserstoffatome den Kräften des Magnetfeldes entgegenstellten und unsichtbare Kräfte an ihm zerrten, die ihm etwas, was immer es auch sein mochte, zu entreißen versuchten.

Das einzig Beruhigende an der ganzen Sache war die Notfallklingel, die man ihm in die Hand gedrückt hatte und mit der er sich hätte bemerkbar machen können, um die Untersuchung abzubrechen. Aber wer wollte sich schon die Blöße geben und vor der Krankenschwester als Weichei dastehen. Also tat er, was er immer in ähnlichen Situationen getan hatte, er lenkte sich ab, versuchte an schöne Dinge und Momente zu denken, stellte sich Rechenaufgaben und sprach sich selbst Mut zu: du schaffst das, gleich hast du es hinter dir, ist alles nicht so schlimm!

Aber das alles waren Episoden aus einem anderen Leben, das ihm schon eine Ewigkeit her zu sein schien, obwohl erst drei Tage seit seiner Einlieferung in dieses Krankenhaus vergangen waren.

Drei Tage!

Vor drei Tagen hatte seine Welt noch eine Ordnung gehabt, die Zeit Bestand und sein Leben Zukunft. Jetzt, tausend Jahre später, war diese Welt zum Chaos

verkommen, die Zeit zählte nichts mehr und in der Zukunft lag einzig und allein das Ende. Hier halfen auch nicht die Tränen, die er jetzt wieder wie zigmal zuvor im Heimlichen vergoss.

Daher mahnte er sich zur Besinnung, auch wenn sie eigentlich keinen Sinn ergab.

Gerne hätte er jetzt so eine Notfallklingel wie bei der Kernspin-Untersuchung gehabt, auf die er hätte drücken und alles hätte abbrechen können; die ihn auf Knopfdruck, wie beim Ausschalten des Fernsehers durchs schlagartig zusammenzuckende Licht, in die Dunkelheit hätte stürzen lassen, um in der Realität aufzuwachen.

Zwar hing so eine Klingel an seinem Bett, doch diese Klingel würde lediglich die Nachtschwester herbeirufen, die alles andere als eine Vision war.

Die Bilder vom Vortag spukten ihm immer noch in seinem desolaten Hirn herum, führten ihn immer und immer wieder zu dem Moment zurück, in dem er in das Büro des Neurologen gerufen worden war. Wie ein Prophet war dieser vor der hellen Leuchtplatte gestanden, die mit unzähligen Auswertungsbildern zugepflastert war und das bislang unsichtbare Unheil sichtbar machte, oder besser gesagt, das unheilbare Unsichtbare sichtbar machte.

»Ich will nicht um den heißen Brei herumreden!« sagte der Neurologe ihm knallhart ins Gesicht, »Sie haben einen Gehirntumor, der nicht operabel ist. Denn man erkennt auf den Bildern bereits, dass der Tumor an verschiedenen Stellen im Gehirn schon Absiedlungen vorgenommen hat, die wiederum gesunde Hirnzellen schädigen werden und deren Ausbreitung einen chirurgischen Eingriff unmöglich machen. Man kann versuchen,« so referierte der Neurologe weiter, »eine Strahlen- oder Chemotherapie anzusetzen, aber Aussichten auf eine Heilung sehe ich darin nicht, höchstens einen Aufschub von ein paar Monaten.«

Er hatte den Neurologen gefragt, was er mit Aufschub meine, Aufschub von was? Und der Neurologe antwortete ihm, »... Es tut mir leid, es so sagen zu müssen, aber Ihre Lebenserwartung ist kaum noch höher als ein halbes Jahr.«

Er war nur dagesessen, während die Welt um ihn herum zerbröckelte und in millionenfache Einzelteile zerfiel. Der Boden unter seinen Füßen zerfloss in einem gewaltigen Rinnsal aus Lebensbildern, riss seine Zukunft mit sich und stru-

delte fort durch das schwarze Loch, welches sich unter ihm auftat.

»Es tut mir leid!« hatte dieser gottverdammte Neurologe gesagt, in einem Ton, als wäre nichts anderes geschehen, als dass dieser ihm auf die Füße getreten war. Am liebsten wäre Michael aufgestanden, hätte ihn an seinem unschuldsweißen Kittel gepackt und ihn so lange geschüttelt, bis er zugegeben hätte, dass alles nur ein Irrtum war. Aber der Wunsch war damals bei seiner Mandeloperation schon nicht in Erfüllung gegangen, und so saß er weiter wie gelähmt auf dem Stuhl, der ihn nicht freigeben wollte, und schaute mit entsetztem Blick seinem Leben hinterher, das ihm wie Felle davonschwamm.

Schon oft war er an Grenzstationen angekommen, die ihm beinahe Unmenschliches abverlangt hatten, als Kind in der Schule und später als Jugendlicher in der Lehre sowieso. Aber in allen Fällen hatte es Hoffnung gegeben, hatte er stets an der Veränderung zum Besseren arbeiten können. Außerdem hatte sich im hintersten Winkel seines Kopfes immer wieder eine Stimme gemeldet, die ihm signalisierte, dass es irgendwie schon weitergehen würde.

Doch diese Situation hier war aussichtslos, sie würde er nicht überwinden können, nichts würde weitergehen, und das Schlimmste daran war – er war ihr ausgeliefert!

Er knipste das Leselicht an, um die bedrückende Dunkelheit zu vertreiben. Bei der Frage nach dem Was-wird-werden, die immerzu in seinem Gedankenkarussell auftauchte, war an Schlaf sowieso nicht mehr zu denken.

Jetzt hätte er gerne eine Zigarette geraucht, wollte sich aber dafür nicht extra in den Aufenthaltsraum begeben oder sich den Nachfragen der Schwestern oder anderer nachtaktiver Patienten nach den Gründen seiner Umtriebigkeit stellen. Außerdem hatte er keine Lust und auch nicht die Energie, sich ausgehfein zu machen, den Bademantel überzuziehen, sich zu kämmen und anderweitig in Ordnung zu bringen, was, so verknautscht, wie er aussah, nicht einfach werden würde.

Also beschloss er, verbotenerweise eine Zigarette auf seinem Zimmer zu rauchen. Die Nachtschwester war durch und würde so schnell auch nicht wieder auftauchen. Und schließlich, was gab es noch zu verlieren, wo er doch schon alles verloren hatte, einschließlich seines Lebens. Hausverbot? Gab es so etwas in einem Krankenhaus überhaupt? Und wenn schon, er hatte sowieso nicht vor, länger zu bleiben!

Er kramte die Zigarettenschachtel aus der Nachttischschublade heraus, klopfte ein Zigarette aus der Packung und steckte sie sich unangezündet in den Mund. Aus dem Schrank holte er sich seine vertraute Jacke und zog sie sich über. Er schaltete das Licht wieder aus, tastete sich im Dunkeln zum Fenster, schob den Vorhang zurück und öffnete es. Ein kalter Windzug blies ihm ins Gesicht, der sich reinigend anfühlte und den er mit einem tiefen Atemzug in sich aufnahm. Im aufflammenden Licht des Feuerzeuges blickte er für einen kurzen Moment in der Scheibe des geöffneten Fensterflügels auf sein Gegenüber, das ihm fahl entgegenstarrte.

»Und? Was sagst du dazu, alter Junge? Schöne Scheiße, was!«, sprach er sein Ebenbild flüsternd an. »Aber dir geht es nicht besser als mir, das kannst du mir glauben. Auch deine Tage sind gezählt!«

Er zündete sich die Zigarette an, die mit einem Knistern aufflammte, und inhalierte das Nikotin tief in seine Lungen. Den Oberkörper weit aus dem Fenster gelehnt, blies er den ausströmenden Rauch in die kalte Nachtluft hinaus, der sich rasch nach oben verflüchtigte und dem er neidvoll hinterher blickte.

Noch hütete er sein schreckliches Geheimnis, niemand wusste bislang, wie es um ihn stand, von den Ärzten und Schwestern einmal abgesehen. Bisher hatte er es nicht fertig gebracht, Diana, seinen Eltern oder sonst irgendjemandem von seinem Krebs zu erzählen. Die Ärzte und Schwestern hatte er darum gebeten, in Gegenwart seiner Angehörigen nichts zu erwähnen. Das wollte er schon selbst erledigen, aber bislang hatten ihm hierfür einfach noch die Worte gefehlt – die richtigen Worte! Er konnte es ja selbst noch nicht begreifen, musste sich selbst erst mit seiner Krankheit auseinandersetzen und mit ihr leben lernen, wenn auch nur noch für kurze Zeit.

In der Ferne bellte irgendwo ein Hund. Die Nachtkälte flutete recht schnell das Zimmer, und in der einströmenden frischen Luft dachte er, wie schnell es doch gehen kann, dass sich der Satz: »Mir passiert so etwas nicht, das passiert nur anderen!« ins Gegenteil verkehrt und zur eigenen bitteren Realität wird.

Doch noch fühlte er sich nicht so krank, dass er bei jedem ausgestreckten kleinen Finger gleich nach der ganzen Hand hätte greifen müssen. Genau genommen empfand er gar keinen Unterschied zwischen dem Jetzt und dem Vorher, fühlte sich genauso wie noch vor einem Monat, oder vor einem Jahr, zumindest körperlich, wenn er einmal von den beiden Aussetzern absah, und er war sich sicher, wenn er erst einmal diese Krankenhausatmosphäre verlassen und

sein gewohntes Umfeld wieder um sich hätte, würde es ihm gleich besser gehen, psychisch auf jeden Fall!

Was blieb, war die Frage, wie er nur Diana und auch seinen Eltern die Sache beibringen konnte, und die Ungewissheit, wie der Krankheitsverlauf sein würde. Eines hatte er sich jedenfalls schon vorgenommen, sofern dies nach so kurzer Zeit überhaupt möglich war; er wollte keinesfalls vor sich hin sterben, solange er noch lebte, sondern solange wie möglich leben, während er starb.

Dafür musste er seinen Kopf frei bekommen, auch wenn dies nicht einfach werden würde, steckte doch ein Monster zwischen seinen Gehirnwindungen, welches er liebend gerne wieder losgeworden wäre. Doch das war ja unmöglich, aber solange er noch die Kontrolle über dieses Monster hatte, sollte er sich nur auf die wesentlichen Aufgaben konzentrieren, musste sich freimachen von dem Sammelsurium der unwichtig gewordenen Dinge des alltäglichen Lebens: von den Praxisräumen, seinen Klienten, den Terminen, den Einrichtungsgegenständen, seinem BMW, den Bank- und Versicherungsangelegenheiten; und den Tausend anderen Dingen, die es zu erledigen, zu berücksichtigen und zu beseitigen galt, da sie nicht für fremde Augen gedacht waren, wie seine versteckten Pornoheftchen oder die Schamhaare verflossener Liebschaften, die er fein säuberlich in kleinen Plastikbeutelchen gesammelt hatte.

Es gab so einiges, um sich mit dem Durchgehen der einzelnen Punkte aus der Noch-zu-tun-Liste die Nächte um die Ohren schlagen zu können.

Doch das alles waren nur Belanglosigkeiten am Rande des eigentlichen Schauplatzes.

Viel schwieriger würde es mit den emotionalen Angelegenheiten werden, mit dem Abschiednehmen von Diana zum Beispiel, wobei er weniger an seinen eigenen Schmerz dachte, vielmehr an Dianas Leid, die so einfach nicht würde loslassen können und somit seinen Gang hinüber noch viel schwerer werden lassen könnte, als er eh schon war.

Er musste sich eingestehen, dass es so, wie es war, besser war als andersherum.

Die Vorstellung, Diana wäre diejenige, die an seiner Stelle stünde, war schrecklich für ihn. Zu sehr hatte er nämlich sein Leben auf den Stellenwert eines kleinen Zahnrads im Getriebe des partnerschaftlichen Zusammenlebens reduziert, welches irgendwie mitlief, ohne größere Aufgaben zu übernehmen, auch wenn er dies immer gerne vor Diana – und vor sich – anders dargestellt

hatte, als dass er plötzlich für sich die volle Verantwortung hätte übernehmen können.

Doch nun musste er nicht mal mehr sich selbst etwas vormachen, sondern konnte sich getrost eingestehen, dass sein Alltag schon an der Bedienung der Waschmaschine scheitern würde, ja an der Selbstverständlichkeit einer Haushaltsführung insgesamt, genauso wie an der Bewerkstelligung einer gesunden Ernährung und eines vernünftigen Maßes an zwischenmenschlichen Beziehungen außerhalb seiner Praxis.

Hinzu kam – er hatte eigentlich nichts. Kein Zuhause, kein Heim, das ihn aufnehmen würde oder in das er sich zurückziehen könnte. Außer dem seiner Eltern, aber niemals würde er es Bernhard gleichtun und in den Schoß der Mutter zurück kriechen, um sich erneut die Nabelschnur anlegen zu lassen.

Er schnippte die abgebrannte Zigarette weit hinaus ins Freie und verfolgte den Flug des glühenden Stummels ein paar Meter weit hinab durch die Nacht, bis er ihn aus den Augen verlor.

Worüber mache ich mir nur Gedanken!, dachte er und schloss resigniert das Fenster. Den Vorhang ließ er zurückgezogen, denn die Enge des Zimmers war bedrückend. Was er jetzt brauchte, war Platz zum Atmen. Eng würde es noch früh genug werden; zwei Meter unter der Erde.

Er warf seine Jacke über einen der Stühle am Tisch und setzte sich auf den Bettrand.

Ihm gegenüber saß seit langem wieder einmal das Kind, an das er schon seit einiger Zeit nicht mehr gedacht hatte und das inzwischen groß geworden war und zu einer ansehnlichen, jungen Persönlichkeit herangereift war.

Das Kind ließ seine Beine baumeln und schaute ihn mit leicht geneigtem Kopf und standhaftem Blick an. Zum ersten Mal sah er die feinen Züge der Mutter im Gesicht des Kindes spiegeln, ihre mandelförmigen Augen, die zarte Nase, aber auch die vollen Lippen, die es vom Vater – von ihm – vererbt bekommen hatte, und er erkannte in diesem Moment, wie sehr doch dieses Kind ihre Zuneigung zueinander besiegelt hätte und dass es die ideale Verschmelzung von Diana und ihm gewesen wäre.

»Es tut mir so leid, dass ich dir ein Leben verwehrt habe und wir uns nie kennen gelernt haben«, entschuldigte er sich still bei seinem Kind. »Ich nehme die Schuld auf mich, dass ich dir deine Eltern vorenthalte und die Freunde, die du

nie haben wirst; dass deine Kinder keine Geschichten über ihre Großeltern zu erzählen wissen werden, dass du überhaupt auf diese vielen Dinge verzichten musst, die das Leben im eigentlichen Sinne ausmachen. Es mag nur ein schwacher Trost für dich sein, aber ich hätte wirklich mein Bestes gegeben, ein guter Vater zu sein, mehr noch, ein Freund und Vertrauter wäre ich dir gerne gewesen. Manchmal brauchen die Dinge eben eine gewisse Zeit zum Reifen, und wenn es dann soweit ist, ist es oftmals schon zu spät. Aber selbst diese Erkenntnis werde ich dir verwehren!«

Er rutschte vom Bettrand und ließ sich hart auf seine Knie fallen. Mit der Stirn auf dem kalten Linoleumboden und im Vornüberbeugen seines geplagten Körpers lösten sich seine Tränen. Seine Oberschenkel pressten ihm ein tiefes Schluchzen aus dem Bauch und sein Oberkörper hob und senkte sich im Gleichtakt des Wehklagens. Wie eine Kröte kauerte er auf dem Boden, und immer und immer wieder schlug er wie von Sinnen seinen Kopf auf dem Boden auf, um das Monster in seinem Hirn zu töten, das jedoch nur höhnisch aus ihm herausgrinste.

Ohne Abschied zu nehmen, verschwand das Kind; diesmal für immer.

Der Rotz lief ihm aus der Nase und hinterließ einen salzigen Geschmack auf seiner Zunge. Tröpfchenmuster bildeten sich auf dem Boden, und mit dem allmählichen Dahinschwinden der Bedrücktheit, im Wiederaufflackern seines noch nicht erloschenen Lebensfunkens suchte er nach einem Muster darin, das ihm Antwort und Erleuchtung hätte geben können.

War dieses Muster ein Produkt des Zufalls oder war es Bestimmung, erfüllte alles einen bestimmten Plan oder geschah es rein zufällig? Gab es einen Grund, weshalb die eine Träne so abseits fiel, während eine andere sich mit einer weiteren verbündete? Warum traf das Unheil ihn, warum steckte gerade er in diesem kranken Körper, der in irgendeinem gottverdammten Krankenhaus auf dem Fußboden herumkroch und sich dumme Gedanken über die Anordnung von Tränentropfen machte? War dies sein Schicksal, sein Karma, seine Prüfung, die er bestehen musste, um dieses Leben zu Ende bringen zu können und ein anderes anzufangen?

Schließlich, nach Minuten der Bitterkeit und Verzweiflung, schmiedete er

einen ersten Plan, noch zögerlich und zaghaft, um ihn nicht an das Monster in seinem Hirn zu verraten, und so dosiert, dass dieser für seine Kopfschmerzen noch verträglich war. Noch war es mehr ein Entwurf als ein Plan, aber es musste nichts überstürzt werden, auch wenn die Zeit sehr knapp bemessen war. Er konnte es ruhig angehen, sein Vorhaben behutsam gedeihen lassen, denn der Keim war gepflanzt. Doch zunächst galt es, wieder zur Besinnung zu kommen, denn nur so können Pläne konkret Gestalt annehmen.

Er rappelte sich auf und ging zum Waschbecken. Kühl ergoss sich der Wasserstrahl in seine zur Schale geformten Hände, in die er sein Gesicht tauchte. Ohne sich abzutrocknen, schlurfte er zurück zum Bett und streckte sich darauf aus.

Sein Schädel hämmerte. Minutenlang blieb er reglos liegen, übte sich darin, tief und gleichmäßig ein- und auszuatmen, sich ganz auf seine Atmung zu konzentrieren, um vom Schmerz in seinem Kopf loszukommen. Allein es half nicht.

Dir werde ich helfen, dachte er, nachdem er die Sinnlosigkeit seiner Quälerei eingesehen hatte, griff zu den Schmerztabletten, die man ihm für alle Fälle dagelassen hatte, spülte sie mit einem kräftigen Schluck Mineralwasser hinunter und vergrub sich in Embryonalstellung unter der Decke.

Nun fand er sich doch in Mutters Schoß wieder, auch wenn es nur die Zudecke und die Wirkung der Medikamente waren, die ihm dieses beschützende Gefühl von Geborgenheit und Schutz gaben. Und im Halbdämmer des Einschlafens vernahm er von weit her, wie durch eine Bauchdecke, die Stimme seines Vaters; lautlose Schallwellen, die sich über das Fruchtwasser ausbreiteten wie Wellen von einem in den See geworfenen Stein, und die ihn dazu aufforderten, seinen Vater mit hineinzuziehen in seinen Plan.

Gerne nahm er diese Anweisung an, die ihm Antrieb gab, die Aufgabe anzugehen und seinen Plan auszuführen. Auch wenn sein Leben keinen Sinn mehr ergab; einen Plan zu verfolgen war allemal besser, als orientierungslos im Nebel herumzuirren.

Geradezu mit Lust gab er seine bisherige Meinung auf, gegen Ende eines Lebens komme es nicht mehr darauf an, was man tue, und das müsse man akzeptieren.

Jetzt hatte er eine Aufgabe angenommen, wenn auch seine letzte, und die Bewältigung dieser Aufgabe würde ihm Motivation genug sein, diesen Plan, dem Vater zu Willen, durchzuführen.

Jetzt, im Hinüberdämmern, bedauerte er es fast ein wenig, die Folgewirkung nicht miterleben zu können.

Portrait



Uwe Bierbaum-Henke, geb. 1958 in Esslingen a/N. Lebt in Jagsthausen.

Internet: www.datatext.de

Der obige Text ist ein Kapitel aus seinem Roman „Zwischen den Welten".

Auf seiner Webseite finden sich nähere Angaben zu seiner Person und zum Roman.

Prosa Platz 3

Simone Edelberg

Abschied von Greta

Die Luft riecht feucht und mir ist kalt. Vor dem Wohnzimmerfenster tanzt der Nebel. Meine alten Knochen knacken bei jeder Bewegung. Langsam schlurfe ich zu meinem roten Ohrensessel und lasse mich schwer hineinfallen. Ich starre auf das Klavier. Gretas Klavier. Ich bin müde. So müde! Es hat mich all meine Kraft gekostet, unsere Wohnung aufzulösen. Der Gewinn ist lächerlich gering: 5.000 Euro für 50 Jahre Leben. Mein Leben mit Greta.

Sie ist seit 93 Tagen tot. Ihr Klavier zu verkaufen ist das Letzte, was ich noch tun muss, bevor ich ins Altersheim gehe. Haus Waldfrieden ... Das klingt eher nach Friedhof als nach einem Zuhause. Drei Möbelstücke darf ich mitbringen. Für das Klavier sei kein Platz, teilte mir die Heimleitung unwirsch und kühl mit. Also wählte ich den Ohrensessel, eine kleine Kommode und den Couchtisch, an dem Greta und ich 50 Jahre lang zusammen Tee getrunken haben. Das Klavier setzte ich in die Zeitung. Und warte nun auf seinen Käufer.

Mich vom Klavier zu trennen, schmerzt mich am meisten. Der Verkauf bedeutet, mich endgültig von Greta zu verabschieden. Ich dachte, ich wäre soweit. Aber ich bin es nicht. Ich sitze in meinem Sessel und blicke mit tränenleeren Augen auf den besten Freund meiner Frau. Wie oft war ich eifersüchtig auf das Klavier gewesen! Es war fast, als wäre es ihr Liebhaber. Ein Lächeln zwingt sich in mein Gesicht. Dabei hat sie immer gesagt, sie spiele nur für mich. Und trotzdem konnte ich es kaum ertragen, wenn ihre Finger zärtlich über die Tasten glitten.

Erinnerungen umschwärmen mich wie hungrige Kolibris. Ich versuche, sie zu verscheuchen. Und scheitere kläglich. Zu Beginn unserer Ehe bat Greta mich oft, mit ihr im Duett zu spielen. In der Schule war ich kaum über die Tonleiter und den Schneewalzer hinausgekommen. Musik lag mir nicht. Doch für Greta war das Klavierspielen alles: Leben und Leidenschaft. Sie brauchte ihr Klavier wie die Luft zum Atmen, war mit ihm verbunden wie durch eine tönerne Nabelschnur.

Sie gab es schnell auf, gemeinsam mit mir zu spielen. Greta war zu sehr Perfektionistin, um mein stümperhaftes Klimpern lange zu ertragen. Und ich begriff über die Jahre, dass es das Klavierspiel war, das sie so lebendig sein ließ. Ihr

Geist erhob sich in für mich schwindelnde Höhen, sobald sie die Tasten berührte. Das blieb auch so, nachdem Dr. Engelhardt Krebs bei ihr diagnostiziert hatte. Greta spielte weiter. Tag für Tag. Bis zum Ende. Und sie lächelte dabei, während ich mein Gesicht zum Fenster wandte, um meine Tränen vor ihr zu verbergen.

Ich erinnere mich daran, wie sie sich einige Wochen vor ihrem Tod geweigert hatte, ins Krankenhaus zu gehen. „Dann kann ich ja nicht mehr spielen", hatte sie gesagt und mir ihr feines Lächeln geschenkt, das mir immer direkt ins Herz stieß. Damit war alles gesagt. Sie beschloss, das Krankenhaus zum Klavier zu bringen, da sie das Klavier nicht ins Krankenhaus bringen konnte. Ich engagierte eine private Krankenschwester, und jeden zweiten Abend kam Dr. Engelhardt vorbei, um nach ihr zu sehen. Gretas Entscheidung war richtig: Sie war so glücklich während ihrer letzten Tage. Und das ist es, was für mich zählt.

Draußen haben Schneeflocken den Nebel vertrieben. Ich stehe auf und gehe zum Klavier, setze mich auf die verschlissene Klavierbank und berühre sanft die Tasten. Mir ist, als würde ich Greta streicheln. Dann beginne ich, den Schneewalzer zu spielen – das einzige Stück, das ich beherrsche. Meine Finger gleiten zuerst zögerlich, dann immer schneller über die Tasten. Ich erinnere mich erneut an die Anfangszeit unserer Ehe, als Greta und ich noch versuchten, im Duett zu spielen. Ich lache unter Tränen.

Greta ist gestorben. Aber ich weiß, dass sie nicht vollkommen tot ist. Dieses Klavier, ihr Klavier, ist nicht einfach ein Musikinstrument: Ich weiß, dass Greta einen Teil ihrer Seele in diesem Klavier zurück gelassen hat. Und so lange ich es spiele, wird Greta immer bei mir sein. Ihre Seele im Klavier ist das, was mir von ihr geblieben ist. Ich werde sie nicht gehen lassen, indem ich das Klavier verkaufe. Irgendeinen Weg werde ich schon finden, um das Klavier zu behalten. Und während ich darüber nachdenke, wie nah mir Greta noch immer ist, spiele ich den Schneewalzer, und Tränen rinnen über meine Wangen.



Portrait

Simone Edelberg, München, 1969 in Dortmund geboren, pendelt zwischen den Welten NRW und Bayern. Sie arbeitet als Autorin und Journalistin. Die Inspiration für ihr Schreiben zieht sie aus den Irrungen und Wirrungen des

Zwischenmenschlichen. Sie liest rund 200 Bücher im Jahr – meist in der Badewanne und in der S-Bahn – und verbringt einen großen Teil ihrer Freizeit unter Wasser oder hinter der Kamera.

Internet: http://wortkuss.wordpress.com
Tel. +49-176-48 54 10 91

Lyrik Platz 3

Anja Kröner

Immergrün

Frühlingsstürme überm Land!
Reißen an den starken Bäumen;
Lassen doch die Blumen leben.
Und du legst mir deine Hand
Auf die Schultern, die noch beben.

Leise wärmt dies zarte Band
– Sommerwind aus meinen Träumen –
Bist du doch so nah geblieben!
Hab dich angeschaut und fand
Zwei Gedanken, die sich lieben.

Finden auch durch diese Wand.
Keinen Augenblick versäumen!
Herbstgold strahlt aus deinem Lachen
Wenn wir schweigend stehn am Strand
Und verrückte Sachen machen.

Nahm mir deinen Duft als Pfand
Um die Einsamkeit zu zäumen!
Durch das Herz ein kaltes Wehen,
Im Gemüt ein schwacher Brand.
Winter gilt`s zu überstehen!

Portrait

Anja Kröner, Arnstadt, 31 Jahre, 2 Kinder, getrennt lebend

Sie schreibt, seit sie schreiben kann; vor allem Gedichte, aber auch Märchen, Reiseberichte, singbare Übersetzungen osteuropäischer Lieder,... Veröffentlichungen bisher hauptsächlich in der Zeitschrift „Idee und Bewegung“ und im Eigenverlag.

Kunst Platz 3

Silja Korn

Befreiung



Portrait

Silja Korn, 1966 in Berlin geboren. Verheiratet, ein Sohn. Seit ihrer Jugend blind.

2007 Wiederaufnahme der Malerei. Teilnahme an Kunstausstellungen.

Auf ihrer Webseite www.siljakorn.de sind ihre bisherigen Arbeiten ausgestellt. Dort und auf den Seiten www.geschichten.homeeck.de, www.artofsilvia.de und www.blindnews.eu ist sie mit Kurzgeschichten vertreten. Auch auf den Seiten www.handicap-netzwerk.de und www.gleichgestellt.at sind Beiträge von ihr veröffentlicht.

Prosa Platz 2

Hermann R. Bolz

Besinnung und Aufbruch

1.

Dumpf fiel die Tür ins Schloss. Der Widerhall brach sich vielfach, leiser werdend an den hohen Wänden, verstummte nur widerwillig. Noch seine Schritte. Aufdringlich, weil fremd in dieser Umgebung, dann Ruhe.

Zu lange war er weg gewesen, weit draußen im farblos silbergrauen, überwiegend leeren Gespinst dieser atemlosen, flachen Welt. Zu lange hatte er sich treiben lassen und zu spät hatte er gemerkt, wie entwurzelt er war. Zu lange schon hatte er sich schon vorgenommen, hierher zurückzukehren. Zurückzukehren? War es denn eine Rückkehr, war es Sehnsucht, war es der Versuch, in die Zeit vor seinem Aufbruch zurückzukehren, oder war es die Hoffnung, sich aus den Schatten der Vergangenheit befreien und diesmal richtig aufbrechen zu können?

So, wie sich der Schall seiner Schritte zögernd verkroch, fand auch sein Gehör zur Ruhe. Die gewaltige Stille ergriff seinen Körper und das tat ihm gut. Er gewann Vertrauen zu ihr.

Seine Augen widmeten sich dem Raum. Sie erkannten wohlgedämpfte Kontraste, bunte Bilder der Vergangenheit, Visionen, voller Hoffnung für viele, ihm lange unzugänglich. Sie fanden zur Ruhe.

Das leise Licht ergänzte die Stille – weder grell noch dunkel, nicht angenehm, nicht lästig. Ihn durchflutete eine große Erleichterung.

Nun bemerkte er auch diesen besonderen Geruch, dessen Besonderheit war, dass er keine besaß: nicht schwül, nicht scharf, nicht süß – nicht. Seine Erleichterung wuchs mit jedem Atemzug.

Durch sein Sommerhemd stahl sich leise eine angenehme Kühle. Erst an einem Punkt nur, ergriff sie bald seinen ganzen Körper – so gleichmäßig und gewaltig, dass es gut tat.

Schließlich verging auch der Geschmack auf seiner Zunge – er kniete nieder und hatte teil.

2.

Es schien ihm wohl möglich, dass das Sein als solches immer war, war auch in

anderen Formen, vielleicht dünn, ein Hauch? Etwas, das sich, aufgrund welcher Notwendigkeiten auch immer, gelegentlich schon einmal in den Lebensformen dieser Erde kristallisiert, sichtbar wird, wie ein Computerbild sich auf dem Bildschirm aufbaut, und dann wieder vergeht.

Er ahnte, dass dieses Sein von weit her kam, mühelos den Schritt in diese Welt vollbracht hatte und mit dieser auch nicht vergehen, sondern sich nur wandeln würde. In seiner Ratlosigkeit, ja Verzweiflung erfuhr er dieses Sein als etwas ungeheuer Gemeinsames, etwas, das ihm seine Umwelt zunehmend vertraut erscheinen ließ. Nichts eigentlich war ihm mehr wesensfremd, im Gegenteil: er begann, das Wesen der Dinge zu erahnen.

3.

Leise stiegen Wälder in ihm auf. Zuerst nur ein zartes, zerbrechliches Etwas, dann raumfüllend, gewaltig. Hoch erhoben, das Gewölbe des Himmels nachzeichnend, Kleid seiner Heimat. Als Kind war er viel in den Wäldern gewesen – tagsüber, denn nachts überwältigte ihn dort die Angst – Kleid seiner Heimat, aber nicht mehr sein Zuhause.

Mit dem Buch in der Hand ein zweites Mal den Wald entdeckt. Neugierig, aber ohne Liebe. Zerschundenes Kleid seiner Heimat. Alte Wälder traten vor sein Auge: Überwältigend groß und allgegenwärtig waren sie einmal das Heim des Lebens. Vom lebenden Baum kam die Sünde. Am toten Baum endete der Erlöser. Er überwand den Tod, der Baum schlug keine Wurzel mehr.

Stumm neigen sich die Wälder dem Menschen. Nur in allergrößter Not suchen sie Zuflucht in ihnen, kaum gerettet, vergessen sie sie alsbald, höhlen sie aus. Angeschlagen, zerrissen, ein Schatten ihrer selbst, erheben sie heute die Zweige stumm um Hilfe, stumm und ohne Aussicht, Gehör zu finden. Die Sprache der Natur ist Fremdsprache geworden – sie steht auf keiner Stundentafel.

Da mahnen sie nun in ihrer schauerlichen Pracht – jeder ein leeres Kreuz. Neuer Sündenfall der Menschen?

4.

Lange war es her, als er mit anderen Jungen auf dem Schulhof Fußball spielte. Ein Pausenbrötchen als Ball. Bald stand er zur Strafe – zehn Minuten, zehn lange Minuten.

Etwas, was der Natur bitter abgerungen werden musste und woanders so fehl-

te, mit den Füßen getreten zu haben, traf ihn hart. Er sah die traurigen Augen von Müttern, die ihr verhungerndes Kind wiegten, wiegten ohne Hoffnung, das junge Leben bewahren können. Traurige, braune Augen, nur wenige Flugstunden entfernt. Und kein Billigflieger fliegt dorthin.

Auch morgen werden immer noch Nahrungsmittel tonnenweise vernichtet werden – und auch morgen werden sie noch knapp sein. Wird jemand zur Strafe stehen?

5.

Am Himmel drohte einst eine mächtige Wolke. Die Natur gebar sich entfesselter denn je. Über ihre steile Flanke führte der Tod seine reiche Ernte aus dieser Welt. Heiß vibrierte die Luft. Mit einem mächtigen Wurf in den Himmel geschleudert, begab er sich ohne Not in ihre Herrschaft – spürte ihre gewaltige Kraft, die ihm nur noch wenige Freiheiten ließ. Sein Flugzeug beugte sich der Natur, ächzte, knarrte, stöhnte unter den aberwitzigen Beschleunigungen. Hagelkörner trommelten ohrenbetäubend monoton auf der Bespannung, Blitze zuckten fahl über sein blasses, schmales Gesicht.

Zarte 14 Jahre in der Gewalt der Natur, die Gefühle wollen überquellen. Der Wunsch nach Ruhe und Geborgenheit, sich zu ergeben, gleich was passiert, wird stärker, überlagert den Verstand – okay crash? Allein, so grausam allein! Wenn jetzt die Dämme brechen, gibt es kein Halten mehr – er fiebert und ringt um sein Bewusstsein, ein ungleicher Kampf. Da gesellen sie sich zu ihm, seine Eltern, seine Lehrer, seine Freunde, seine Ahnen. ‚Du stehst nun an der Spitze, wir alle haben für dich gelebt, ähnliche Situationen durchgestanden, nie die Zuversicht und den Glauben an die Zukunft verloren. Wir vertrauen dir.'

Und so zog die Todeskarawane vorbei. In größter Not entzog er sich beharrlich der Übergewalt der Natur.

Von Ferne sah er, wie hoch sie schon gestiegen waren. Mit unerklärlicher Sehnsucht im Herzen verfolgte er ihren steilen, beschwerlichen Weg. Warum hatte er sich ihnen nicht angeschlossen?

Er wollte sich nicht dem Tod ergeben und dabei das Leben verlieren, sondern dieses Leben überwinden und dabei den Tod gewinnen.

6.

Einst Fliegen am Himmel über Frankreich. Die Weite erahnen, ständig in Be-

wegung, kein Innehalten. Alleine, alleine entscheiden, alleine den Weg finden, kühlen Kopfes, ruhiger Hand. Traute Einsamkeit am Abend, warme Farben tief unten, die langsam erkalten.

Sicher daheim. Daheim? Sicher? Dort, wo gegessen, getrunken und gelacht wird – daheim?

Ein Morgen voller Pläne. Er überlässt das Flugzeug seinem Freund. Der Tod hält seine Arme schon ausgebreitet. Bald bäumt es sich auf, zerbricht und stürzt rasch in die Tiefe. Lautlos sieht man es hinter einen Hügel tauchen, erahnt den Aufschlag und den Todesschrei des jungen Menschen, spürt, wie sein Leben zerspringt, wie Hoffnungen begraben werden.

Im Chaos eine starke Stimme, Blaulicht, Telefon, Trauer, eine schwarze Limousine.

Später: Weiße Blumen und Flugzeuge am Himmel – Hoffnung?

7.

Lagerfeuer. Eine Nacht, ein Himmel voller Sterne, ein Mond zum Greifen nahe. Grillen zirpen, es riecht nach Heu. Weit entfernt ist der Tag, die Nacht hält ihren Mantel ausgebreitet.

Fröhliches Lachen, alberne Gespräche, Scherze, Witze – Kunststückchen aus Fleisch und Blut – viel Oberfläche, viel Wein im satten Bauch. Starke Sprüche und tolldreiste Geschichten. Mit Träumen, Wünschen und Sehnsüchten wird lauthals geprahlt. Woanders verhungern Kinder.

Verzweifelt steht er abseits, läuft langsam in die Nacht hinaus. Mit den Sternen redet er – wunderliche Dinge. Meint, einer seines Lebens werde sicher vorbeikommen, auf der Suche nach der wahren Wahrheit, der Zukunft und der Erkenntnis an sich. Und bis dahin müssten sich alle um Erkenntnis bemühen, bemühen ohne Unterlass – mit jeder Faser ihres Körpers und in jeder Sekunde ihres Lebens.

Stumm lauschten sie seinen Worten, hatten solche schon oft gehört. Bis heute war noch keiner vorbeigekommen, gekommen auf der Suche nach Wahrheit und Erkenntnis. Aber ihre Gedanken durchdrangen den Raum, füllten ihn stetig mehr. Der Schlüssel zur Weite lag in ihnen selbst. Auf der Jagd nach Wahrheit und Erkenntnis waren sie Jäger und Gejagte zugleich. Die Wahrheit liegt in ihnen ebenso verborgen wie die Erkenntnis. Und er versichert ihnen, er sei bereits auf dem Weg hinauf, weil er hinabsteige. Am Ende seines Weges wird er erken-

nen, das weiß er und er weiß, dass ihn dies seines Lebens berauben wird.

8.

Vor seinen Augen sah er die gewaltigen Felsen weit draußen im Watt. Jeder eine Herausforderung – mächtig der Flut trotzend, die regelmäßig gegen sie anlief.

Weit war der Weg dorthin und führte bereits bei Ebbe durch beintiefes Wasser. Den Fels erreicht, ein ungutes Gefühl. Geschäftig schmatzt das Wasser in den Ritzen, Spalten und Klüften. Die Möwen schreien beutegierig laut. Der Geist wird gefangen, die Phantasie beflügelt. Die Flut kommt: nachdrücklich, gewaltig, kalt steigt das Wasser, Zentimeter um Zentimeter. Sucht es ein Opfer oder sorgt es sich um zwei Leben? In den Armen der See verstehen. Das gleichmäßige Auf und Nieder der Wellen, das stete Anrennen an die Ufer, das unbarmherzige Umzüngeln und Überfluten von Hindernissen, das ständige unermüdliche Vordringen – Mensch im Meer, Mensch ein Teil des Meeres. Ein bisschen Fleisch ringt um sein Leben.

Beharrlich trug er seinen Sohn aus der Gefahr. Seither verstehen sie das Meer. Geburtsstube und Beinhaus zugleich – das eine ohne das andere undenkbar, und beides so unendlich wichtig.

9.

Dumpf fällt die Tür ins Schloss. Mächtig flutet der Widerhall durch den Großstadtlärm. Sein Blick ist klar geworden und mit jedem Schritt wächst seine Zuversicht. Menschsein heißt nicht, Totengräber der Menschheit zu sein, Menschsein heißt, zu neuen Ufern aufzubrechen, nach den Sternen zu greifen.

Portrait



Hermann R. Bolz, Lambrecht (Pfalz), geb. 13.08.1952 in Kaiserslautern, studierte nach einer glücklichen Kindheit Forstwissenschaften. Sein beruflicher Lebensweg umfasste seither zahlreiche Stationen inner- und außerhalb von Rheinland-Pfalz.

Er ist verheiratet, Vater von sieben Kindern, begeisterter Segelflieger.

Internet: http://www.bolz-aktiv.de
E-mail: HPBolz@t-online.de

Lyrik Platz 2

Hans Brakhage

Dämonen der Vergangenheit

Die Dämonen der Vergangenheit
rascheln leise knirschend
im trockenen Gebälk der Erinnerung

Längst vergessen geglaubte Träume
huschen flüsternd durchs Zwielicht
verschlungener Gedankenpfade

Stechend glühendes Auge droht
aus düsterem Keller dem Kind
das du einst warst

Siehst dich im Gedankenspiegel
verwunschenes Hasskind
lächelst blinzelnd ins Licht

Portrait



Hans Brakhage, Düsseldorf, geb. 1950, Staatsangehörigkeit: Österreich, ledig, keine Kinder

Tel.: 0211-444357
Persönl. Homepage: www.brakhage.info

Beruf: People-Fotograf, mehrere Jahre in der Werbung und Theaterfotografie tätig, verschiedene Ausstellungen und Fotoprojekte / Buchveröffentlichungen, aus gesundheitlichen Gründen Frührentner.

Autor seit 1968, Mitglied im Westdeutschen Autorenverband, Gründer des Düsseldorfer Arbeitskreises für „Gebrauchsliteratur", Co-Autor und Co-Herausgeber der „Tympan" Literatur-Zeitschrift, Initiator des Düsseldorfer Arbeitskreises „Schreiben als Selbsterfahrung – Selbsterfahrung durch Schreiben", Literatur- und Schreibprojekt mit Psychiatrie-Patienten. Autor und Herausgeber kleiner Veröffentlichungen (z.B. „Gedichte aus Blut und Seide"

Grafik – Fotokunst – Lyrik – Short Storys / Anthologie; „Das ist es“ erotische Lyrik und Prosa / Anthologie; „Mit spitzer Feder“ satirisch politische Gedichte und Short-Storys / Anthologie), Autor der unveröffentlichten Roman-Trilogie „Die Geschichte von Katharina & Paul“, neuestes Romanprojekt: „Dunkle Tage der Kindheit“ (der erste Band des zweibändigen Romans ist bereits erschienen).

Kunst Platz 2

Linni Lind

Grille



Portrait

Linni Lind, geboren in Thüringen. Lebt in Laubach, Vogelsberg. Verheiratet mit Rainer Lind, Maler und Musiker.

Seit 1976 Werbegrafikerin in Frankfurt a.M., Werbeseiten in der Neuen Presse, im Spiegel, für die AEG. Seit 1985 Ölmalerei. Ausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen. Seit 2000 Schreibarbeiten, Bilderbücher, Kurzgeschichten, drei Romane, Lyrik.

Prosa Platz 1

Werner Vogel

Eine zündende Idee

„Der Teufel schläft nicht! Wach endlich auf, du Faulpelz! Die Arbeit wartet!“, zeterte die alte Dame penetrant. Luzifer fuhr mit einem Schwefelrülpser aus seinem schönsten Traum hoch. Er war eben wieder mitten im Zweiten Weltkrieg gewesen. Umso niederschmetternder wurde ihm augenblicklich die banale Realität des Jahres 1981 bewusst. „Schon gut, Oma“, murmelte er beschwichtigend, während er sich aufrichtete, wohl wissend, wie Recht seine Großmutter doch hatte. Es musste endlich etwas Radikales unternommen werden.

„Nein, gar nicht gut! Nichts ist gut! Gar nichts! Alles ist schief gegangen in den letzten Jahren! Vietnam vorschnell beendet, Demokratie und Bürgerrechte überall im Vormarsch, ja selbst die Unterdrückung der Frau und der gute alte Rassismus klappen nicht mehr ganz so reibungslos, wie sie eigentlich sollten!“, kreischte die runzelige Urahnin des Bösen hysterisch und stampfte dabei zornig mit dem Ziegenhuf gegen den unter ihr wogenden Teppich aus gepeinigten Seelen, die sofort pflichtbewusst aufstöhnten, da sie ja wussten, dass der Tyrannin Unterwürfigkeit gefiel. Bei solch guter Führung konnte man einige Jahrtausende Fegefeuer schon einmal erlassen bekommen. Und was gab es schließlich Erstrebenswerteres, als die Bude möglichst schnell verlassen zu können und beim unaufhaltsamen Aufstieg nach oben, bei der Karriere als unkündbar Begnadigter also, noch den Neid der anderen armen Seelen spüren zu dürfen?

„Zieh nicht alles in die Sauberkeit, Omi! Bleib doch bitte unfair! Was ist mit Kennedy, mit Marilyn, mit James Dean? Na und neulich erst mein Coup mit John Lennon, der war doch auch nicht von schlechten Eltern! Und die Atombombe, ha, die Atombombe?“, versuchte Satanas halbherzig einzulenken. Seine Großmutter spie erregt eine giftgrüne Salmiaklösung und ihren letzten verfaulten Schneidezahn aus und brüllte: „Kennedy, Monroe, Lennon, Dean – lachhafte Kinkerlitzchen, kindische Peanuts, unbedeutende Einzelschicksale! Außerdem: Was hilft uns schon deine ach so … hui hui hui gruuuselige … Bombe, wenn sie so lange nicht geworfen wird, bis alle Welt sie bereits wieder vergessen hat? So willst du IHM da oben in der Chefetage Konkurrenz machen? ER lacht

über uns, hörst du IHN nicht?“ Natürlich hörte der Teufel SEIN Lachen, jeden Tag, jede Stunde, jede Sekunde. Natürlich störte das schallende Gelächter ihn genau so, wie es ihn schon vor Ewigkeiten gestört hatte. Ächzend erhob er sich nun aus seinem Kohlenbett und hinkte zum Schreibtisch, wo er wie immer seine nächste Tat vorzubereiten gedachte. „Etwas hurtiger, ruck zuck, vorwärts, gib dir Mühe …“, stachelte die schrille Stimme seiner Großmutter ihn an. Das brave Stöhnen der Seelen stimulierte ihn zusätzlich. Das Böse erwachte lüstern in ihm. Der Herr der geistigen und körperlichen Finsternis ließ sich nun voll Tatendrang in den ledernen Chefsessel plumpsen und massierte nervös seine knallroten Hörner.

Dann geschah es. Er spürte eine plötzliche Eingebung von noch weiter unten, als er selbst schon war. Sofort ahnte er: Diese Idee konnte den endgültigen Durchbruch bedeuten! All die Milliarden glücklicher Momente all der Billionen unappetitlicher Menschen, die er als schmerzhafte Rückschläge während seiner Laufbahn hatte ertragen müssen, all diese Entbehrungen, dieser bittere Mangel an Elend konnten doch einen Sinn, oder besser Unsinn gehabt haben, nämlich den, ihn in diesem Moment an diesen Schreibtisch zu bringen um diesen wahrhaft höllischen Plan zu gebären! Begeistert rülpste er erneut auf, jedoch weitaus kraftvoller als zuvor, wodurch die gesamte Ostküste Amerikas von einem gewaltigen Tsunami vernichtet wurde.

Die automatischen Zähler am Eingang der Hölle schrillten entzückt auf und verzeichneten in wenigen Sekunden 576 899 Neuzugänge, deren nahtlose Eingliederung in den Teppich logistisch undurchführbar war, sich dementsprechend in die Länge zog und besonders qualvoll wurde. Die Großmutter nickte anerkennend und halbwegs beruhigt. „Siehst du, Luzi, das war einmal ein Anfang nach Maß, obwohl das bloße Hochwürgen von Gärgasen ja nicht als wirklich genial gelten kann. Ich hoffe doch sehr, dass du da noch ein bisschen nachsetzen wirst, vielleicht mit ein wenig mehr Esprit. Man sollte IHM da schon etwas vorlegen, woran ER wirklich längerfristig zu knabbern hat“, säuselte sie, wobei sie ihre Affenliebe und Bewunderung für das eigene Enkelkind nur schwer verstecken konnte. Der Höllenfürst war nun, da er diese Idee in sich wachsen fühlte wie einen gewaltigen Vulkanausbruch, ganz in seinem heißen Element. Wie von selbst sprudelten plötzlich wohlgesetzte Worte aus seinem übel rie-

chenden Maul. „Ja, ich bin eben ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft! Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewusst! Ich bin der Geist, der stets verneint! Und das mit Recht; denn alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht! Drum besser wär's, wenn nichts entstünde!", schrie er enthusiasmiert. Ein schwaches Stimmchen aus der rechten hinteren Ecke des Teppichs fragte untertänigst nach, ob vielleicht für das nicht autorisierte Zitieren urheberrechtlich begründeter Strafnachlass gewährt werde, man würde ohnehin schon ohne genaue Angabe von Gründen seit 159 Jahren hier schmoren. Die Seele, die angab, früher Dichterfürst gewesen zu sein, wurde wegen unzulässiger Schallabgabe zu weiteren 56 212 Jahren Fegefeuer zuzüglich vollständiger Tilgung aus dem Gedächtnis der Menschheit verurteilt und kommentierte dies entrüstet mit den Worten: „Da steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor. Welch Schauspiel, aber ach, ein Schauspiel nur! Mir graut's vor dir!" Diese abschließende Bemerkung schmeichelte dem Teufel sehr und er ließ, unter wohlwollender Berücksichtigung des mildernden Umstandes, dass die inkriminierte Seele zu Lebzeiten hinlänglich frauenfeindlich und egoistisch agiert habe, doch wieder drei Jährchen nach. Außerdem musste er sich nun auf Wichtigeres konzentrieren.

Seine Klauen verkrampften sich um die Blutfüllfeder, mit der er jetzt sein Vorhaben zu Menschenhaut zu bringen gedachte. „Hast du was? Was hast du? Du hast was? Was du … ?", stieß die Alte neben ihm hektisch sabbernd hervor. „Es ist vollbracht!", sprach der Teufel feierlich, während er leicht die Federspitze ansetzte. „Ich gebe ihnen eine Erfindung, die absolute geistige Freiheit vorgaukelt und unendliche Weisheit. Bis sie die Falle bemerkt haben, diese Würmer, sitzen sie alle mittendrinnen – in absoluter geistiger Umnachtung und unendlicher Dummheit gefangen, im Unflat sich windend! Dann wird auch ER nie mehr etwas zu lachen haben!" Ungeübt und umständlich begann er Buchstabe um Buchstabe auf die bleiche, zitternde Haut am Schreibtisch, die kaum hörbar nachfragte, ob sie denn auch passabel läge so zur werten Benutzung, hinzukritzeln. Als er fertig war, knallte er die aus einem einzigen Wort bestehende Notiz seiner Großmutter, die schon die ganze Zeit neugierig über seiner verbeulten Schulter gehangen war, mit einer theatralischen Geste direkt vor ihre Warzennase und wartete gespannt. Die Alte ließ sich viel Zeit, setzte umständlich ihre dicken Brillen, angefertigt aus den Netzhäuten bis dahin noch lebender Karpfen,

auf, führte das Hautstück nahe an ihre milchigen Augen heran und las mit krächzender, fragender Stimme: „Ist der nett?“

Für einen kurzen Moment herrschte völlige Stille an diesem Ort des unendlichen Jammers. Sogar die eifrigsten Seelen hielten einen Augenblick die Luft an. Dann begann der gefallene Engel Satan zu toben wie ein tollwütiges Tier, so dass sich Himmel und Erde verfinsterten. Überall auf dem Globus schossen angesichts der deutlichen Vorzeichen eines bevorstehenden Weltunterganges im Sekundentakt Esoterikkartelle, Waldorfuniversitäten, offene Wünschelrutenmeisterschaften, Reiki-Fanshops, Druiden-Stylistenseminare und New-Age-Lehrstühle aus dem Boden wie später genmanipulierte Erdbeeren. Als der Teufel sich nach sieben Monaten ekstatischer Raserei endlich wieder halbwegs unter Kontrolle hatte, atmete er einige Male ganz bewusst tief durch, summte „Ooooooom!“, aß einen Happen Trennkost, experimentierte ein wenig mit bewusstseinserweiternden Drogen, drückte seine Energiepunkte, dass es nur so krachte, suchte seine Mitte, fand sie letztendlich irgendwo am Rande, starrte seine leicht verschreckte Großmutter lange finster an und zischte schließlich zornig: „Nein, Oma, nein, nein und nochmals nein! Es wird wirklich allerhöchste Eisenbahn, dass du da was unternimmst mit deinem Optiker!“

Hierauf riss er ihr das Schriftstück des Grauens aus der Gichthand und blähte sich zu einer Höhe von sechs Meter sechsundsechzig auf, damit er das von ihm selbst geschriebene Wort (das erste übrigens seit etlichen Jahrtausenden), seine dunkle Offenbarung, den Namen der Apokalypse nun laut genug dreimal in die knirschende, torkelnde, zusammenbrechende Welt hinaus brüllen, heulen, verkünden konnte. Hoch reckte er seine Arme empor und verharrte drei Sekunden in dieser Pose des Sieges. Dann johlte er befreit grinsend los:

„Internet! Internet! Internet!“

Die Millionen geschundenen Seelen im Höllenteppich stöhnten diesmal ehrlich beeindruckt.

Portrait



Werner Vogel, Wien, geb. 1964 in Wien.

e-mail: vog@nls.at
Tel.: 00436642049789

Literarisch tätig ist er seit 1980. Er erhielt 1990 ein Literaturstipendium des Österreichischen Bundesministeriums. Seine Texte wurden in zahlreichen Zeitschriften, Anthologien und im Hörfunk veröffentlicht. Werner Vogel hat bisher fünf eigene Bücher veröffentlicht, zuletzt den Lyrikband „Wo die Stirnreihe endet“, Edition Innsalz 2005.

Lyrik Platz 1

Regina Pönnighaus

Das letzte Mal

Die Hülle lag da, und die Seele hatte ihr Haus längst verlassen,
war ausgezogen und vom Wind davongetragen worden.
Stolz und schlank ragten die eitlen Birken aus dem moorigen Grund
und ließen den leichten Wind mit den gegilbten Blättchen spielen.
Ein Duft von sumpfig säuerlicher Erde und warmen Gräsern
vermählte sich mit dem flirrenden Anblick eines schwülen Spätsommerabends.
Sie waren eingezogen, die freundlichen Helfer,
in der Absicht das Liegengebliebene anzupassen.
Das Summen geflügelter Freunde war nur in direkter Nähe wahrnehmbar
und wurde in das Konzert der raschelnden Blätter
und musizierenden Grillen unauffällig integriert.
Gelegentlich schwärmten sie auf,
störte ein unfreundliches Lüftchen das köstliche Buffet,
doch unverminderten Appetites kehrten sie eiligst zurück.
Die Tafel war gut besucht, schmackhaft, und sie war für alle.
Es war egal, wo sie herkam, wie sie herkam, oder was geschehen war.
Sie wollten ihre Aufgabe erfüllen, sich ernähren, sich vermehren,
zusammen das Totenmal feiern.
Die Hitze des Tages saß im Fleisch und machte es weich und fließend.
Das süße Aroma der Verwesung schwebte schwer über dem Körper,
hing eine Zeit lang zwischen den goldenen Gräsern fest,
bis der Abendwind es zerstreute und aufnahm.
Der Wirt gab alles und sie nahmen es sich.
Einige Wochen zelebrierten sie ihr Fest,
wurden rund und dick, glänzend und schimmernd.
In großen Familien verließen sie den Ort.
Kriechende, krabbelnde, rutschende und surrende Gefährten
suchten die nächste Herberge, die frische Tafel,
das nächste große Fressen
für leise schmatzende Mäuler.



Portrait

Regina Pönnighaus, geboren 1973 in Melle, jetzt wohnhaft in Bad Oeynhausen, verheiratet und Mutter von zwei Kindern.

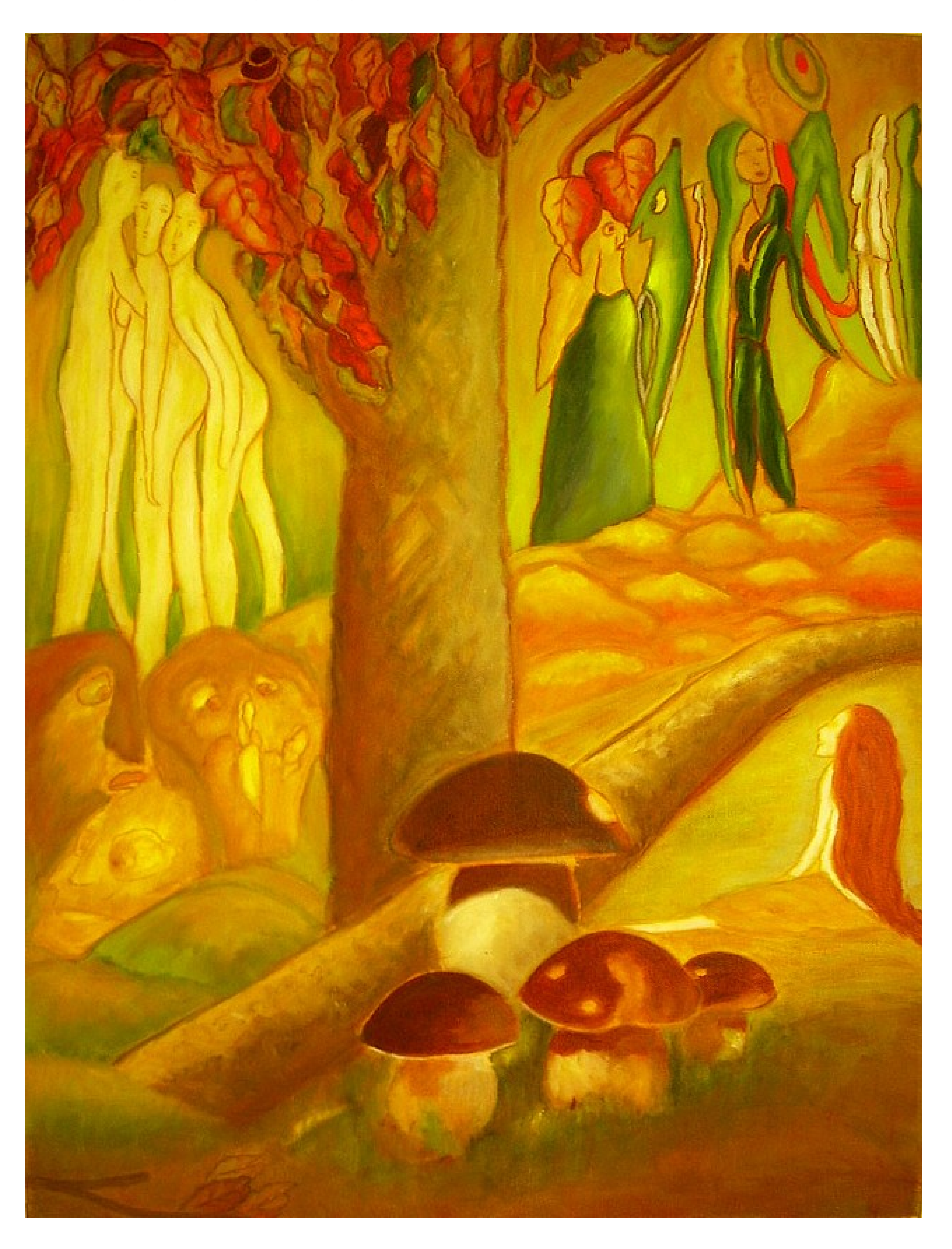
Sie ist gelernte Schauwerbegestalterin, war im Verkauf, sowie mehrere Jahre in der Krankenpflege tätig.

Sie schreibt seit 1987 Gedichte und Geschichten und konnte sich 2008 über zwei Veröffentlichungen freuen: Frankfurter Bibliothek des zeitgenössischen Gedichts (Bretano- Gesellschaft) und Weihnachtsgedicht-Anthologie 2008 (Community And More). Veröffentlichungen 2009: Zeilen und Zeiten, Gesichter Asiens (Literaturpodium); zwei Gedichte für Ausflug in die Stille; Jokers, Gedichtdatenbank im Netz; Glücksanthologie (Elbverlag, M. Rossi).

Kunst Platz 1

Izabela Meisel

Zwischen zwei Welten



Portrait

Izabela Meisel, Hollfeld, geb. 1968, Altenpflegerin, Mutter von drei Kindern

Sie suchte nach schwerer Erkrankung neue Ausdruckswege zur Selbstverwirklichung. So entdeckte sie die Ölmalerei. Das Bild „Zwischen zwei Welten“ entstand spontan, die Deutung fiel ihr erst einige Zeit später ein. Drei Schatten-Personen symbolisieren krebskranke Menschen, die zwischen den zwei Welten stehen – zwischen irdischem Leben und dem Paradies. Krankheit ist der Untergang, und die Heilung ist die Hoffnung.

DIE WEITEREN GEWINNER

IN ALPHABETISCHER REIHENFOLGE

Josefine Atzendorf

Im Gazastreifen

Krachend schlug die Bombe im Nachbarhaus ein.

Sie hörten, wie jemand panisch aufschrie und dann jäh verstummte. Für immer.

Der kleine Masoomah klammerte sich wimmernd an seine große Schwester. „Ganz ruhig. Du brauchst keine Angst zu haben! Papa hat doch gesagt, dass wir hier im Keller sicher sind! Hab keine Angst…”, versuchte Alika ihren kleinen Bruder zu trösten. Auch wenn sie sich selbst nicht so sicher war, ob das stimmte, was sie da erzählte. Sie wusste überhaupt nicht mehr, was sie denken oder glauben sollte. Warum immer nur Krieg? Und warum wurden sie hier, wie eingepferchte Tiere, nacheinander abgeschossen? Was hatten sie eigentlich so Schlimmes getan, was dies hier alles rechtfertigte? Gab es überhaupt etwas, was dies hier rechtfertigte? Langsam begann sie sich zu sorgen, wo ihr Vater blieb. Er wollte doch nur Brot holen. Die Suppe, die sie vorhin bei ihrer Tante und ihrem Onkel gegessen hatten, würde für morgen nicht mehr reichen. Sie brauchten dringend Brot. Ganz dringend! Sonst würden sie noch verhungern! Die Tante konnte schließlich nicht jeden Tag Suppe kochen! Wo sollte sie denn auch die Zutaten hernehmen? Nein, das ging nicht. Sie brauchten Brot. Wo blieb denn nur der Vater? Wo blieb er nur? Ihm war doch wohl hoffentlich nichts geschehen? Ihr kleiner Bruder wimmerte immer noch in ihren Armen. Tröstend streichelte sie ihm über den Rücken. Armer Kleiner. War sich denn überhaupt niemand bewusst, dass bei den Anschlägen unzählige Kinder ermordet wurden? Unzählige unschuldige Kinder! Waren das überhaupt noch Menschen, die diese Bomben abschossen? Wohl eher nicht. Es waren wohl eher Unmenschen, da sie anscheinend weder einen Verstand noch ein Gewissen besaßen.

Plötzlich wurde die Kellertür aufgerissen. Ihr Vater stürmte herein und schloss hektisch die Tür hinter sich.

„Oh Papa! Wir dachten schon, dir wäre irgendetwas passiert!”

„Nein, Alika. Schätzchen. Bei mir ist alles gut. Es ist alles in Ordnung.”

„Warum hat es dann so lange gedauert?"

„Die Schlange bei dem Brotverkäufer war so lang. Und stell dir nur vor, ihm wird bald das Mehl ganz ausgehen! Das hat er mir heute gesagt."

„Aber, dann kann er doch nicht mehr genug Brote backen! Von was sollen wir uns dann ernähren?"

„Ich weiß es auch nicht, Liebes. Ich weiß es auch nicht. Ich hab heute auch nur ein Brot kriegen können. Und was noch viel schlimmer ist: Unsere Trinkwasservorräte gehen bald zu Ende. Ich weiß einfach nicht, wo wir frisches herkriegen sollen."

„Aber, das darf doch nicht wahr sein!" schluchzte Alika. „Wir müssen doch Tante Amala und Onkel Adab etwas zum Essen geben. Wir müssen es tun! Sonst werden sie verhungern!"

"Alika," begann ihr Vater ernst und streichelte dabei seinem kleinen Sohn über den Kopf, der sich immer noch an seine Schwester klammerte, „so schnell verhungert man nicht! Und was Tante und Onkel betrifft, eine Bombe hat ihr Haus zerstört. Und du weißt doch, dass sie sich drinnen verstecken wollten. Alika, ich glaube, sie sind tot. Und ich habe das Gefühl, dass auch wir hier nicht mehr sicher sind. Wenn eine Bombe unser Haus trifft, dann wird alles über unseren Köpfen zusammenstürzen. Und dann werden wir auch tot sein. Wir müssen hier raus, Liebling!"

Alika konnte nicht mehr antworten. Tränen stiegen ihr in die Augen, als sie hörte, dass ihre Tante und ihr Onkel tot sein sollten. Ihre Tante und ihr Onkel, die in ihrem ganzen Leben immer mit Herz und Seele für andere da gewesen waren und die nun einen so grausamen und ungerechten Tod sterben mussten. Warum nur? Warum?

Erneut ging irgendwo in der Nähe eine Bombe zu Boden.

Der Vater überlegte nicht lang, packte seine Kinder und zerrte sie ins Freie.

Ein rauchiger und rußiger Nebel schlug ihnen entgegen, so scharf, dass er ihnen in Hals und Rachen brannte. Ihr Vater zerrte sie weiter. Ohne auch nur für ein paar Minuten innezuhalten, rannten sie die holprige Straße entlang, vorbei an zerstörten Häusern, brennenden Schutthaufen und ängstlich schreienden Menschen. Ab und zu kam es Alika vor, als würde sich der rauchige Nebel mit dem Geruch von verbranntem Menschenfleisch mischen. Doch sie hatte keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, denn ihr Vater scheuchte sie weiter und weiter, und bald wurden die donnernden Aufschläge der Bomben leiser,

und auch der dröhnende Lärm von den in der Luft kreisenden Militärflugzeugen nahm ab.

Plötzlich wurde der Vater langsamer und schließlich stoppten sie ihren Lauf ganz.

Alika setzte ihren Bruder ab und versuchte halbwegs wieder normal atmen zu können. Als das Kratzen in ihrem Hals allmählich abklang, schaute sie sich genauer um. Sie befanden sich nicht mehr im Landesinneren, sondern am Grenzzonenbereich. Alika sank das Herz in die Hose. „Papa! Warum hast du uns den *hierhin* gebracht? Du weißt doch, dass alle, die dem Grenzzaun zu Nahe kommen, erschossen werden! Glaubst wirklich, dass wir hier sicherer sind als in unserem Keller?”

„Der Brotverkäufer Aman hat mir einen Tipp gegeben. Der eine Posten ist nur von zwei Soldaten besetzt und diese zwei Soldaten sollen angeblich immer wieder mal ein paar Leute hindurchschleusen. Auf die andere Seite, verstehst du? Da wären wir wirklich in Sicherheit. Natürlich machen die das nur gegen Bezahlung, aber ich habe unseren Notgroschen geplündert und ich meine, das sollte denen genügen.”

„Aber Papa! Wie um alles in der Welt kannst du dir so sicher sein, dass Aman die Wahrheit gesagt hat?”

„Ich bin mir nicht sicher. Ganz und gar nicht. Nur, wenn wir hier bleiben, dann werden wir mit großer Wahrscheinlichkeit sterben! Es gibt einfach keine andere Fluchtmöglichkeit!”

„Und was ist, wenn sie uns gar nicht durchschleusen?”

„Dann werden sie uns erschießen. Ganz einfach. Und wenn wir es nicht versuchen, dann werden wir auch bald dem Tod begegnen. Pass auf mein Spatz, ich gebe jetzt das vereinbarte Zeichen, damit die zwei Soldaten wissen, wir zahlen und wollen dafür durch. Und dann rennen wir los. Ganz schnell. Lass es uns für Tante Amala und Onkel Adab tun!”

„Warum für die beiden?”

„Weil ‚Amala’ und ‚Adab’ für ‚Hoffnung’ stehen. ‚Hoffnung’, mein Schatz. Hoffnung…”

Und dann gab der Vater den Soldaten das Zeichen. Alika packte ihren Bruder, drückte ihn ganz fest an sich, schaute ihren Vater an, der ein „Ich liebe dich“ murmelte und ihre Hand nahm, und dann rannten sie los…

Portrait

Josefine Atzendorf wurde 1990 geboren. Sie wohnt in Südwestsachsen und machte 2009 ihr Abitur. Sie liebt das Schreiben, einige ihrer Kurzgeschichten wurden veröffentlicht.

Mail: Ottoline12@aol.com

Internet: http://www.artoffer.com/JoA

Sabine Bär
Der nächste Schritt

Gerade knallt die Tür zu, als Ulrike die letzten Treppenstufen heruntergeschlurft kommt. Der Pastor gab ihr mit ziemlich forschen Worten zu verstehen, dass seine Kirche kein öffentliches Schlaflager für Wegelagerer sei. Wegelagerer! Sie! Da ist sie einmal völlig fertig mit der Welt und hatte Zuflucht in einer Kirche gesucht, um zur Ruhe zu kommen, um Stille zu erfahren, zu beten. Dabei muss sie dann wohl eingeschlafen und zur Seite gerutscht sein. Der Pastor hatte sie bei seinem Durchgang durch die Bänke entdeckt und etwas ruppig geweckt.

Langsam schlurfend geht sie nach Hause. Aber auch hier findet sie keine Ruhe. Ihre beste Freundin Conny hatte einen Tag zuvor eine Überdosis Schlaftabletten mit einer halben Flasche Scotch herunter gespült. Durch Zufall hatte Ulrike sie gefunden. Sie waren verabredet, und Ulrike wollte Conny in ihrer Wohnung abholen kommen. Da sie des Öfteren bei ihrer Freundin schläft, weil diese zeitweilig unter Depressionen leidet, hat Ulrike einen Schlüssel. Das war ihr Glück. Als sie Conny fand, ließ sie sie sofort ins Krankenhaus bringen. Die Ärzte kämpften über Stunden um ihr Leben, pumpten ihr den Magen aus und halten sie nun erst mal unter Beobachtung.

Aber warum sie das plötzlich getan hatte, kann Ulrike nicht nachvollziehen. Sie waren beste Freundinnen, hatten sich stets alles anvertraut. Es gab eigentlich keinerlei Veranlassung zu so einer Verzweiflungstat. Und dennoch. Ulrike beginnt, sich Vorwürfe zu machen.

Hätte ich etwas bemerken können? War irgendwas Auffälliges an ihr? Ihr fällt nichts ein, alles ist so unfassbar. Als sie Conny im Krankenhaus gut untergebracht wusste und die Eltern informiert hatte, suchte sie Zuflucht in der nahe liegenden Kirche. Sie wollte einfach zur Ruhe kommen. Alles verstehen lernen.

Zu Hause angekommen, fällt sie wie ein Stein ins Bett. Irgendwann schläft sie vor lauter Erschöpfung ein. Wüste Träume umhüllen sie. Schlimmste Szenarien spielen sich vor ihrem schlafenden Auge ab. Sie findet ihre Conny, ruft den Notarzt, aber der kann nur noch den Tod feststellen. Sie schreit vor lauter Schmerz

auf und versteht die Welt nicht mehr… Schweißgebadet wacht Ulrike wieder auf. Sie schaut auf die Uhr. 2.15 Uhr! Na, das würde eine tolle Nacht werden. Sie versucht, sich abzulenken und schaltet den Fernseher an. Wiederholungen von Talkrunden, Sexshows auf den tagsüber so seriösen Sportkanälen… Nee, so kann sie keine Ablenkung finden, und schon gar keinen Schlaf.

Ihr fällt etwas anderes ein. Wozu gibt es die Telefonseelsorge? Sie greift zum Telefonbuch und sucht sich durch. Schließlich wird sie fündig. Das Telefon liegt auf ihrem Wohnzimmertisch. Sie wählt die Nummer, und am anderen Ende wird sie von einer freundlichen Männerstimme empfangen. Schluchzend schildert sie ihre Geschichte, auch das in der Kirche. Am Ende wird sie fast wütend, als sie von der Reaktion des Geistlichen erzählt. Der Mann beruhigt sie, fragt nach, in welcher Kirche sie sich aufgehalten hat. Als sie den Namen nennt, erfährt sie, dass sich in genau dieser Kirche vor kurzem schlimme Szenen randalierender Jugendlicher abgespielt haben. Aus Angst vor neuen Tumulten zeigte der Pastor scheinbar diese Reaktion. Sei sonst überhaupt nicht seine Art. Für ein seelsorgerliches Gespräch könne sie am folgenden Tag gern wieder diese Gemeinde aufsuchen und den Pastor ansprechen. In dieser Nacht aber findet sie fürs Erste beruhigende Ansprache durch die freundliche Männerstimme. Sie sprechen lange miteinander, und Ulrike merkt allmählich, wie sie zur Ruhe kommt. Bleierne Müdigkeit stellt sich nach einer knappen Stunde ein und sie beendet überaus dankbar das Gespräch. Nun schläft sie gut durch bis zum nächsten Morgen.

Es ist Wochenende, und Ulrike nimmt sich nach ihren Einkäufen ein weiteres Mal vor, die Kirchengemeinde aufzusuchen. Sie klingelt an der Tür der Pfarrei. Ein mulmiges Gefühl hat sie natürlich. Wenn er mich am Ende wieder wegschickt? Aber dann denkt sie an das Gespräch von letzter Nacht. Im Grunde sei er ein ganz lieber und netter Mensch, so die Aussage des Mannes von der Telefonseelsorge. Na, ich darf gespannt sein, denkt sich Ulrike, und nach einem kurzen Klingeln öffnet sich langsam die Tür. Ein gut aussehender junger Mann, der sich gerade noch den letzten Rasierschaum vom Kinn wischt, steht nun vor ihr.

„Guten Morgen, junge Frau. Was kann ich für Sie tun?“ Diesmal klingt er wirklich freundlicher, denkt sich Ulrike. Sie stellt sich als die Frau vor, die er am

Vorabend aus der Kirche gescheucht hatte, und fragte mit ruhigem Ton, ob er Zeit für ein Gespräch habe. Er schaut sie prüfend an, lächelt dann aber über das ganze Gesicht.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung für meine ruppige Art von gestern. Es ist noch nicht so lange her, da habe ich leider ganz andere schlimme Erfahrungen mit schlafenden Genossen in der Kirche gemacht."

„Ja, das habe ich heute Nacht bei der Telefonseelsorge erfahren", antwortet Ulrike schnell.

Zunächst schaut der Pastor überrascht, grinst dann aber kurz.

„Ja, naja, stand ja auch in den Zeitungen. Ich fand den Medienrummel nicht so toll. Aber so ist nun mal die Presse. Wo sie Polizei sehen, sind sie schnell in der Nähe. Aber kommen Sie doch gern herein. Übrigens, darf ich mich vorstellen? Ich bin Martin Kistenbier. Bitte nicht lachen. Ich hätte viel für einen anderen Namen gegeben. Aber es gibt Wichtigeres im Leben."

In der Tat muss Ulrike schmunzeln. Aber sie nimmt die Einladung gern an und betritt die Pfarrei. Martin bietet ihr einen Stuhl in seinem „Büro" an, wie er es nennt. Doch es sieht nicht aus, wie ein typisches Büro. Eine gemütliche Sofaecke lädt zu allem anderen ein, aber Ulrike würde nicht vermuten, dass er hier Gemeindemitglieder empfängt. Aber gut, ein Vorurteil weniger.

Eine ganze Weile unterhalten sie sich, und Ulrike fasst Vertrauen in Martin. Nach 2 Stunden Miteinander, einigen wärmenden Tassen Tee, findet Martin eine guten Zugang zu Ulrike. Er bietet an, mit ihr ins Krankenhaus zu ihrer Freundin zu gehen. Allerdings wäre es von Vorteil, Ulrike würde erst einmal ihre Freundin fragen. Sie ist total erstaunt über so viel Engagement und will wissen, ob er so etwas öfter macht.

„Das ist erstens mein Job, und zweitens habe ich etwas gutzumachen", entgegnet ihr Martin mit einem sanften Lächeln. Ulrike ist beeindruckt.

„Eigentlich gehe ich eher selten in die Kirche“, beginnt sie, als wenn sie sich plötzlich in der Pflicht sieht, sich für ihre jahrelange Kirchenabstinenz zu rechtfertigen.

„Früher habe ich das klassische Programm einer evangelischen Jugendlichen durchlaufen, aber dann hatte ich die Faxen dicke. Ab und an bin ich mal zu einer Jugendgruppe gegangen. Aber irgendwann ist der Kontakt abgebrochen. Gebetet habe ich zwar hin – und wieder, aber wenn, dann nur für mich im Stillen zu Hause. Mein Umfeld hätte das bestimmt belächelt.

Nach der Telefonseelsorge heute Nacht und nach diesem Gespräch bin ich ziemlich irritiert. Kirche hatte ich anders in Erinnerung.“

„Langweilig? Zum Einschlafen?“

„Ja!“ War das so offensichtlich? Ulrike schaut Martin unsicher an.

„Keine Sorge, das hören wir viel von jungen Erwachsenen, die nach vielen Jahren den Weg wieder zu uns finden. Mir selbst ging es damals ja nicht anders. Aber irgendwann merkte ich, dass Kirche mich dennoch anzog, und ich spürte eine Art „Berufung“ in mir. Deshalb wurde ich Pastor. Wenn du magst, komm morgen doch einfach mal in meinen Gottesdienst. Vielleicht entdeckst du auch hier Neues und die Lust auf mehr. Ich würde mich freuen.“

Ulrike ist beeindruckt. So offen hatte sie zu ihrer Jugendzeit keinen Pastor erlebt. Alles war damals so steif. Aber Martin, der ja gleich zu Beginn des Gespräches das „Du“ angeboten hatte, ist anders.

„Ich glaube, ich überlege es mir. Wann fängt der Gottesdienst an?“

„Um 10 Uhr… ich zähl auf dich“, schaut Martin sie herausfordernd an.

„Du hast mich überzeugt, ich probiere es“, antwortet sie langsam.

„Wir bieten übrigens auch Gesprächsgruppen für junge Erwachsene an. Ich gebe dir unseren Gemeindebrief mit. Den kannst du dir durchsehen und überle-

gen, ob du mal in einer der Gruppen vorbeischauen möchtest. Du bist herzlich eingeladen.“

Gern nimmt Ulrike den Gemeindebrief an und verabschiedet sich von dem Pastor. Sie geht nach Hause und liest sich das Heftchen aufmerksam durch.

Am Nachmittag findet sie den Weg zu ihrer Freundin ins Krankenhaus und erfährt dort, dass es ihr schon bedeutend besser geht. Auf eine normale Station verlegt, darf sie sie endlich besuchen. Sie erzählt ihr von ihrem Gespräch mit Martin und bietet ihr eine Verabredung gemeinsam mit ihm an. Zunächst erstaunt, dann aber ziemlich ruhig nimmt sie an.

So durcheinander, wie Ulrike gestern noch war, so innerlich aufgeräumt und zufrieden geht sie nach Hause. Sie wird am nächsten Tag auf jeden Fall in die Kirche gehen. Diesmal wird sie aber nicht dort schlafen, sondern voller Erwartung dem Gottesdienst dieses erstaunlichen Pastors folgen.

Portrait

Sabine Bär

Veröffentlichung von Gedichten und Geschichten in diversen Anthologien und Zeitschriften, Mitarbeit in Projekten.

Sindy Bebst
Mein letzter Tag

Mein Körper ist geschwächt. Ich liege nur noch da und starre an die weiße Decke meines Zimmers. Der Krebs hat mich innerlich zerfressen. Ich wusste, irgendwann wird er mich besiegen. Ich fühle, wie mein Körper von Tag zu Tag schwächer wird. Schon lange bin ich auf fremde Hilfe angewiesen. Kein Schritt funktioniert mehr allein. Wie ein Kleinkind liege ich den ganzen Tag im Bett. Kaum zu glauben, dass ich doch eigentlich über sechzig bin. Der Lebenswille verlässt langsam meinen Körper. Er sinkt permanent ab, ohne dass ich etwas dagegen tun kann. Mein Herz pumpt gleichmäßig im Rhythmus, aber eines Tages würde es stehen bleiben. Mein Körper funktioniert nur noch wie eine defekte Maschine. Eine Maschine, die nicht mehr reparabel ist. Ersatzteile dafür gibt es keine. Der Tod steht mir so kurz bevor. Ich kann schon seine kühle Hand spüren, die nach mir greift und mich mit sich ziehen will, an einen mir unbekannten Ort. Noch nicht! Lass mich nur noch einen Tag leben. Einen kostbaren Tag mit meiner Familie. Ich will mich nur noch verabschieden und ihnen sagen, dass ich sie liebe. Aber du bist unbarmherzig. Du willst mich um jeden Preis haben. Nicht morgen, nicht übermorgen. Nein es muss heute sein. Jetzt, in dieser Stunde. Kein Stück weichst du von meiner Seite. Ich habe Angst vor dir. Immer habe ich mich darauf vorbereitet und mich auf dich gefreut, aber nun trifft es mich unerwartet. Du flüsterst mir ins Ohr, dass es Zeit ist zu gehen. Dass meine Zeit hier auf Erden abgelaufen ist. Deine Berührung ist so sanft wie ein leichter Windhauch auf meiner Haut. Deine Stimme ist so süß wie Honig. Meine Angst sinkt. Ich höre dir gern zu. Deine Worte sind wie eine schöne Melodie für meine Ohren. Eine Wärme und Zufriedenheit durchströmt meinen gesamten Körper. Gedanken ziehen an mir vorbei. Bei einem muss ich eine Weile verharren. Ich sehe meine geliebte Frau vor mir. Du bist schon einige Zeit vor mir gegangen. Was habe ich darunter gelitten. Es tut gut, dich wiederzusehen. Ich kann es kaum erwarten, wieder bei dir zu sein. Der Tod zeigt mir seine schöne Seite. Langsam fange ich an, ihn zu lieben. Er lockt mich zu sich, ich kann seinem Ruf nicht mehr widerstehen. Dass das Gehen mir so leicht fällt, damit hätte ich nicht gerechnet. Mein Körper fällt in sich zusammen. Mein Herz hört auf zu schlagen. Meine Lungen ringen nach dem letzten Atemzug. Noch ein kurzes Zögern von mir, aber dann bin ich bereit. Ich weiß, ich kann es nicht mehr än-

dern. Mein Körper hat nun endlich seine wohlverdiente Ruhe bekommen. Der Preis für die lange und schmerzvolle Qual im Kampf gegen die heimtückische Krankheit. Nun mache ich mich auch auf den Weg in ein schmerzfreies Leben. Auf den Weg zu meiner Frau. Noch einmal halte ich bei meiner Familie inne. Sie würden es nicht verstehen, sie würden um mich trauern und mich vermissen. Mir fällt es schwer sie zu verlassen, aber ich würde sie eines Tages wiedersehen, und ab und zu würde ich nach ihnen schauen. Ich hatte sie nun ein letztes Mal gesehen, jetzt konnte ich guten Gewissens meine Reise fortsetzen. Ich drehe mich um und folge einer unbeschwerten Zukunft. Dies sollte also der letzte Tag für mich hier sein. Das Paradies wartet schon auf mich. Die Belohnung für all meine Qualen. Von nun an würde ich nie wieder leiden, und das war ein gutes Gefühl. Ein Gefühl, das mir Hoffnung und Trost versprach.

Portrait

Sindy Bebst, geb. 1985

Sie absolvierte eine Ausbildung als Bürokauffrau und ist Mutter eines 2-jährigen Sohnes. Die Leidenschaft für Literatur begleitet sie schon seit ihrer Kindheit.

Uwe Bjørknes
Feengarten

Ich sitz in einem Feengarten,
wo alle Dinge anders sind.
Die Welt steht still, die Zeit muss warten,
ein Gernegrößchen weht im Wind.

Zwei Frösche spielen Schenkelgeigen,
ein Krokodil erzählt vom Nil.
Die Feen tanzen einen Reigen
und drehen sich und kichern viel.

Ich blinzle – plötzlich ist verschwunden,
was eben noch mein Herz erfreute.
Die Uhr tickt wieder die Sekunden ...
Na gut, das war's dann wohl für heute.

– Da sehe ich's und ruf Hurra!
Das Gernegrößchen ist noch da.

Portrait

Uwe Bjørknes, 1957 als Uwe Beuer in Düsseldorf geboren, ist heute Straßenmusiker und lebt fast überall. Gedichte in Anthologien und Seniorenzeitschriften.

Alexander Brandt
Pflichten

Mutter machte sich Sorgen. Das ging schon so, seit Vater in den Krieg gezogen war. Eher gezogen wurde, denn eine Wahl hatte er nicht. Eines Tages im Frühjahr kamen die Soldaten des Barons und sagten, er müsse mit ihnen kommen, um gegen die Franzosen zu kämpfen. Karl V., ein Kaiser, weit entfernt, aber wohl für uns zuständig, habe weitere Aushebungen befohlen und unser Lehnsherr müsse Truppen stellen. Vater sei stark und das könne man gebrauchen. Sie überlegten, auch mich mitzunehmen, immerhin war ich da schon zwölf, aber Mutter meinte, sie sollten noch warten, denn wenn ich ein weiteres Jahr auf dem Feld gewesen und die Arbeit meines Vaters erledigt hätte, wäre ich stärker und brauchbarer. Vater blickte mich bei ihren Worten eindringlich an, und als er zum Abschied seinen Arm auf meine Schulter legte, flüsterte er: „Lass dich nicht kriegen!“ Dann sagte er laut, ich sei nun der Mann im Haus und solle auf alles achten. Seine geflüsterten Worte verstand ich nicht sofort und verdrängte sie recht schnell, weil die gesagten wichtiger klangen. Aber auch wenn ich nun der älteste Mann im Haus war, wusste Mutter doch besser darüber Bescheid, was es zu tun galt, und so hörten wir alle fortan auf sie. Nur dann, wenn eines meiner drei kleineren Geschwister meinte, bockig sein zu müssen, waltete ich meines neuen Amtes und setzte Mutters Willen durch. Die Arbeit auf dem Feld war schwer, aber das wusste ich bereits, denn ich half, seitdem ich fähig war, die einfachsten Handgriffe nachzumachen. Allen war klar, was es zu erledigen galt, doch mit Vaters Stärke und vor allem seiner Ausdauer konnte es keiner aufnehmen, so dass wir mit der Arbeit alsbald ins Hintertreffen gerieten. Den Höfen ringsum erging es nicht besser, da auch dort die Männer fehlten. Man half sich zwar gegenseitig, doch es reichte einfach nicht. An jeder Ecke fehlte mindestens eine zupackende Hand, so dass sich fast alle Familien der Umgebung auf schwere Zeiten einstellen mussten. Vielleicht würden die Männer ja zur Erntezeit zurück sein, wurde hier und da spekuliert.

Die ersten Wochen versuchte Mutter mit ihrer vergnügten Art alle bei Laune zu halten, aber wenn sie sich unbeobachtet wähnte, sackten ihre Schultern zusammen, und dann und wann entkam ihr eine Träne. Sie vermisste Vater, hatte Angst um ihn, und ich glaube, sie ahnte, dass uns schwere Zeiten bevorstanden. Wenigstens konnte sie damit die beiden Kleinen aufheitern.

Der Sommer kam, die Arbeit wurde nicht weniger, dafür die Stimmung schlechter. Alsbald hörte man von den Frauen, die Männer sollten sich sputen, und in noch schlimmerer Laune wurde geschimpft, wir müssten schuften, während sich die Herren in fremden Gegenden vergnügten, den Weibern nachstiegen und sich betranken. Mutter glaubte davon nichts. Sie wusste, Vater war ein braver Mann und würde den Versuchungen der Fremde widerstehen und freute sich sogar, wenn eines der Kinder sie ansprach, dass er bestimmt einiges mitbringen würde. Vielleicht keine Schätze, aber eventuell etwas Lohn und die eine oder andere interessante Habseligkeit. Er solle nicht zum Dieb werden, nicht plündern oder rauben, aber wenn er etwas fände oder für eine gute Tat beschenkt werde, würde er es sicher dankbar annehmen. Die Nachbarin war da nicht so zurückhaltend, was Mutter sehr störte. Sie wünschte sich, ihr Mann würde den vermaledeiten Franzosen den Arsch versohlen und sie dann um alles erleichtern, was sie nicht mehr bräuchten. So sei das nun mal im Krieg und wenn sie sich hier für zwei plagte, solle zumindest etwas dabei 'rum kommen.

Wir Kinder sollten solche Rede nicht hören, aber sie drang doch an unser Ohr, und wenn wir etwas nicht verstanden, fragten wir die Großmutter. Sie konnte nicht nur alles erklären, sie mahnte uns auch, gewisse Dinge nicht vor Muttern zu erwähnen, und wir wussten diese Weisheit zu schätzen. Sie war auch die erste, die vor einer Missernte warnte, da der Sommer zu verregnet sei und zu viel Arbeit unerledigt blieb. Uns Kindern gegenüber war sie da nicht so deutlich, schloss sich aber Mutters Gerede an, alles würde wieder besser werden sobald Vater zurück sei.

Zu ungefähr derselben Zeit ergab es sich, dass unser Dorfpriester mit mir sprach, und auch von ihm hörte ich dieselben Worte, die auch Mutter benutzt hätte. Doch bei ihm traute ich mich weiter zu fragen. Er erklärte mir, dass es auch in Gottes Sinne war, die Männer in den Krieg zu schicken. Natürlich sagte er es nicht einfach so, sondern nahm die Bibel zur Hilfe und erklärte, man solle dem Kaiser geben, was ihm gehörte. So sei das nun mal. Ich wollte wissen, ob Vater somit Gottes Werk tue und sich dadurch seine Zeit im Fegefeuer verkürze, was den Geistlichen ein wenig aus der Fassung brachte. Ob es nun Gottes Werk sei, erklärte er nach einigem Zögern, wisse er nicht und wage auch nicht es zu beurteilen, aber es werfe ein gutes Licht auf Vater, dass er sich den Gesetzen Gottes nicht widersetze. Er bejahte, dass es auch für uns, die wir zu Hause geblieben waren, gut sei, sich zu fügen, wollte aber nichts dazu sagen, ob wir nun

genauso viel in Gottes Sinne tun würden wie ein Soldat, indem wir härter arbeiteten. Warum wir trotzdem vor einer Missernte stünden, wollte ich wissen und musste mir anhören, dass es Gott gefalle, die Seinen zu prüfen. Ein Unglück sei leicht zu verkraften und so komme selten eines allein, wie schon Hiob erfahren musste. Außerdem läge es ja nicht nur am Regen, sondern auch daran, dass der Arbeit nicht ausreichend nachgekommen worden sei. Mit dem Hinweis, Faulheit sei eine Todsünde, absentierte er sich, und mir kam der Gedanke, dass er es sonst nie so eilig hatte.

Der Herbst nahm Einzug, und es wurde langsam kälter. Eine vernachlässigte Aufgabe war das Sammeln von Brennholz, und wir wussten, jetzt würde es schwer werden, ausreichend Holz für den Winter zu finden. Normalerweise hätten wir viel früher begonnen, damit die Äste trocknen konnten und Wind und Wetter die Gelegenheit hatten, Nachschub zu liefern. Die Männer des Barons, die das Recht hatten, Bäume zu fällen, waren zwar ab und an freigiebig und ließen nicht nur die kleinsten Äste zurück, aber da unsere Familie nicht die einzige war, die zu spät durch die Wälder streifte, fanden wir nicht genug, und es zeichnete sich ab, dass wir im Winter frieren würden. Ich hatte zwar angekündigt, zur Not einen kleineren Baum gänzlich zu holen, aber einerseits hätte das Holz erst trocknen müssen und andererseits gab es da diesen Fund, den wir machten. Ein süßlicher Geruch ließ meine jüngste Schwester aufmerksam werden und nach uns rufen. Mutter und ich erkannten sofort, dass es sich um nichts Gutes handelte, aber die Kleine hüpfte bereits darauf zu, ohne auf uns zu hören. Die Quelle war schnell gefunden. Meine Schwester büßte an diesem Tag einiges von ihrer üblichen Unbeschwertheit ein. Es war der Scherenschleifer, der auch uns besucht hatte. Ich erkannte ihn einzig an den Löchern in seiner Hose, die ein markantes Dreieck über seinem linken Knie gebildet hatten, denn mehr war ihm auch nicht geblieben. Allem Anschein nach hatte er versucht, sich seine kargen Erträge mit dem Stehlen von abgelagertem Holz zu verbessern. Er war erwischt und wie ein Baumfrevler behandelt worden, so als hätte er einen der Bäume des Barons umgehauen. Auch wenn nur noch wenige Spuren darauf hindeuteten, konnten man erkennen, dass sie ihm den Bauch aufgeschlitzt, die Eingeweide um einen niedrig hängenden Ast gewickelt und ihn zumindest um den halben Stamm gejagt hatten, bevor er zusammengebrochen war und liegen gelassen wurde. Es war nicht die erste Leiche, die ich sah, aber das Werk der Zeit und der wilden Tiere hatten zu einem besonders bleibenden Eindruck verholfen. Meine

kleine Schwester hatte sich bis zu diesem Tag Vaters Rückkehr in allen möglichen Farben ausgemalt und alles zur Ausschmückung dieser Phantasie genutzt, was Mutter ihr bot. Hiernach war es schwer, ihr ein Lächeln auf das Gesicht zu zaubern, aber die Erwähnung von Vater schaffte zumindest dies.

Was Großmutter befürchtet hatte, bewahrheitete sich. All unsere Mühe war zwar nicht vergebens, aber der Ertrag unserer Felder würde uns nicht über den Winter bringen, wenn uns nicht noch etwas einfiele. Als die Soldaten kamen, um für den Herrn, dem das Land gehörte, den Zehnten einzufordern, war Mutter verzweifelt und den Tränen nahe. Mich überkam Zorn, und hätte sie mich nicht zur Ruhe ermahnt, hätte ich die Männer so einiges geheißen. Stattdessen ging ich auf Großmutters Wunsch ein weiteres Mal in den Wald und nahm meine Geschwister mit, während meine Mutter die beiden Soldaten in die Scheune führte. Die ausgelassene Stimmung der beiden konnte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht deuten, ansonsten wäre ich geblieben und hätte es verhindert. Es gelang meiner Mutter sie gnädig zu stimmen, sodass unsere Vorräte nicht ganz so geschrumpft waren, wie ich befürchtet hatte. Genauso verfuhr sie mit dem Müller, was ich auch erst später verstand. An beiden Abenden danach sehnte sie Vaters Rückkehr umso mehr herbei und erzählt uns Kindern, wie gut alles wieder werden würde. Ich wollte ihr glauben, aber sie wirkte so abwesend.

Die Mahlzeiten waren karg und uns allen war anzusehen, wie wir darbten. Die Enden der Schnur, die die Hose meines Bruders hielt, waren in der kurzen Zeit deutlich nach unten gewandert und ich kürzte sie, weil ich dieses deutliche Zeichen seines Leidens nicht mehr ertragen konnte. Natürlich half dies nichts und wie sich herausstellte, war es nicht nur der Hunger, der ihn vergehen ließ. Eines Morgens erwachte er im Fieber, und alle kalten Wickel, Kräuteraufgüsse, sowie der zwar wenig fachmännisch, aber ohne weiteren Schaden vollzogene Aderlass halfen nichts. Ich konnte ein Gespräch zwischen Mutter und Großmutter hören, das ich erst vollkommen verstand, als es schon zu spät war. Der Jäger sollte sich um meinen Bruder kümmern und auf die übliche Weise, die sich Mutter leisten konnte, bezahlt werden. Die Frauen schluchzten und die ältere sprach der jüngeren Mut zu, es wäre immerhin ein unnützer Esser weniger. Am Sonntag, nachdem wir aus der Kirche zurück waren, war mein Bruder fort. Vater könne es zwar nicht mehr richten, aber es werde uns allen wieder besser gehen, wenn er zurück sei, waren nun jeden Abend Mutters Worte, bevor sie uns zum Schlafen schickte.

Die Schicksalsschläge rissen nicht ab. Ein langjähriger Freund von einem der Nachbarhöfe war beim Wildern erwischt worden und sollte nun gehängt werden. Der Scharfrichter wurde aus der Stadt in unser Dorf gebeten, um aus der Hinrichtung ein Spektakel werden zu lassen. Ich verstand nicht, warum, bis Großmutter mir erklärte, dass der Baron allen anderen deutlich zeigen wolle, was ihnen blühte, wenn sie sich an seinem Wild vergriffen. Es war kein Markttag, und die Kälte schreckte die Leute mehr ab, als die Aussicht darauf, einen hängen zu sehen, sie anlockte, sodass der schnell gezimmerte Galgen im Norden des Dorfes nur von wenigen Schaulustigen umringt wurde. Im Laufe der nächsten Tage würde sich jeder ein Bild machen können, denn es war der Familie nicht erlaubt worden, den Leichnam abzuhängen und zu beerdigen. Die Wachen, die dazu hier waren, eben dies durchzusetzen, waren ziemlich gereizt und es hagelte Schläge, als sie den zu Hängenden vom Karren hievten, der ihn hergebracht hatte. Er trug nur ein langes Hemd, alles andere war ihm schon genommen worden, und als er zum Galgen gehen sollte, versagten ihm die Beine. Ich ging näher, um ihm ein letztes Mal in die Augen zu blicken, oder aus reiner Neugierde, die ich mir aber nicht eingestehen wollte. Er war blau gefroren, Finger und Zehen versagten ihren Dienst und er zitterte so stark, dass der Scharfrichter im ersten Moment zurückschreckte, als er ihn vom Boden auflesen wollte. Einzig der Knebel in seinem Mund verhinderte, dass man das Klappern seiner Zähne hörte, bis man eben den entnahm, damit er seine letzten Worte sprechen konnte. Es kam nichts, was man verstehen konnte. Seine schreckgeweiteten Augen und das Wimmern sagten mehr aus, als so mancher wissen wollte. Stehen oder gar gehen konnte er immer noch nicht, sodass der Scharfrichter ihn auf den Schemel stellen und halten musste. Sein Gehilfe reckte sich arg weit, um den Strick um den dürren Hals zu legen und bekam einen Rüffel von seinem Meister, dem die Sache nicht schnell genug ging. Als er die Schlinge fester zuziehen wollte ließ er den Körper kurz los, der sofort in sich zusammen sackte. Einen kurzen Moment baumelte er schon, da hatte ihn der derbe fluchende Henker schon wieder ergriffen und wartete ordnungsgemäß auf den richtigen Zeitpunkt. Es war erstaunlich, wie viel Gewalt noch in dem so schwachen Leib steckte, als er zuckte und versuchte sich dem Tod zu entwinden, aber es half natürlich nichts. Die kleine Menge johlte und verzog sich kurz darauf. Ich blieb noch etwas und wurde Zeuge einer Machenschaft, die ich nie für möglich gehalten hätte. Der Scharfrichter versuchte, mich zu vertreiben, ging dann aber doch

wie geplant vor, ohne sich weiter an meiner Anwesenheit zu stören. Mit ein paar schnellen Griffen wechselte er das Seil aus und zog dann ein Messer, um der Leiche die Daumen zu entfernen. Sein Gehilfe, kaum älter als ich, fing meinen Blick auf und erklärte mir weniger aus Freundlichkeit, mehr um anzugeben oder Werbung zu machen, warum dies gerade geschehen war. Der Daumen eines Diebes, und ein Wilderer konnte in dem Fall großzügig dazu gezählt werden, in einem Weinfass und es würde viel weniger gestohlen. Eine gute Investition für jeden Wirt, denn er sei für mehr als ein Fass gut, wenn der Umsatz stimme. Ein Stück des Stricks unter der Türschwelle vergraben, würde vor Einbrechern schützen. Er setzte an, noch weitere Geheimnisse seiner Zunft preiszugeben, aber ich hatte genug und wendete mich endlich ab. „Stadtluft macht frei!“, schrie er mir noch hinterher, was ich wohl als allgemeinen Gruß verstehen sollte.

Der Winter war kalt, und Hunger wärmt nicht gerade. Eines Abends nahm mich Großmutter zur Seite und wollte wissen, ob ich denn die Worte verstand, die mir mein Vater zum Abschied zugeflüstert hatte. Sie waren mir schon fast entfallen, ebenso die Tatsache, dass sie es damals ebenfalls gehört haben musste, weil sie direkt daneben gestanden hatte. Nun, ich habe sie vernommen, aber was er sagen wollte, blieb mir bisher verborgen, erklärte ich ihr. Sie seufzte über die Unbeschwertheit der Jugend und erklärte, dass es für mich schlauer sei, im nächsten Frühjahr nicht mehr hier zu sein, denn sonst würde ich meinem Vater in den Krieg folgen und das wolle doch sicher keiner von uns. Jeder hätte seinen Beitrag für die Familie zu leisten, wie immer der auch aussehe. Normalerweise lächelte oder zwinkerte sie, wenn sie annahm, jemandem etwas beigebracht zu haben. Diesmal nicht. Am nächsten Morgen lag Großmutters Löffel auf dem Tisch. Zerbrochen. Vier Tage später fand sie jemand am Grund der Schlucht. Bei ihrer Beerdigung sprach Mutter fast mehr über Vaters Rückkehr als über sie, aber niemand wagte ihr zu erklären, dass er, wenn, dann nicht mitten im Winter hierher gelangen würde.

Es fehlte uns die Kraft zu trauern, wie auch schon beim Verschwinden meines Bruders. Die jüngere meiner beiden Schwestern war seit dem Fund des Scherenschleifers nicht mehr dieselbe und jetzt, nachdem eine weitere Person unserer kleinen Familie entrissen worden war, hörte sie auf zu sprechen, zu essen und zu trinken. Es war eine Mühsal sie zu füttern, sie zu kleiden und sauber zu halten, die über das Erträgliche hinausging. Aber es musste getan werden, und wir

wechselten uns ab, bis die ältere Schwester offenbarte, sie würde es nicht mehr aushalten. Es lag nicht an der Kleinen oder zumindest nicht nur. Sie litt, weil wir gemieden wurden. Im Dorf hatte sich das Gerücht breit gemacht, Mutter wäre eine Hure, und das fiel auch auf sie zurück. Mir war es noch nicht zu Ohren gekommen, weil jeder wusste, ich würde ihn übel verdreschen, wenn ich es hören würde, aber das Mädchen hatte diesen Schutz nicht. Vater würde sie nicht mehr haben wollen, und auch kein anderer Mann, schrie sie. Schon gar nicht mit zwei Töchtern, von denen eine verrückt sei und für die es keine Mitgift gäbe. Sie würde lieber ins Kloster gehen, als weiter hier in Schande zu leben. Wir haben seitdem nichts mehr von ihr gehört. Mutter geht mittlerweile davon aus, dass Vater uns holen lassen wird, an einen anderen Ort, an dem wir neu beginnen werden.

Zu zweit war es noch schwieriger, die verbleibende Schwester zu betreuen und so kam es, wie es kommen musste. Unendlich müde wie wir beide waren, verließen wir uns auf den jeweils anderen und vergaßen beide, sie zu Bett zu bringen. Am nächsten Tag war sie erfroren.

Es gab keine Vorwürfe, kein Geschrei, kein Wort mehr. Uns beiden war klar, der Hof war am Ende, denn zu zweit würden wir ihn nie bewirtschaften können. Unsere Leben waren zerbrochen. Wir beide konnten ebenfalls nicht mehr füreinander da sein, denn niemand würde uns gemeinsam aufnehmen, und auf der Scholle zu zu bleiben, hatte keinen Sinn. Wenigstens reichten unsere Vorräte nun knapp über den Winter.

Im Frühjahr machte ich mich auf in die Stadt, um beim Gewerbemarkt eine Stelle als Lehrling zu bekommen. Mir war egal was, und ich konnte auch nicht wählerisch sein. Als Bauernjunge ohne Familie hatte man es schwer, und ich war darauf gefasst, mich erstmal als Tagelöhner durchzuschlagen.

Mutter wurde gnädigerweise von einem reicheren Bauern als Magd aufgenommen. Welche Dienste sie sonst noch versehen muss, weiß ich nicht. Was ich aber mit Sicherheit sagen kann, ist, dass sie weiterhin auf Vaters Rückkehr hofft.



Portrait

Alexander Brandt, 34, wohnt in Kirchberg an der Jagst, ist Diplom-Sozialpädagoge und arbeitet als Mentor am dortigen Internat. Neben verschiedenen anderen Hobbys, von denen das Fantasy-Rollenspiel das prägenste war, fing er Ende letzten Jahres an, Kurzgeschichten

zu schreiben. Außer der hier veröffentlichten wird voraussichtlich im Frühjahr des nächsten Jahres eine weitere Geschichte in einem Sammelband erscheinen.
Des weiteren sucht er gerade einen Verlag für seinen ersten phantastischen Roman.

Email: kynischeWelt@web.de
Homepage: http://kynischewelt.npage.de

Charlotte Busch

Metamorphose im Moor

Der Himmel war pechschwarz, als ich aufblickte. Ein stummer Schwarm Tauben. Wie Rauch zogen sie über hellblaue Wolken, und der Regen war rote Tränen. Der aufgewühlte Schlamm passte nicht dazu. Unter meinen Nägeln wuchs Moos im Schmutzrand. Staub klebte an mir. Bald würde ich wie die Erde sein. Vielleicht wieder leben.

Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung, hämmerte es in meinem Kopf. Wie elektrische Stöße.

Fragmente spannten sich zwischen mir und dem Universum, als ich leise Töne summte. Vergessene und verkannte Töne in a-Moll. Ich sah meine Haare mit dem Schlamm verschlungen wie Wasserpflanzen. Sie waren zusammengewachsen. Ich wartete, dass jemand kam. Nicht nur Tauben. Tauben waren überall und ständig hier und dort und bei mir. Ich würde versinken. Neben mir platzte träge eine Blase in der zähen Flüssigkeit. Kleine Ringe. Wie die Tauben am Himmel. Es waren schöne Muster. Manchmal dachte ich an Muster von Tapeten, die ich früher gekannt hatte. Sie waren nicht wie die Tauben oder Ringe. Weniger authentisch. Ich versuchte mich an meinen Namen zu erinnern und kannte mich nicht mehr. Mein Bild von Regen und Schlamm zerstört. Wie elektrische Stöße. Sie zerbröckeln auch.

Die Gezeiten kannte sie nicht. Nicht Mond, nicht Flut und flimmernde Hitze. Nur schwarze Sonnen. Sie war zu wankelmütig. Stetig nirgendwo. Sie wirkte unbedingt. Ihr Kleid aus Tauben flatterte in den Himmeln, die sie durchschritt. Tausend Nächte hatte sie Zeichen in Leben gemalt. Wie zu helle Spinnweben spannten sich Fragmente zwischen Welt und ihr. Zu dünne Fäden für ein Netz. Sie wollte gar nicht fangen. Nur spielen und vielleicht trösten. Die tausend Mumien, die sie gekannt, verkamen unter Moos und Schlick. Es brannte in ihrer Brust, wenn sie ihrer gedachte. Ihr Rauch verdichtete sich mit jeder Neuen. Und Tauben brannten kühle Lüfte. Gefräßig und wie Gift beständig überall. Die Ratten der Himmel. Sie hielt niemals an, war absolut. Bewegt.

Gedanken waren nicht parat, der Regen nahm sie mit. Man denkt dennoch. Zu verschieden und unbewusst. Die Frau mit Taubenkleidern sah ich nicht, als sie mich zu sich nahm. Erst als die Federn meinen Körper streiften, vergaß ich mich ganz und war ein Rauch. Die elektrischen Stöße waren nicht mehr. Ver-

hallten im Nichts. Mit leeren Hüllen untergegangen.

Eine trüb gurrende Taube mehr ist dichter Rauch und fliegt mit der Unbekannten durch Moore. Der Geruch nach Teufelsrosen verbleibt. Sie hatte getröstet.

Charlotte Busch, geb. 1993

Thilo Corzilius
Strandgut

„23 hört sich verdammt alt an."

„Findest du?"

„Du nicht?"

„Doch."

Sie mussten beide grinsen.

Es klarte langsam auf, während die Abendsonne sattgelbe Kanten an die Ränder der Wolken malte. Vor einigen Stunden noch hatten sie oben auf der Promenade im Rahmen einer Plexiglasscheibe gesessen, welche an guten Tagen die Café-Gäste vor dem Wind aus den Dünen schützte. So konnten an solchen Sommersonnentagen Heerscharen von untersetzten, tiefbraungebrannten Rentnern in dekadenter Gesetztheit ihren Nachmittagskaffee schlürfen und dabei entweder die flanierenden Altersgenossen freundlich nickend grüßen oder die jungen Familien mit Kindern, die sich erdreisteten, die Stätte ihres heiligen Kurortes ebenfalls zum Urlauben zu missbrauchen, mit Verachtung strafen.

Heute hatte allerdings der Regen mit aller Gewalt die dem Meer zugewandte Seite der Plexiglaswand unter Beschlag genommen. In Strömen war er dort hinunter gelaufen und hatte dahinter alles verschwimmen lassen.

Vincent und Shila hatten dort gesessen. Mit angezogenen Beinen, eingeschlagen in ihre Regenjacken. Dicht gepresst an den durchsichtigen Kunststoff, denn der Wind trieb den Regen von der anderen Seite dagegen. Man musste also nur dicht genug heranrücken, dann war man vor den Fluten des Himmels sicher. Oder man bildete es sich zumindest ein. Durch den Windschutz hindurch hatten sie eine großartige Sicht gehabt. Der Holzplankenweg zum Strand hinunter schlug eine Schneise in die Dünen, so dass man unten das Meer hatte wüten sehen können. Wie es den Strand selbst bis zu den Dünen hin verschlang, nicht ein Sandkorn trocken ließ, nicht eine Sandburg verschonte.

Sturm.

Ja, es war ein richtiger Sturm gewesen, wie es ihn nur hier gab. Zuvor hatten die Sturmglocken im Dorf geläutet, und Vincent und Shila waren zur anderen Seite der Insel geradelt, um unter den aufziehenden dunklen Wolken die Hafenarbeiter bei ihren Bemühungen zu beobachten, die Deichtore zu schließen.

Als es dann windiger wurde, hatten sie ihre Räder zurück zu der alten Kate

auf dem Hagebuttenhügel geschafft, die Annis Pension beheimatete, nur um sich danach selbst dem Sturm auszusetzen. So waren sie im strömenden Inselregen den von Hagebuttensträuchern restlos überwucherten Hügel wieder hinabgestiegen. Verfolgt von den kopfschüttelnden Blicken der alten Pensionsbetreiberin Anni und ihrem ebenso alt wirkenden Retriever Tilmann, nur um sich hinter Plexiglas vor dem Wetter in Sicherheit zu bringen und ihm dennoch so nahe wie möglich zu sein.

Sie hatten oft gelacht während des Sturms, über Sprüche, Erinnerungen oder einfach das Leben. Und genau so oft hatten sie geschwiegen. Schweigen konnten sie schon immer gut. Dabei hätten sie genug zum Erzählen gehabt, um das ganze Wochenende zu füllen.

„Wie alt hört es sich denn an?", fragte Shila schließlich herausfordernd.

„Uralt", bekam sie zu hören. „Du bist uralt."

„Dafür, dass ich so alt bin, reden mich aber genug Leute, die wesentlich älter sind, mit *junge Frau* an. Wir können es ja an den Urlaubern testen, sobald die Sonne wieder da ist."

„Jaja", machte Vincent. „Aber wenn Du dir überlegst, wie alt 23 noch vor ein paar Jahren geklungen hat? Damals, als wir vielleicht erst 15 waren, war 23 so unendlich weit weg von uns."

Sie seufzte.

„Wir sitzen also hier und stellen mit Anfang Zwanzig fest, dass wir furchtbar alt sind?"

„*Du* bist alt", grinste Vincent unverschämt.

„Und du nicht, oder wie?"

„Du weißt doch: Frauen werden alt, Männer werden weise."

Noch während er lachte, beförderte ihn ein freundschaftlicher Rippenstoß von der Sitzkante und er landete einen halben Meter tiefer auf dem Hosenboden.

„Hey, meine Hose", beschwerte er sich. „Mein Hintern ist nass."

Shila stand schon längst über ihm, die Hände in die Hüften gestemmt. „Soso, du lässt dich also von einer alten Frau umschubsen, ja?"

Sie lachte und half ihm auf.

„Lass uns zum Stand gehen", schlug sie vor.

Einverstanden. Warum nicht die Gelegenheit beim Schopf fassen, jetzt, da all die anderen Urlauber in warmen Restaurants oder Hotelzimmern saßen? Der

Sturm schwieg seit wenigen Minuten und hatte gerade eben wieder ein paar wirre Fetzen des blauen Abendhimmels preisgegeben. Nichts wie los!

So liefen sie runter an den Strand. Wie Kinder durch Pfützen springend, sich nass spritzend. Sich in den Sand schubsend, bis jeder von ihnen aussah, als hätte er mindestens ein Dutzend Sandburgen gebaut.

Verschmiert kamen sie am unteren Ende des Holzweges an. Dort, wo das Meer den Strand noch vor einigen Stunden in eine feuchte, graue Hölle verwandelt hatte. Und das Bild, das sich ihnen bot, war umwerfend. Mancher hätte es vielleicht mit einem Trümmerfeld verglichen, doch für die Herzen jener, die das Kind-Sein noch nicht ganz vergessen haben öffnet sich in solchen Momenten eine Schatzkammer. So breit wie der Strand und sich bis zum Horizont erstreckend. Getaucht in das gelbe Licht der sich langsam senkenden Sonne.

„Wow“, machten sie beide, blieben stehen und grinsten einander an.

Das Meer hatte haufenweise Strandgut angespült. Soweit das Auge reichte lagen Taue, Fetzen von Segeln und Fischernetzen, Ruderpinnen, tote Taschenkrebse und rostige Dosen verstreut auf dem nassen Sand, in dem sich das Profil von Vincents Schuhen so schön abzeichnete.

„Wenn wir jünger wären, würde ich denken, das hier sei das Paradies“, gestand Vincent.

Shila lehnte sich gegen seine Schulter.

„Ach Vince, du Dummerchen“, sagte sie tadelnd. „Es *ist* das Paradies. Komm, wie sehen, was wir finden.“

Sie griff ihn bei der Hand und zog ihn hinein in das Chaos.

Vincent lachte.

Ja, sie hatte recht. Es sollten die Augen von Kindern sein, durch die man die Welt betrachtet. Wenigstens in Augenblicken wie diesen, die sich unmerklich in die Schatztruhe der wirklich wertvollen Erinnerungen legen werden. Ganz zu unterst. Dort, wo die wahrhaft großen Schätze liegen. Dort, wo andere vermeintlich große Momente auf sie herabschauen und abschätzig lächeln. Die Schätze am Boden der Truhe wissen um ihre Bedeutung, doch sie schweigen. Schweigen solange, bis ein Sturm durch das Leben des einzelnen fegt und die oberen Schichten der Schatztruhe mit sich fortträgt und in Bedeutungslosigkeit verstreut.

„Vielleicht finden wir ja einen Bernstein“, meinte Vincent, als Shila sich praktisch kopfüber in das Sammelsurium von zu findendem Gerümpel stürzte. Er

selbst war nicht minder neugierig, was das Meer hier wohl von seinen Geheimnissen preisgegeben hatte. Aber seine Art zu suchen war bedächtiger… bildete er sich zumindest ein. Langsam schritt er über den Strand und besah sich sorgfältig jedes Objekt.

„Oder vielleicht eine Flaschenpost“, kam von Shila zurück.

„Unsinn, wer schreibt denn heute noch eine Flaschenpost?“

„Ich würd’s tun.“

Es waren keine zwei Minuten vergangen, da stieß Shila einen Jubelruf aus und hielt etwas in die Höhe. Trotz aller Bedächtigkeit eilte Vincent heran, denn Neugier ist stark und schlägt tiefe Wurzeln, die niemand leugnen kann, so gern er auch möchte.

Es war ein Ring, von dem Shila dort den Sand pustete. Er war beschlagen, so wie Silberbesteck es bisweilen ist. Für Vincent war das noch kein Beweis dafür, dass es sich auch um Silber handelte, schließlich konnte dies auch vom langen Aufenthalt in tiefen Wassern kommen. Für Shila stand natürlich fest, dass es sich um einen silbernen Ring handelte. Sogar mit einem schönen roten Stein, der kunstvoll darin eingefasst zu sein schien.

Doch was keiner von beiden bemerkte, war die Möwe. Jeder Inselbewohner wäre vor Schreck aus dem Ölzeug gekippt, aber Vincent und Shila waren waschechte Landeier, so stuften sie die Möwe als unbedeutend ein, zumal sie ja auch keine Zeit zu überlegen hatten, denn es war ja auch die Möwe, die handelte. Blitzschnell stieß sie herab, fischte den Ring zielsicher aus Shilas Händen, ohne dabei einen Finger von Shila mitzunehmen, geschweige denn, sie auch nur zu berühren. Genauso schnell erhob sie sich mit gewaltigen Schwingen wieder in die Lüfte.

Wie gesagt, Shila und Vincent war nicht bewusst, dass es eigentlich keine *schwarzen* Möwen gab. Sicher, sie hatten noch keine gesehen, stuften dies aber als *normale Besonderheit* ein. Schwarze Schwäne gab es schließlich auch. Und so konnte Vincent unbeeindruckt und geschickt nach einem Stück Treibholz greifen und es mit einem lauten „Mistvieh!“ nach oben schleudern.

Manchmal, ja eben manchmal, wenn man auch drauf und dran wäre von Schicksal zu sprechen, hat man den Zufall auf seiner Seite, so wie Vincent in diesem Moment. Das Holzstück wirbelte hinauf, und schlug haargenau den Ring aus dem Möwenschnabel, wiederum ohne die Möwe überhaupt zu berühren.

Shilas zu erwartender Protest war ausgeblieben, denn die Möwe war ja nicht zu Schaden gekommen. Indes fing Vincent den Ring elegant auf. Die Möwe ihrerseits machte einen beinahe menschlichen Gesichtsausdruck, so als hätte jemand sich geschworen, in ein lecker belegtes Sandwich zu beißen, und eben jenes wäre just im Moment des genüsslichen Hineinbeißens verschwunden.

Nachdem sich die Gesichtszüge der schwarzen Möwe allerdings geglättet hatten, machte sie auf der Stelle kehrt und visierte den Ring in Vincents Hand erneut an. Der jedoch ballte eine Faust um den Ring. So landete die Möwe einige Meter abseits, den beiden Freunden gegenüber, und legte den Kopf schief.

Es blitzte kurz auf am Strand, und statt der Möwe stand ein Mann dort. Spätestens jetzt bekam die Möwe (oder der Mann?) auch für Vincent und Shila ungewöhnliche Eigenschaften.

„Geben Sie mir den Ring!"

Das war keine Bitte, die der Mann da ausgesprochen hatte, aber Vincent und Shila waren offen gestanden gerade etwas sprachlos. Ihr Gegenüber trug einen nachtschwarzen, etwas altmodischen Gehrock, wie er vielleicht ins viktorianische England gepasst hätte. Nur schwärzer, als jemals ein englischer Schneider in der Lage gewesen wäre, Stoff zu beschaffen. Hochgewachsen war er und schlank. Mit einem etwas zu spitzen Gesicht. Hätte Shila ihn später beschreiben wollen, so hätte sie wohl gesagt, dass er große Ähnlichkeiten mit Tom Cruise hatte. Vielleicht mit einem blassen, alternden Tom Cruise, dessen Haare deutlich mehr in Richtung grau tendierten, als zur ursprünglichen Farbe. Aber es waren vor allem die Augen, die ihn unvergleichlich machten. Ringe bildeten sich darunter, wie bei allen Leuten, die in der vergangenen Nacht zu wenig Schlaf ergattern konnten. Doch die Augen selbst waren gelb. Leuchtend gelbe Pupillen taten sich darin hervor, wie in den Augen einer Möwe, eines räuberischen Vogels. Sie waren rastlos, immer auf der Suche und fixierten blitzschnell jedes noch so kleine Detail um sie herum.

„Wer… äh… oder was…", Vincent verstand die Welt im Moment nicht sehr gut.

„Das ist egal", gab der Mann in Schwarz zurück. „Geben Sie mir den Ring!"

„Moment", protestierte Shila. „Was halten sie von einem klaren *Nein*?"

„Gar nichts. Geben Sie mir den Ring!"

„Nein."

Vincent war sprachlos.

Shila nicht.

„Was wollen Sie denn tun? Sich in eine Möwe zurückverwandeln?“

Der Mann machte eine ausschweifende Handbewegung und ein plötzlicher, sehr heftiger Windstoß wirbelte Shila ein, zwei Meter durch die Luft, um sie keuchend auf dem Rücken landen zu lassen. Da kam ein Holzstück geflogen, und wie es der Zufall – der sich eben manchmal auch Schicksal nennt – so wollte, fand es seinen Weg an die Schläfe des Möwenmannes, der nicht einmal die Zeit hatte, die Hand zur Abwehr zu heben. Der Aufprall klang irgendwie dumpf und der Möwenmann sackte zusammen. Erst auf die Knie, dann mit dem Oberkörper zur Seite, hinein in eine Welle, die in diesem Moment den Strand entlang lief und sonst nur die nachtschwarzen Stiefel benetzt hätte. Mit ihr lief ein winziges rotes Rinnsal zurück ins Meer.

Vincent dreht den Mann um, mit dem Gesicht nach oben und zog ihn ein paar Meter ins Trockene, dort, wo Shila sich gerade das Steißbein rieb.

„Scheißkerl“, murmelte Vincent.

Shila starrte ihn etwas ungläubig an. „Du hättest zur Olympiade gehen sollen im Stockwerfen oder so.“

„Ist das so witzig?“, fragte er.

Shila zuckte mit den Schultern.

„Was denn sonst? Da kommt eine Möwe und verwandelt sich in einen Kerl, der Ringe klaut?“

Vincent schüttelte den Kopf, setzte sich in die Hocke und gab dem Benommenen eine kräftige Ohrfeige.

Dann noch eine.

Und noch eine.

Als er schließlich zu vierten ansetzte, hoben sich langsam die Hände des Möwenmannes.

„Ni... nicht“, stöhnte er.

„Na also“, stellte Vincent fest.

Langsam setzte der Möwenmann sich auf und rieb sich die Schläfe, schaute auf seine Finger und sah das Blut daran. Er verzog das Gesicht und blinzelte zu Vincent, der sich eine abgerissene Ruderpinne geschnappt hatte und nun seinerseits den Kopf schief legte.

„Wenn Ihnen das gefällt, kann ich Ihnen an der anderen Seite auch so etwas machen“, sagte er und klopfte mit der linken Hand bedeutungsvoll auf das hölzerne Steuergerät in seiner Rechten.

Der Möwenmann winkte ab. „Nein, lassen Sie's bleiben, ich erkläre mich ja."

„Ich bin gespannt."

Ein Schulterzucken folgte.

„Ich bin Leon de Bartez, ein Sturmschatten."

„Ein Sturmschatten, soso. Und was zum Teufel ist ein *Sturmschatten*? Jemand, der fremder Leute Ringe stiehlt und Möwen nachstellt?"

Leon de Bartez stand auf. Langsam, unsicher, schaffte es aber zu stehen.

„Gehen wir ein Stück in Richtung der Dünen, ja? Ich werde es Ihnen erklären."

Vincent und Shila schauten einander an. Zuckten mit den Schultern. Und nickten.

„Gut, aber keine faulen Tricks mehr, ich treffe heute auch noch ein drittes Mal."

Der so genannte Sturmschatten zuckte mit den Schultern. „Keine Panik, im Moment bin ich sowieso zu benommen, um Ihnen irgendetwas antun zu können. Wissen Sie, normalerweise muss ich mir mein Strandgut nicht durch Drohungen verschaffen. Ich habe nicht oft mit Menschen zu tun, müssen Sie wissen."

„Daher könnten Ihre Umgangsformen rühren", meinte Vincent dazu nur.

Sie kamen an den Holzweg zurück und gingen ein paar Meter, bis sie zu einer Bank kamen. Shila lächelte verheißungsvoll und zog eine große Plastiktüte aus ihrer Jackentasche, welche schnell in drei gleichgroße Teile gerissen war, um weitere nasse Hosen an diesem Tag zu vermeiden. Dann setzten sie sich und nahmen Leon de Bartez in ihre Mitte. Der Möwenmann (oder Sturmschatten, oder wie jetzt?) kratzte sich am Kopf, holte ein Taschentuch aus weißer Spitze aus einem Ärmel und presste es, dem Tuch gegenüber unbarmherzig, gegen die Platzwunde.

„Hm", machte er schließlich.

Shila zog erwartungsvoll die Augenbrauen hoch.

„Hm", machte er wieder. „Hm, na gut, ich kann es Ihnen ja sagen. Immerhin wird Ihnen eh niemand glauben."

Vincent verdrehte die Augen zum Himmel. „Nein, da haben Sie wohl recht, Herr Sturmschatten. Den meisten Leuten erscheinen wohl keine Möwen, die sich in unfreundliche Stranddiebe verwandeln. Aber ich will Sie nicht aufhalten, uns all das zu erzählen, was uns nachher niemand glauben wird. Wir hören."

Leon de Bartez seufzte.

„Also gut. Ich bin ein Sturmschatten…“

„Sagten Sie bereits.“

„Jetzt lass ihn ausreden und sei nicht so missmutig.“ Shilas Tadel zeigte Wirkung. Vincents Mund klappte zu und Leon de Bartez durfte reden.

„Sie müssen wissen,“ begann er „dass wir Sturmschatten uns nicht sehr oft den Menschen zu erkennen geben. Hätten Sie mich nicht gezwungen Ihnen mein Angesicht zu zeigen, wäre Ihr Eindruck von mir wahrscheinlich bei dem einer schwarzen Möwe geblieben.“

Er schüttelte den Kopf.

„Wir Sturmschatten sind – wie der Name schon sagt – der Schatten des Sturms. Wir reisen ihm quasi hinterher. Wir sind Nomaden der Strände. Wölfe des Windes.“

„Aber wozu?“, wollte Shila wissen.

„Wir sammeln Strandgut“, brachte Leon de Bartez es auf den Punkt. „Genauer gesagt sammeln wir die Geschichten, die dem Strandgut innewohnen. Wir schöpfen unsere Kraft aus den Geschichten. Sie würden es vielleicht so ausdrücken: Wir *ernähren* uns von ihnen.“

„Aber es ist doch noch jede Menge Strandgut da“, überlegte Shila. „Wieso wollen Sie diesen Ring?“

„Es gibt immer die bewegenden und die weniger bewegenden Geschichten. Eine Muschelschale hat offen gestanden nichts zu erzählen, was einen höher entwickelten Geist zufrieden stellen könnte. Das verstehen Sie sicher. Keine Emotionen, keine unerwarteten Wendungen, einfach nichts, was in irgendeinem Sinne… nun, sagen wir, *nahrhaft* wäre.“

Vincent und Shila nickten. Sie wussten, was er meinte.

„Was glauben Sie, warum Sie nicht ständig goldene Münzen, sagenhafte Schwerter oder wenigstens eine Flaschenpost am Strand finden?“

Vincent zuckte mit den Schultern.

„Sie kommen uns zuvor“, stellte Shila fest.

Leon de Bartez nickte.

„Wir Sturmschatten sind die ersten am Ort des Geschehens. Wir entführen die wahrhaft interessanten Dinge, bevor auch nur ein Mensch eine Ahnung von ihnen bekommt. Zugegeben, manchmal übersehen wir etwas, aber dann haben Sie als Menschen eben auch ab und an die Chance, etwas von außergewöhnli-

chem Wert zu finden. So entstehen immerhin neue Legenden, die sich um Fundorte und Finder ranken. Neue Geschichten, die vielleicht einst das Überleben der Sturmschatten sichern, wenn derjenige vielleicht einmal eine Armbanduhr im Meer verliert oder eine Halskette."

„Leider," gestand Leon de Bartez „waren Sie beide diesmal schneller als ich und vor mit am Strand. Tja, sehen Sie, selbst wenn ein Leben um einiges länger währt, als das menschliche, kommt man eben doch irgendwann in die Jahre."

Shila war fasziniert. Vincent ebenfalls, auch wenn er es sich nicht unbedingt anmerken lassen wollte. Die Ruderpinne hielt er weiterhin in der Hand, wenn auch nicht mehr ganz so drohend wie noch vor ein paar Minuten.

„Was hat es mit dem Ring auf sich?", wollte Shila schließlich wissen.

Leon de Bartez schloss die Augen und schien sich zu konzentrieren.

„Irgendetwas mit der Tochter eines Deichgrafen im vorletzten Jahrhundert. Sie war unglücklich verliebt, glaube ich."

„Sagen Sie jetzt nicht, für präzisere Angaben bräuchten Sie den Ring." Vincent wurde misstrauisch, sein Griff um die Ruderpinne wieder fester.

„Naja, den bräuchte ich schon", gab Leon de Bartez zu. „Aber wenn ich Ihnen alles erzählen wollte, was damit zusammenhängt, wer ihn fertigte, woher der Stein stammt, wer ihn tragen sollte, wer ihn schließlich getragen hat, wieviel Tränen um seinetwillen geflossen sind, naja, dann wäre der Ring wertlos für mich. Dann wäre er quasi ausgeblutet."

Er stand auf. Offenbar schien ihn die versiegende Platzwunde an der Schläfe nicht mehr ernstlich zu beeinträchtigen. So griff er in eine weitere Außentasche seines Gehrocks und zog einen golfballgroßen Bernstein hervor. Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt er ihn hoch in die mittlerweile rötlich-gelbe Abendsonne, sodass Shila und Vincent die Libelle in seinem Inneren ganz genau erkennen konnten.

„Ich biete Ihnen diesen Bernstein zum Tausch an und bitte sie nun inständig, mir den Ring auszuhändigen. Er ist meine ganze Beute für diesen Tag."

Er schaute wehmütig Richtung Strand.

„Die wertvollen Geschichten werden mittlerweile neue Besitzer gefunden haben", seufzte er.

Dann streckte er die Hand aus und bot ihnen den Bernstein auf der offenen Handfläche an.

Vincent und Shila wechselten einen kurzen Blick.

Dann legte Vincent den Ring in die offene Handfläche und Shila schloss Leon de Bartez' Finger behutsam um Ring und Bernstein.

Sie strahlte ihn an.

„Glauben Sie mir, Leon", sagte sie. „Wir haben unsere Geschichte für heute gehabt, auch wenn sie uns niemand glauben wird. Wissen Sie, im Unterschied zu Ihnen benutzen wir Menschen Geschichten, um sie zu erzählen. Behalten Sie den Ring! Und haben Sie eine gute Reise!"

Leon de Bartez machte einen Schritt zurück und lächelte. Nicht drohend, nicht verwirrt wegen eines Schlages an den Kopf, nicht verzweifelt. Nein, er lächelte dankbar.

Die Wunde an seiner Schläfe begann sich langsam zu schließen. Er nickte den beiden auf der Bank zu. Dann blitzte es erneut und eine nachtschwarze Möwe glitt sachte über den Holzweg hinab zum Strand und über das Meer, bevor sie nach Osten abdrehte und verschwand.

„Der Blödmann hat tatsächlich recht", lachte Shila. „Das wird uns niemand glauben."

Vincent schaute sie an.

„Ist das denn so wichtig?"

Sie zuckte mit den Schultern, rieb sich das Steißbein.

„Naja, ich denke es wird morgen einen blauen Flecken geben, der mich daran erinnern wird."

Beide mussten lachen.

Nahmen sich bei der Hand und schlenderten in Richtung des Hagebuttenhügels. Dorthin, wo ein zotteliger Tilmann immer noch nicht verstehen würde, was um alles in der Welt Menschen bei Regen und Wind bloß nach draußen trieb.

Irgendwann fingen sie an zu singen. Und als sie hinter den Dünen verschwanden, rauschten noch die letzten Zeilen über das Meer Richtung Osten:

...and so it goes, and so it goes and you're the only one who knows.

Portrait

Thilo Corzilius, geb. 1986 in Dortmund

Student für Evangelische Theologie in Hamburg, in der Freizeit Musiker und Autor von Kurzgeschichten.

Ulrich B. L. Czelinski
Können Schmetterlinge weinen?

Es war ein ständiger Kampf. Bisher nur mit Worten. Gott sei Dank!

Einige Male hatte Kurt drohend die Hand gehoben. Soweit durfte es nicht kommen. Auf gar keinen Fall! Wir stritten immer häufiger. Jeder kleine Anlass war uns recht. Kurt liebte die Bequemlichkeit. Regelmäßige Mahlzeiten, eine liebevolle Ehefrau und seine Ruhe. Wenn alles nach seinen Vorstellungen ablief, konnte er der beste Ehemann sein.

Ich konnte und wollte seine Ansprüche nicht mehr erfüllen. Wir redeten kaum noch miteinander. Wozu auch? Für ihn war ja alles in schönster Ordnung.

Und Freunde? Die hatten sich schon seit geraumer Zeit zurück gezogen. Wer konnte es ihnen verdenken? Wir stritten ständig.

Unsere Ehe war am Ende!

Sexuelle Kontakte gab es schon lange nicht mehr. Mir war es nur lieb! Jede Berührung wurde zu einer Qual für mich. So ging es einfach nicht mehr weiter. Ich wollte und musste einen Schlussstrich ziehen.

Zehn Jahre! Es war damals die große Liebe. Und jetzt? Alles kaputt.

Ich jedenfalls sah keinen Ausweg. Jeder Versuch uns zu versöhnen, endete im Chaos. Eine völlig verkorkste Situation!

Schließlich war ich ausgezogen. Ich hielt es nicht mehr aus.

„Das kannst du nicht machen“, hatte mich Kurt angefleht. „Was soll ich nur ohne dich anfangen?“

Ach, jetzt auf einmal konnte er nicht ohne mich leben. Er hatte sogar theatralisch einen Kniefall gemacht.

Ich blieb hart, denn das kannte ich.

Nun war das Trennungsjahr vorüber. Heute trafen wir uns nach Monaten wieder – beim Scheidungsrichter!

Er sah schlecht aus. Etwas ungepflegt. Doch ich spürte kein Mitleid. Zu sehr hatten wir uns schon voneinander entfernt.

Dann ging plötzlich alles rasend schnell. Unsere Ehe war geschieden.

Ich war endlich frei!

Meine Freundin Lydia, die mich begleitet hatte, fiel mir um den Hals.

„Alles Gute für einen Neuanfang“, sagte sie.

Erst jetzt begriff ich, dass es keine Gemeinsamkeiten mit Kurt mehr gab. Vor-

bei, endgültig vorbei! Eine Last fiel von mir ab. Beschwingt verließen Lydia und ich das Gericht. Mit einer Leichtigkeit, die ich mir bisher niemals zugetraut hatte, ließ ich die zehn Ehejahre einfach zurück. Ich glaubte zu schweben. So musste einem Schmetterling zumute sein, der seinem ersten Flug wagte. Ein absolut gutes Gefühl.

Ich strahlte Lydia an. Sie hakte sich bei mir ein und strebte auf ein Café zu.

„Das muss gefeiert werden", rief sie und lachte mich an.

Wir scherzten und lachten. Ich war einfach nur noch glücklich.

Voller Elan stürzte ich mich am nächsten Tag in meine Arbeit.

In zwei Wochen wollten Lydia und ich gemeinsam ans Mittelmeer in Urlaub fahren. Ich freute mich riesig darauf.

Dann war es soweit. Strahlende Sonne, Palmen und ein wunderbares blaues Meer, so empfing uns Italien. Wie ausgelassene Kinder tummelten wir uns am weißen Strand. Es war herrlich!

Viel zu schnell vergingen die drei Wochen. Ich war voller Tatendrang. Erholt und völlig entspannt, traten wir die Heimreise an.

Doch kaum zu Hause, fühlte ich mich plötzlich schlapp und ausgepumpt.

Wir hatten im Urlaub doch nur gefaulenzt. Was war los mit mir?

Sogar Lydia fiel meine Veränderung auf. Kam jetzt vielleicht der seelische Zusammenbruch?

„Lass dich einfach mal durchchecken", bat Lydia. „Geh zum Arzt!"

„Ach was, das wird schon wieder vergehen!"

Ein vorübergehendes Tief. Die Nachwehen meiner Scheidung. So versuchte ich meine momentane Lustlosigkeit zu erklären.

Es wurde nicht besser. Im Gegenteil. Plötzlich, wie aus heiterem Himmel, durchfuhren meine Brust glühende Nadeln. Ich hatte das unheimliche Gefühl zu verbrennen. Es waren nur Sekunden, aber es reichte, um in Panik zu verfallen. Wahnsinnige Angst überkam mich. Ich wankte etwas benommen ins Bad und starrte in den Spiegel. Ein leichenblasses Gesicht starrte mich an.

Langsam, sehr langsam gewann ich die Fassung wieder.

Die nächsten Tage waren schrecklich. Jedes noch so kleines Zipperlein brachte mich ins Schwitzen. Sofort war die Angst wieder da.

Schließlich schleppte mich Lydia kurzerhand zum Arzt.

Nach einer flüchtigen Untersuchung, er war anscheinend vollkommen überlastet, stellte er mir ein Rezept für irgendwelche Pillen aus.

„Ich kann nichts Ungewöhnliches feststellen“, sagte er wenig interessiert. „Wahrscheinlich eine momentane Schwäche, die bald vorübergeht.“

Brav schluckte ich in der nächsten Zeit die Pillen. Doch die erhoffte Besserung trat nicht ein. Ich wollte nur noch schlafen.

Dann plötzlich! Ich lag gerade in der Wanne, durchzuckte mich erneut dieser wahnsinnig stechende Schmerz. Mein Atem stockte! Ich spürte, wie mein Herz raste. Der Schmerz trieb mir Tränen in die Augen.

Fast wäre ich untergetaucht. Mir wurde übel!

Ängstlich wartete ich auf die nächste Attacke.

Dann, als nichts mehr passierte, quälte ich mich vorsichtig aus der Wanne. Im Schlafzimmer. legte ich mich erst einmal hin. Was war mit mir?

Nach einigen Minuten stand ich auf und rief Lydia an. Sie kam sofort. Weinend fiel ich ihr in die Arme.

„Jetzt ist aber Schluss“, wurde sie energisch, als sie alles gehört hatte. „Wir gehen jetzt sofort ins Krankenhaus.“

Fast gewaltsam schleppte sie mich aus meiner Wohnung. Wenig später saß ich erneut im Behandlungsraum.

„Lydia, bitte“, bat ich. „Geh mit mir zusammen rein. Ich habe Angst!“

Gott sei Dank, dass ich sie hatte.

Der Arzt untersuchte mich. Apathisch ließ ich alles mit mir geschehen.

„Bevor ich Genaues sagen kann, muss ich noch einige Untersuchungen bei Ihnen vornehmen.“ Ich nickte nur. Mein flehender Blick zu Lydia sagte alles.

Endlich war auch diese Prozedur vorbei.

„Die Aufnahmen ihrer linken Brust zeigen leider eine Veränderung des Gewebes“, begann er vorsichtig.

Ich merkte, wie mir plötzlich der Schweiß ausbrach. Natürlich wusste ich, was es bedeuten konnte.

„Bevor ich aber sagen kann, ob es sich bei dem Tumor um gutartiges oder bösartiges Geschwulst handelt, müssten wir eine Probe entnehmen.“

Doch ich war schockiert!

Wie durch eine Nebelwand hörte ich die Stimme des Arztes:

„Es kann alles ganz harmlos sein. Sie müssen nicht gleich das Schlimmste befürchten.“

Aber in meinem Kopf hatte sich schon die Angst festgesetzt.

Krebs, Krebs!

Du hast Krebs, hämmerte es in meinem Kopf.

Wie lange noch?

Plötzlich schossen die Tränen hervor. Ich heulte hemmungslos.

Lydia drückte mich an sich. Gut, dass ich sie hatte. Was wäre ich jetzt nur ohne sie? Langsam beruhigte ich mich wieder.

Es war alles vorbereitet. Man wusste Bescheid. Als ich im Bett lag, schlief ich augenblicklich ein.

„Morgen wird Ihnen die Gewebeprobe entnommen“, sagte der Stationsarzt, als ich endlich erwachte. „Alles ganz harmlos!“

Ich nickte nur.

Am nächsten Morgen, ich hatte bis fünf Uhr durchgeschlafen, erhielt ich eine Injektion. Dann plötzlich riss der Faden.

Jemand tätschelte meine Wange und fragte:

„Wie heißen Sie? Wie ist Ihr Name?“

Mühsam öffnete ich meine Augen. Meine Lippen bewegten sich zwar, aber ich bekam keinen Laut heraus.

„Da sind wir ja wieder“, hörte ich dieselbe Stimme sagen und sah in ein lachendes Gesicht. „Sie haben alles überstanden“.

Lydia war da.

„Na, wie geht es dir?“

„Kaffee“, flüsterte ich noch benommen.

Lydia verließ das Zimmer. Kurze Zeit später erschien sie wieder. In den Händen zwei Becher mit dampfenden Kaffee. Er belebte meine Lebensgeister wieder.

Mitten in diese Idylle platzte der Stationsarzt herein.

„Die Gewebeprobe wurde eingeschickt. Es dauert ungefähr 3 bis 5 Tage, bis wir das Ergebnis haben. Sie können also morgen früh nach Hause.“

Wieder schlief ich wie eine Tote.

Gegen neun Uhr erschien Lydia.

„Du siehst blass aus“, begrüßte sie mich. „Dann wollen wir mal.“ Sie hakte mich ein, ergriff meine gepackte Reisetasche und zerrte mich aus dem Zimmer. Die Papiere lagen bereit.

Lydia setzte mich in meiner Wohnung ab und verabschiedete sich.

Ich war allein. Und was jetzt?

Das noch ausstehende Ergebnis meiner Untersuchung blockierte mein ganzes

Denken. Ich schaltete den Fernseher ein, nur um eine Geräuschkulisse zu haben. Schließlich hockte ich mit angezogenen Beinen auf der Couch und sah auf die Mattscheibe, ohne etwas zu sehen.

Ich schlief ein.

Das Telefon klingelte und weckte mich. Benommen meldete ich mich.

„Hier ist das Kreiskrankenhaus, ich verbinde!"

Ich merkte, wie sich plötzlich alles in mir zusammenzog. In meinem Kopf dröhnte es. Nur jetzt nicht schlapp machen.

„Dr. Lauer", hörte ich, wie durch eine Nebelwand die Stimme des Arztes. „Spreche ich mit Frau Weber, Eva Weber?"

Ich flüsterte fast:

„Ja, hier ist Eva Weber."

„Ihr Befund ist da, können Sie in einer Stunde beim Professor sein? Er will Ihnen die Nachricht persönlich übermitteln."

Mehr, als ein ersticktes Ja brachte ich nicht zustande.

Mit zitternden Fingern wählte ich die Nummer von Lydia. Als sie sich meldete, bat ich um ihr Kommen.

„Oh Gott", betete ich laut. „Hilf mir!"

Es klingelte. Lydia?

Ich hetzte zur Tür. Heulend lag ich in ihren Armen. Stockend erzählte ich ihr von dem Anruf.

„Es wird alles gut", sagte sie tröstend.

Wir fuhren ins Krankenhaus. Der Professor erwartete uns.

„Da sind wir ja wieder", sagte er strahlend.

Mir war nicht zum Lachen zumute.

„Tja, eine freudige Nachricht", kostete er die gute Botschaft voll aus. „Die Geschwulst in ihrer linken Brust ist nicht bösartig. Na, was sagen Sie jetzt?"

Ich begriff nicht.

„Du bist gesund", sagte Lydia und drückte freudestrahlend meinen Arm.

Ohne jede Vorwarnung heulte ich los.

Kein Krebs! Danke Gott! Es war ein Wunder!

„Aber wir sollten den Tumor auf jeden Fall entfernen. Er drückt auf irgendeinen Nerv und verursacht die Schmerzen."

Ich begriff nur, dass ich kein Krebs hatte. Dankbar ergriff ich die Hand des Professors, quetschte sie und verließ mit Lydia das Zimmer.

Wieder hatte ich das Gefühl zu schweben, wie nach der Scheidung. Es war herrlich.

„Du hebst gleich ab“, freute sich Lydia.

„Ja, ich könnte fliegen“, sagte ich glücklich.

Lydia tupfte mir eine Träne von der Wange und sagte lachend:

„Können Schmetterlinge eigentlich weinen?“

Portrait



Ulrich B. L. Czelinski, Sande, geb. 1938, verheiratet, fünf Kinder

E-Mail: u.czelinski@freenet.de
Internet: www.ulrichczelinski.de

Seit einer Krankheit 1995 ist er gelähmt und sitzt seitdem im Rollstuhl. Da auch seine Stimme zum Teil von der Lähmung befallen ist, versucht er mit Hilfe des Schreibens zu kommunizieren und seine Gedanken mitzuteilen. Er konnte so schon drei Gedichtbände und zwei Kriminalromane veröffentlichen.

Winfried Dinter
Das Geheimnis

„Das macht doch alles keinen Sinn mehr, keinen Sinn...“ – so sprach Alois P., Postbeamter in F., immer wieder vor sich hin, während er den langen, breiten Weg, der durch den Wald zu seiner Lieblingsbuche führte, entlang ging. Mit festem Schritt ging er, als hätte er es eilig. Es war erst früh am Morgen, die Sonne leuchtete durch die frühherbstlich bunt gefärbten Blätter, und ein leichter Wind strich Alois durch seinen weißgrauen Haarkranz.

Einmal blieb er zögernd stehen, und er bemerkte ein leichtes Zittern in seinen Händen.

Dann ging er wieder entschlossen weiter.

Alois versuchte, nicht nach rechts noch links zu blicken, „Nur immer geradeaus“, murmelte er leise, und mit einer Handbewegung gab er sich selbst die Richtung an.

Auf der Kuppe des Hügels angelangt, da, wo sein Lieblingsbaum stand mit den starken, glatten Ästen, unter dem er schon so oft gesessen hatte an warmen Sommertagen, da hielt er noch einmal inne, schaute auf die bunt glitzernde Stadt hinunter und verachtete alles, was ihm jemals begegnet war.

„Ihr Leutseligen, Ihr Armseligen, Ihr Lügner und Verräter, die Ihr alle da unten Euer schmutziges Handwerk tut, Ihr werdet Euch noch wundern!“

Und, als ob dieses noch nicht genug wäre, setzte er hinzu: „Bereuen werdet Ihr, bereuen... Ihr werdet euch wundern, ja wundern...“.

Dann verstummte Alois P.

Er setzte seinen kleinen Rucksack auf den Boden, nahm das dünne Seil heraus und lächelte.

Er war sich seiner Sache sicher.

Vier Meter, das würde reichen. Er ließ das Seil sanft durch die Hände gleiten, zog kräftig daran, ob es auch halten würde, und lächelte wieder.

Ein Eichelhäher oben im Baum gab seinen krächzenden Kommentar. Alois nahm einen Stein auf und warf nach ihm, und der Häher flatterte schimpfend davon.

Alois seufzte leise. Nun konnte er sich endlich als den annehmen, der er wirk-

lich war. Er war ein einfacher, kleiner Postbeamter, ein wenig beliebt, ein wenig verachtet, und kaum beachtet. Lange hatte er seine Gefühle unterdrückt, weil er der Überzeugung war, er würde sonst nicht geliebt werden von seinen Mitmenschen. Wie zum Beispiel von Elfriede.

Jetzt wurde es heller in seinem Gesicht. Doch bald schaute er wieder sehr grimmig drein.

Alois hielt das Seil in der einen Hand, nahm mit der andern eine Schere, schnitt es genau in der Mitte durch und lächelte wieder – aber diesmal anders.

Er nahm die beiden Teile des Seils, kletterte auf den Baum und befestigte sie an dem nächsten starken Ast. Dann griff er nach dem mitgebrachten dicken Stock, verknüpfte diesen mit den unteren Enden der hängenden Seilstücke und setzte sich darauf.

Alois stieß sich mit den Füßen ab und begann langsam zu schaukeln. Er schaukelte immer schneller, und bald schaukelte er so wild, wie er in seinem ganzen Leben nicht geschaukelt hatte. Sein lautes Lachen hallte durch den ganzen oberen Wald, und mit schriller Stimme rief er immer wieder in die Stadt hinunter:

„Haha, und nein und nochmals nein! Das Postgeheimnis verrat ich nicht!! Mein geliebtes Postgeheimnis! Freiheit, Freiheit! Es lebe die Post!“

So war lange noch, bis in die Nacht hinein, das Rufen des Alois P., im Wald zwischen F. und Sankt V., zu hören. Doch kaum einer wunderte sich darüber.

Portrait

Winfried Dinter, Freiburg i. Br.

Geboren 1947 in Wanne-Eickel, hinausgewandert nach Berlin, hinabgewandert in den Schwarzwald, am Leben in Freiburg in Breisgau.

Er bleibt dran und schreibt. Und immer wieder Hoffnung im Untergang, wie gerade auch jetzt.

Ingrid Dressel
Der BMW

Beim ersten Treffen mochte sie ihn nicht. Es ging nur um ihn – er war so dunkel und arrogant in seiner Art – irgend etwas an ihm machte sie traurig, unglücklich...

Sie hatte nichts zu verlieren und begann die Beziehung mit ihm.

Er, wohlhabend, ein großer, stattlicher Mann, jung aussehend, sportlich – sie, klein und mollig, zurückgezogen und vom Leben gezeichnet, aber künstlerisch und geistig sehr aktiv und gebildet.

Er machte ihr klar, dass ER, verwöhnt, eingebildet und eitel, wie er war, etwas ganz Besonderes darstellte. Er glaubte es einfach.

Mit seiner ihn von klein auf verwöhnenden Mutter bewohnte er ein großes Haus in einem Luxus-Stadtteil. Er nannte es „mein Anwesen".

Sein Denken bezog sich darauf, wie reich er doch sei, und dass er sich alles erlauben könnte. Und ständig sexuell aktiv sein zu wollen, bereitete ihm eine gewisse dekadente Art von Anerkennung und Bestätigung.

Nach einer Weile begann sie, sich an diese Denkweise zu gewöhnen, und tat alles, um ihm zu gefallen. Warb um ihn mit Gedichten und Schmeicheleien, färbte sich ihr Haar, versuchte es mit sexy Kleidung und Dessous. Er war ihr Prinz, aus welchem Grund auch immer, und er erschien ihr als das Beste, das sie jemals kennen gelernt hatte. Ihm gegenüber verblassten alle Verehrer, er war ihr GOTT, der Maßstab des Lebens und ihres eigenen Selbst.

Sie überforderte ihn mit diesen Erwartungen – und immer wieder antwortete er mit der Distanz, die seine Arroganz und Eitelkeit hervorbrachte:

Sie genüge ihm nicht, in ihrem Aussehen, mit ihrem Leben und Lebensstil, in ihrer materiellen Armut, in ihren Fähigkeiten und in ihrer psychischen Struktur. Immer wieder hielt er ihr ihre Unzulänglichkeiten vor Augen, immer wieder zeigte er ihr, dass SIE es in seinen Augen nicht SEI, er sich aber noch eine Weile herablasse, sie zu dulden.

Sie kämpfte, erfand Argumente, die ihn aus der Reserve locken sollten, engagierte sich in seinem Leben, provozierte ihn ins Unermessliche – er wand sich intelligent und geschickt heraus und gab ihr die Schuld am Scheitern der Beziehung.

Sie war ein Nichts in seinen Augen – und langsam begann sie, sich selbst auch

so zu sehen.

Für sie ging es nicht mehr darum, ihm zu gefallen. Es ging um ihr letztes bisschen Stolz und Selbstachtung, das ihr trotz aller Demütigungen noch geblieben war.

Er schielte ständig nach anderen Frauen, flirtete kräftig und eröffnete ihr, dass er die „Richtige“ noch nicht gefunden habe. Was war sie? Ein Übergang?

Eines Tages kamen sie mit seinem Sport-BMW von einem Seeurlaub zurück und tankten neben einem Autohaus, in dem nur BMW-Sportwagen ausgestellt waren. Sie stieg aus, betrachtete die schönen Autos und dachte, mit seinen Augen: – So ein toller Sportwagen passt ja gar nicht zu mir… – Sie beobachtete ihn aus der Entfernung, wie er seinen BMW tankte, wie er sich beim Tanken die Augen ausstarrte nach einer jungen hübschen Blondine, die neben ihm einen von diesen kleinen Sportflitzern tankte, und dachte:

DAS IST ES, WAS ER WILL!!!

Er will den Schein, Geld, verbunden mit Schönheit, Spaß – oberflächlicher Spaß. Und ganz viel Sex. Das ist für ihn der Sinn des Daseins.

Langsam entfernte sie sich von der Tankstelle. Sie ging durch den Abend die leere Straße entlang zu ihrer kleinen 2 ½ Zimmer-Wohnung. Mit einem Mal ging sie schneller. Immer schneller. Nur WEG, WEG! Sie rannte durch die Nacht. Nichts mehr von diesen Demütigungen! Nicht mehr diese Verletzungen! Kein enttäuschter Traum! Sie rannte und rannte… Nur nach Hause… In ihre kleine, gemütliche Dachgeschosswohnung… Sie hastete die Treppen hinauf und öffnete die Tür. „Gewohntes Heim, wie bist du mir nahe…“. Sie atmete tief durch – und ein Gefühl der Erleichterung überkam sie. Sie war angekommen… Bei sich selbst.

Ingrid Dressel, Bochum

Andreas Erdmann
Aufbruch

Auf! Auf, ihr Poeten,
den Anker gehievt
und die Segel gesetzt!
Wir fahren hinaus
auf die Sprachsee.

Poesie ist ein Boot,
von jeher berufen,
Menschen zu fischen, –
Gekenterte, die,
von Worten umwogt
und gepeitscht
von den Stürmen der Zeit,
in den Sprachfluten
treiben.

Poesie liest sie auf
dass sie nicht in die Schlünde
des Schweigens
abtauchen
und im Verstummen
ertrinken.

***Portrait**: siehe oben: Prosa Platz 5*

Kathrin Faller
Trümmer und Staub

In dem Moment, als es geschah, glaubte Kim, die Hölle hätte sich aufgetan, um sie zu verschlingen. Den ganzen Tag hatte sie bereits diese Unruhe gespürt, aber damit hatte sie nicht gerechnet. Alles um sie herum explodierte plötzlich. Und das nicht im übertragenen Sinne.

Zuerst hatte die Druckwelle die Fenster gesprengt und Glassplitter auf die Schüler gesprüht, dann flogen plötzlich Brocken der Mauern an ihr vorbei. Ein grell-blendendes Licht raubte ihr die Sicht, sie hörte jemanden schreien.

Dann war alles schwarz.

Der Gestank war das erste, was sie wahrnahm. Der Gestank von geschmolzenem Metall und Glas, Blut, Staub und verbranntem Fleisch kratzte in der Kehle und reizte zum Husten. Ihr wurde übel. Sie versuchte sich abzustützen, um sich auf den Bauch zu rollen, aber irgendein massives Gewicht drückte auf ihren Körper und hielt sie an Ort und Stelle. Erst nach ein paar Sekunden sinnlosen Tastens fiel Kim auf, dass sie die Augen geschlossen hielt, anstatt sich mit ihnen zu orientieren. Vielleicht weil sie Angst vor dem hatte, was sie sehen könnte?

Erst sah sie so gut wie gar nichts. Ein dicker, undurchdringlicher Nebel schien sich über ihr Blickfeld gelegt zu haben. Bunte Flecken blitzten vor ihren Augen. Ganz langsam erkannte sie Stellen flackernden Lichts, Trümmerhaufen, aus denen noch zerbrochene Stühle und Tische, Plastikteile, halb verbrannte Rucksäcke und Umhängetaschen ragten. Als sie den Kopf weiter verdrehte, blickte sie direkt in Natalia‘s leer gewordene Augen. „Nat-“ setzte sie an, ehe ihr klar wurde, dass die Klassenkameradin ihr nicht mehr antworten würde. Auch die anderen in diesem Gebäude, oder was davon übrig war, würden es nicht mehr. Wieder begehrte ihr Magen auf und sie konzentrierte sich schleunigst auf das Gewicht auf ihrem Körper. Einem stark schmerzenden Körper, wie ihr plötzlich auffiel. Einige große Mauerstücke hatten sie unter sich begraben. *Und ich lebe noch?* dachte sie verblüfft. *Dann hat Damian doch nicht übertrieben… von wegen Regenerationsfähigkeit und so… muss ich ihm später unbedingt erzählen.*

Wie lange sie brauchte, um sich unter den Teilen hervor zu wühlen, zeigte ihr, wie lädiert ihr Körper war, obwohl sie noch nicht mal mit Sicherheit sagen konnte, was für Verletzungen sie sich eingehandelt hatte. Teilweise waren die

Trümmer fast zu schwer um sie anzuheben, weswegen sie sich kaum bewegen konnte. Schweiß und Blut vermischten sich auf ihrem Gesicht. Wo blieben die verdammten Rettungsmannschaften? Bei so einer gewaltigen Explosion mussten sie doch in Scharen angerast kommen. Polizei, Feuerwehr, Bombenspezialeinheiten, – von ihr aus auch SWAT! Hauptsache, es kam bald jemand, der ihr diese Steine vom Hals schaffen würde! Wenn sie sich wenigstens auf den Bauch drehen könnte. Es wäre viel einfacher, sich mit den Armen abzustützen und das Hauptgewicht ihrer Last auf dem Rücken zu tragen. Endlich, nach einer Ewigkeit, in der sie zwecklos hin und her gerutscht war, schaffte sie es. Danach ging es leichter, auch wenn sie das Gefühl hatte, ihr Körper würde entzwei brechen vor Anspannung. Irgendwie, sie wusste selbst nicht wie, lag sie plötzlich keuchend und erschöpft neben dem Schutthaufen. Kim wusste, dass Natalia direkt neben ihr liegen musste, aber sie sah nicht hin und versuchte, ihren Atem und Pulsschlag auf ein normales Level zu bringen. Schließlich zwang sie sich aufzustehen und ihre Wunden zu untersuchen. Sie war von oben bis unten mit Staub, Dreck und Blut verkrustet, aber sie schien nicht allzu schwer verletzt zu sein. Einige Schürf- und Platzwunden, nichts besonderes.

Na ja. Wenn man von der abgebrochenen Metallstrebe absah, die sich kurz über dem Hüftknochen durch ihr Fleisch gebohrt hatte. *Kein Wunder, dass es die ganze Zeit so weh getan hat,* dachte sie. Vorsichtig betastete sie den Bereich um die Eintrittswunde. Zum Glück hatte der Stab kein lebenswichtiges Organ getroffen. *Sonst wäre das mit der Heilung ein bisschen schwieriger geworden…* flachste sie mit sich selbst, während sie behutsam die Hand um das Metall schloss und die Lippen zusammenpresste. Mit einem einzigen Ruck riss sie den Gegenstand heraus, um gleich darauf, nach Luft schnappend auf die Knie zu fallen. *Oh fuck, oh fuck, oh fuck!* sagte sie sich gedanklich im Takt der schmerzhaft pulsierenden Wunde vor. Es begann sich heiß anzufühlen, und die Muskeln an dieser Stelle zuckten. Sie musste nicht hinsehen um zu wissen, dass sich die Wunde langsam von selbst zu schließen begann. Nicht mal eine Narbe würde in ein paar Stunden zu sehen sein. Sie hatte das damals nicht erwartet, aber sie war doch froh, dass Damians Versprechen sich als wahr herausstellte. Sonst wäre sie jetzt vermutlich tot gewesen. So wie ihre Klasse.

Sie ließ den Blick kurz über die zerstörte Umgebung gleiten und kletterte über die Trümmer aus dem, was noch von dem Schulhaus übrig war. Es war unwahrscheinlich, dass noch jemand am Leben war, und den Rest konnte auch die

Polizei erledigen. Ihre Hände zitterten vor Schwäche.

Erst als sie durch die verkokelten Reste der Wand, in der sich die Tür befunden hatte, gekrabbelt war, merkte sie, was an ihrer Überlegung falsch gewesen war. Ihre Beine gaben nach. Minutenlang - vielleicht sogar Stunden – lag sie reglos auf den Knien und starrte mit weit geöffneten Augen um sich. Ihre Lippen zitterten. Ein leichter Wind kam auf, blies ihr Staub und ihr eigenes Haar ins Gesicht. Gestern noch hatte sie sich pinke Strähnen in ihre dunkle Mähne gefärbt und sich so darüber gefreut. *Völlig umsonst,* schoss ihr jetzt unsinnigerweise durch den Kopf. Warum dachte sie jetzt so etwas? Sie schüttelte den Kopf, schlug mit der Faust probehalber auf den Boden, kniff sich kurz in den Arm. Es war real. „Heilige Scheiße… nein“ flüsterte Kim heiser und merkte dabei nicht, dass sie laut gesprochen hatte. „Nein. Das kann doch einfach nicht sein.“ Ihre dunklen Augen waren vor Schock fast schwarz, ihre Blicke wanderten immer noch fassungslos über die Umgebung.

Der Wind strich heulend über die Gebäude hinweg. Genauer gesagt, über die Überreste der Gebäude, die hier einst gestanden hatten. Die gesamte Stadt war zerstört. Alles, so weit das Auge reichte. Und Kim saß mittendrin. Allein.

Sie brauchte etwas mehr als vier Stunden, bis sie in eine Straße einbog, von der sie glaubte, es wäre die, die zum Haus ihrer Eltern führte. Ein Grund dafür war, dass sie ziemlich lange fassungslos auf dem Boden gesessen hatte, von Weinkrämpfen geschüttelt, mit jagenden Gedanken. Gedanken an ihre Familie und Freunde, von denen sie nicht wusste, ob sie noch am Leben waren. Der zweite war, dass sie ja schlecht mit der U-Bahn fahren konnte, wie sie es sonst immer getan hatte, und ihr der Fußweg nahezu gänzlich unvertraut war. Noch dazu sah alles ganz anders aus als vor der Explosion. Es gab fast keinen Orientierungspunkt mehr. Alle Gebäude, an denen sie vorbei gegangen war, waren zumindest zur Hälfte in sich zusammengefallen gewesen. Viele Bruchstücke versperrten die Straßen, die selbst gesprungen, voller Risse und vieler Spalten waren. Mancherorts hatte sie über die Trümmer klettern müssen, weil sie wegen der Krater in der Erde nicht darum herum hatte gehen können. Der Marsch durch die Geisterstadt hatte sie erschöpft. Sie hatte Hunger und Durst, ihre Hände zitterten, aber zumindest waren ihre Wunden schon zu Narben verblasst. Der Schaden, den ihre Seele genommen hatte, war jedoch schwieriger auszugleichen. Die Zerstörung mit anzusehen, der ihre Heimatstadt ausgesetzt

worden war, raubte ihr fast die ganze Kraft. Früher war ihr Zuhause eine Millionenstadt gewesen. Doch sie hatte keine Überlebenden gesehen. Nur Trümmer, Staub, entwurzelte Bäume in den Grünanlagen, brennende, zerstörte Autos, Glassplitter und Leichen. Die Scherben einer ganzen Zivilisation. Bis auf das Stöhnen des Windes, der von Tod und Zerstörung zu erzählen schien, dem Lärm, wenn ein Teil der übrig gebliebenen Häuser zusammenbrach und dem Prasseln eines Feuers, an dem sie vorbei kam, war kaum etwas zu hören. Ab und zu das Ächzen von Stein oder Holz. Ein Knirschen, wenn sie über Glassplitter ging. Sonst nichts. Die Stille ängstigte und verunsicherte sie noch mehr, schien ihr zu folgen und sie einzukreisen wie ein Rudel Raubtiere. Es wäre ihr irgendwie falsch vorgekommen, ihren I-Pod anzuschalten, um sich damit zu bedröhnen, obwohl sie ihn in der Hosentasche hatte und er sogar noch funktionierte. Außerdem musste sie ihre Umgebung hören können, denn ihre Ohren waren oft eine bessere Warnung vor einem fallenden Stück Mauer, als ihre Augen. Aber dieses Leichentuch des Schweigens, das über der Stadt hing, trieb sie in den Wahnsinn. Deswegen hatte sie leise begonnen zu singen, wie sie es früher gemacht hatte, wenn sie etwas aus dem Keller hatte holen müssen. Es war nicht wichtig, was sie sang, sie war sich dessen nicht mal bewusst, nur das Auf und Ab ihrer Stimme in den Ohren war wichtig.

Und in Gedanken war sie ständig bei ihren Leuten gewesen. Die Angst hatte sich so tief in ihr Fleisch gekrallt, dass es schon körperlich schmerzte. Manchmal hatte sie stehen bleiben müssen, weil sie bei der Vorstellung, dass sie alle tot sein könnten, nicht mehr atmen konnte. Kim versuchte die Panik zur Seite zu schieben und sachlich zu denken, damit sie den Heimweg irgendwie schaffte. Die Freunde in der Stadtmitte hatten vermutlich keine Chance gehabt. Aber in den Außenbezirken der Stadt, die Viertel zum Stadtrand hin… Vielleicht war die Zerstörung dort nicht so schlimm. Jedenfalls glaubte sie nicht, dass die Wirkung der Bombe, – es war doch eine Bombe gewesen? –, so groß war. Ihr Zuhause lag im Randbezirk der Stadt. Außerdem war Freitag. Und da gingen ihre Eltern immer früher von der Arbeit nach Hause. Vermutlich waren sie zum Zeitpunkt der Explosion schon daheim gewesen. Sie würde nach Hause kommen und ihre Eltern würden da sein. Ihr Dad reagierte immer sehr überlegt, wenn etwas Schlimmes passierte, er würde Mom aus der Wohnung gehetzt haben und mit ihr auf die andere Straßenseite gelaufen sein. Dort war ein großes freies Gelände, er würde gewusst haben, dass sie dort vor umher fliegenden Teilen sicher waren.

Und vielleicht war es ja gar nicht so schlimm gewesen, sagte sie sich. Plötzlich kam ihr der Gedanke, dass ihr Kater vermutlich in der Wohnung zurück geblieben war. In solcher Panik, würde niemand an ihn gedacht haben. Ein schmerzhafter Schauer der Angst und des Bedauerns durchrieselte ihren Körper. Kleiner dummer Mr. Toffee. Vermutlich hatte er sich irgendwo verkrochen bei der Erschütterung und dem Lärm und war eingeschlossen worden. Andererseits sagte man doch, dass Tiere solche Ereignisse vorher schon spürten. Doch traf das nicht eher auf Erdbeben und Naturkatastrophen zu? Trotzdem. Vielleicht war er ja einfach rausgerannt. Vielleicht war ihr Haus auch gar nicht zusammengebrochen. Es war ja nicht sicher, was in ihrem Viertel passiert war. Ihre Gedanken waren weiter gerast, zu ihren anderen Freunden. Vielleicht hatten es ja auch Patricio und Alex geschafft, sie wohnten immerhin in einem der äußersten Viertel der Stadt. Dann hatten ihre Gedanken Damian erreicht. Rein theoretisch konnte ihm nichts passiert sein. Immerhin war ihr ja auch nichts passiert. Ihre Hand tastete unwillkürlich nach der Stelle, an der sie von der Metallstange durchbohrt gewesen war. Ohne das, was er mit ihr gemacht hatte, wäre sie wie jeder andere Mensch gestorben. Und Dam war stark und zäh. Wahrscheinlich hatte er nur ein paar Verletzungen davongetragen, die inzwischen auch verheilt waren. Wenn sein Zuhause eingestürzt war, war er vermutlich stinksauer, dass seine Gitarre jetzt kaputt war. Mit einem Stich des schlechten Gewissens dachte sie auch an seine Familie. Hoffentlich hatte er es geschafft, ihnen zu helfen... Aber warum zur Hölle, konnte sie ihn nicht spüren? Seit der Veränderung durch ihn hatte sie ihn immer spüren können. Seine Anwesenheit, seinen Geist. Wie ein hell brennender Funke in einem Winkel ihres Bewusstseins. In den Sekunden vor der Explosion hatte sie ihn noch wahrgenommen. Jetzt aber war da nichts. Wieso? *Er kann gar nicht tot sein*, hatte sie sich selbst gesagt. Vielleicht war durch das alles ihre übernatürliche Wahrnehmung durcheinander geraten. Wahrscheinlich gab es hundert verschiedene Gründe dafür, dass sie ihn nicht spüren konnte. *Er ist viel stärker als ich. Und er hat einen siebten Sinn für anstehende Katastrophen. Irgendwie wird er sich in Sicherheit gebracht haben.* Sie wagte nicht einmal zu denken, was es noch für Möglichkeiten geben konnte. Nicht einmal vor sich selbst konnte sie sich eingestehen, dass ihm möglicherweise das zugestoßen war, dem sie selbst knapp entkommen war. Die Metallstrebe hatte ihre lebenswichtigen Organe knapp verfehlt. Blieb ein Gegenstand in ihnen stecken, konnte sich das Gewebe nicht wieder aufbauen. Erst wenn er

herausgezogen war, heilte der Körper an dieser Stelle.

Aber das konnte nicht sein. Damian war die stärkste Person, Mensch konnte man ja kaum sagen, die sie je getroffen hatte. Sein Tod wäre ein Verstoß gegen sämtliche Naturgesetze.

Sie hatte den Gedanken daran gewaltsam abschütteln müssen. Sie würde nach Hause gehen, feststellen, dass es ihren Eltern gut ging, und dann würde sie sich auf den Weg in sein Viertel machen. Sie würde ihn dort finden und sehen, dass es ihm gut ging. Und dann würde sie darüber lachen, dass sie auch nur in Betracht gezogen hatte, ihm könnte etwas geschehen sein. Ganz genau.

An der Ecke, bevor sie auf den Weg zu ihrem Haus einbog, war die Tankstelle. Überrascht und erleichtert stellte sie fest, dass sie größtenteils noch unversehrt zu sein schien. Da sie dringend Lebensmittel, Wasser und auch Zigaretten brauchte, und mit der leisen Hoffnung, dass es dort vielleicht sogar Überlebende geben könne, ging sie über die rissige Straße.

Als Kim kaum zehn Minuten später zurück kam, hielt sie eine prall gefüllte Plastiktüte in der Hand, gefüllt mit allem, was sie als notwendig erachtete. Doch ihr Gesicht war weiß vor Schreck und Enttäuschung. Es gab keine Überlebenden. Sie zwang sich, an ihre Eltern zu denken. *Beeil dich,* ermahnte sie sich. *Die Zwei werden schon außer sich sein vor Sorge.* Einen Augenblick musste sie lächeln bei der Vorstellung, wie ihre Mom sie anschnauzte, weil sie über ihr Handy nicht erreichbar gewesen war. Doch das Handy lag in ihrem Rucksack in den Überresten der Schule.

Ihr Herz flatterte aufgeregt, als sie die Straße entlang eilte. Sie konnte es kaum erwarten ihre Familie zu sehen. Wie erleichternd wäre es, sie zu sehen. Endlich die Gewissheit zu haben, dass alles ok war. Die Hoffnung trieb sie voran und lies sie immer schneller laufen.

Als sie um die Ecke kam, stolperte sie vor Schreck und kam schließlich taumelnd zu stehen. Wo einst das Haus gestanden hatte, in dem sie ihr ganzes Leben gewohnt hatte, war jetzt – nichts. Ein riesiger Haufen Stein, Dachziegel und Metall. Der Garten war vollkommen platt gemacht worden. Unwillkürlich stiegen Kim Tränen in die Augen. Der Garten war der ganze Stolz ihres Vaters gewesen. Ein paar bunte Blüten schauten noch zwischen den Steinen und Glassplittern hervor. Langsam setzte sie die Tüte ab und ging auf die Mauerreste zu. Sie sah nichts vertrautes, roch den von Staub überlagerten Geruch von Blut. Die

Nachbarn aus den oberen Geschossen mussten noch im Inneren gewesen sein, als das Haus einstürzte. Schmerz pulsierte in ihrer Brust. Aber wo waren ihre Mom und ihr Dad? Sie hatte erwartet, dass sie im Garten bleiben würden, vielleicht die Trümmer nach ihren Sachen durchsuchen würden. „Mom?“, rief sie und drehte sich dabei um sich selbst. „Dad? – Wo seid ihr?“ In ihrer Umgebung bewegte sich nichts. Nur ein Stofffetzen wehte in der warmen Spätsommerbrise. „MOM?? DAD!!“ Kim rief lauter, begann durch den Garten zu laufen. Umkreiste die Reste des Hauses. „MAMA!!“ Ihre Stimme kippte. Sie rannte über die Straße, stolperte auf das Feld. Sie mussten hier sein! Mit Sicherheit waren sie hierher gelaufen! Auch hier war die Erde stellenweise aufgebrochen und eingestürzt. Hastig irrte sie zwischen den Kratern umher. „PAPA!!“ Weit und breit niemand zu sehen. „MOOOM!!! DADDY!! SAGT WAS!!“ Ihr Atem ging immer schneller. Irgendetwas in ihrer Brust tat weh. Sie stolperte immer öfter. Vielleicht hatte sie etwas übersehen. Sie waren vielleicht noch im Hof zwischen den Häusern, die zu ihrem Wohnkomplex gehörten. Kim machte auf dem Absatz kehrt und rannte zurück. Ihre Stimme war heiser. „MAMA!! PAPA!!“ Sie rannte zwischen den Häusern hindurch. Alle waren zusammengefallen, wie Kartenhäuser. Der Hof jedoch war noch einigermaßen intakt. Sogar die kleine Schaukel stand noch. Sie blieb immer wieder stehen, drehte sich einmal um sich selbst und suchte alles mit den Augen ab. Immer wieder rief sie. Lief in die eine Richtung. Lief in die andere. Sie mussten hier irgendwo sein. Wahrscheinlich waren sie verletzt. Sie rannte zurück. Wühlte in den Überresten der Nummer 73, wo sie schon immer gelebt hatte. Die meisten Teile waren zu schwer um sie anzuheben. Sie rief weiter. Hörten sie sie denn nicht? Wo war ihre Mama? Wo war ihr Papa? Die letzten Reste der Beherrschung verschwanden. Panik übermannte sie, lies sie so lange gegen die verfluchten Trümmer anrennen und in ihnen graben, bis ihre Hände zerschunden und blutig waren, die Fingernägel abgesplittert, die Haut aufgerissen. Tränen hinterließen Spuren im Schmutz auf ihrem Gesicht, tropften auf ihre Hände, vermischten sich mit ihrem Blut. Sie suchte weiter. Weiter. Sie rief. Immer wieder. Und wieder und wieder… Niemand antwortete.

Sie kam nicht durch die Trümmer. Sie waren einfach zu schwer. Selbst für die Kraft, die sie inzwischen besaß. Wut, Panik, Verzweiflung wechselten sich in ihrem Inneren ab. Und irgendwann… Resignation. Nur noch dumpfe Leere. Schmerz.

Die Sonne sank langsam gegen den Horizont. Ihre blutigroten Strahlen streu-

ten sich über die Überreste ihrer Welt. Kim kletterte von dem Schutthaufen. Taumelte aus dem Garten auf die Straße. Sah sich um. Rief mit verzerrter Stimme nach ihren Eltern. Dann sank sie in sich zusammen. Lies sich auf die Straße fallen, rollte sich zusammen. Tränen strömten über ihr Gesicht und netzten den Straßenstaub. Ihre Eltern würden nicht antworten. Nie wieder. Ihre Mom würde sie nie mehr anschnauzen, weil sie auf dem Handy nicht zu erreichen war. Sie würden nie das Essen brauchen, das sie besorgt hatte. Warum? Weshalb ihre armen Eltern, die immer gut gewesen waren? Der Rest der Welt ok, aber warum ihre Familie? Der Schmerz war überwältigend. Und sie? Warum war sie noch am Leben, wenn ihre Eltern nicht mehr da waren? Irgendwann schwanden alle Gedanken. Und sie empfand nur noch diese Leere, in der sich der Schmerz ausbreitete, wie Farbe im Wasser. Dumpfe, unerträgliche, bittere Leere. Denn ihre Eltern waren tot.

Sie stand erst wieder auf, als ihr Durst so stark geworden war, dass sie glaubte, es keine Sekunde länger auszuhalten. Desorientiert stolperte sie zurück in den Garten und kramte in der Plastiktüte nach den Wasserflaschen. Kim trank so gierig, dass ihr das Wasser übers Kinn tropfte. Schließlich ließ sie sich neben der Tüte ins Gras fallen, starrte eine Weile vor sich hin und holte irgendwann die Zigaretten raus. Ihre Hände zitterten, als sie sich Feuer gab. Dann rollte sie sich auf den Rücken und starrte in den Nachthimmel.

Die Stromversorgung war zusammengebrochen. Es gab keine Straßenlaternen, keine Neonreklamen, keine Scheinwerfer, die den Himmel erleuchteten. Absolute Stille, absolute Dunkelheit, nur der Sternenhimmel weit über ihr. Ihr Vater hatte ihr einmal erklärt, dass man in der Stadt die Sterne nicht so gut sehen konnte wie auf dem Land, weil alles immer so hell erleuchtet war. Damals war ihr das verdammt egal gewesen. Aber... *Er hatte Recht...* Die glühenden Lichtpunkte in der schwarzen Ewigkeit. Verglüht, sterbend, tot, bevor man sie hier sah. Wieder traten ihr die Tränen in die Augen und sie zog hastig an ihrer Zigarette, bevor die Gefühlswelle sie überrannte. *Große Göttin, bitte mach, dass ich nicht das einzige Wesen bin, das heute Nacht zu den Sternen aufschaut,* bat sie im Stillen. *Und bitte, nimm meine Eltern bei dir auf. Schenke ihnen Frieden. Lass sie wissen, dass ich sie liebe...* Sie wischte sich über die Augen und atmete ein paar Mal tief durch, ehe sie fortfuhr. *Sag ihnen, dass ich gern eine bessere Tochter gewesen wäre. Sag ihnen, dass es nicht ihre Schuld war, wie ich geworden*

bin! Und, dass ich das alles nur getan habe, um unsere Familie zu schützen!! Es ist nicht ihre Schuld!! Es tut mir so leid!! Sie schlug die Hände vor's Gesicht, als wollte sie sich vor der Dunkelheit und der Welt abschotten. Ihre Schultern zuckten, doch als sie nach Minuten die Hände sinken ließ, waren ihre Wangen trocken. Vielleicht konnte man nur über einen bestimmten Zeitraum weinen. Vielleicht war sie inzwischen fast ausgetrocknet…?

Es gibt so vieles, was ich Euch noch zu sagen habe… so vieles, was ich nie erklärt habe… Wenn Ihr nur wüsstet, wie sehr Ihr mir fehlt! Und dabei hab ich mich heut früh noch so über Euch Nervensägen aufgeregt! Ich wünschte, ich hätte noch einen Tag, – nur einen Tag – , um Euch und Dam zu sagen, wie viel Ihr mir bedeutet! Sie holte zitternd Luft und zündete sich noch eine Zigarette an. Zu ihrer Erleichterung, hatte sie auf dem Herweg wenigstens dran gedacht, zwei Dosen Jacky-Cola einzupacken. Als der erste Schluck ihre Kehle hinunter rann, wusste sie zwar, dass zwei mickrige Dosen in dieser Nacht keinesfalls reichen würden, aber es war besser als nichts.

Besser als daran zu denken das sie weder ihre Familie, noch ihre Freunde je wieder sehen würde. Besser als daran zu denken, dass sie vielleicht die letzte lebende Seele war. Besser als daran zu denken, dass sie auch Damian nicht wiedersehen würde.

Sie ließ sich tiefer in sich selbst sinken. Registrierte nicht, in welchen Abständen sie trank, wie oft sie eine Zigarette an den Mund führte. Blendete das Wispern des Winds, das Rascheln der Blätter aus, das Miauen einer Katze im Hintergrund. Stille. *Moment mal.* Ruckartig setze sie sich auf. *Eine Katze?!* Noch einmal ein Maunzen, dann huschte ein kleiner Schatten mit reflektierenden Augen auf sie zu. Sie verstand immer noch nicht, was sie da vor sich hatte, als Mr. Toffee bereits jämmerlich maunzend, seine Pfoten gegen ihre Knie stemmte. Eine Ewigkeit lang starrten sie sich an. Der kleine gestreifte Kater mit dem staubigen Fell, von oben bis unten mit Dreck und Blut verkrustet, und das Mädchen. Ein weiteres „Miau", dann drückte sie den Kater schluchzend gegen ihre Brust. Er schnurrte und jammerte gleichzeitig vor sich hin, nicht verstehend, warum sein warmes Zuhause weg war, nicht verstehend warum sein Futternapf verschwunden war, warum sein Frauchen am ganzen Körper zitterte, während sie ihn streichelte und immer wieder seinen Namen zwischen beruhigenden Koseworten ausstieß. Er zappelte unruhig in ihren Armen, leckte die Hände ab, nach denen er die ganze Zeit gesucht hatte. Er wusste bloß, dass er bei ihr sicher sein

würde. So wie es immer gewesen war. „Ich danke dir Göttin. Ich danke dir!“, stammelte Kim immer wieder, während sie Mr. Toffee endlich eine der Katzenfutterdosen öffnete und ihn vom Boden essen ließ. Tränen rannen über ihr Gesicht, während sie sich neben ihm zusammenrollte und ihm beim Fressen zusah. Denn sie war nicht vollkommen allein in der Dunkelheit.

Kim ließ sich auf einen Steinbrocken sinken und legte das Gesicht auf die Arme. Ihre Brust tat weh. Ihr Kopf fühlte sich gleichzeitig vollkommen leer und überfüllt an. Mr. Toffee strich ihr maunzend um die Beine, nicht verstehend, warum sein Frauchen sich plötzlich so verhielt. Es war erst ein paar Stunden nach Sonnenaufgang, und sie hatte die letzten zwei Stunden damit verbracht, Damians Viertel zu durchsuchen. Sein gesamter Wohnblock war nur noch ein Haufen Müll. Sie hatte keine Spur von ihm gefunden.

Mit jedem Schritt war etwas mehr Hoffnung aus ihr gewichen, bis sie auf diesen Steinblock gesunken war, – ohne zu hoffen. *Du hättest es dir denken können, als du ihn nicht mehr gespürt hast.* Sie rieb sich erschöpft übers Gesicht, unfähig, noch eine weitere Träne zu vergießen, starrte auf den Boden. Es gab keine andere Erklärung für Dam’s Verschwinden. Ihr engster Vertrauter, ihr bester Freund, war mit seiner Familie in den Trümmern ihres alten Lebens verschwunden.

Der Schmerz war so überwältigend, als verlöre sie noch einmal ihre Familie. Sich vorzustellen, dass er sie nie mehr zum Lachen bringen würde, er nicht mehr auf sie achten würde, ihr nie mehr mit diesem bestimmten Lächeln seine Gedanken anvertrauen würde… Es war unvorstellbar, dass ihr Freund trotz seiner außergewöhnlichen Gabe nicht mehr da war. Er hatte es nicht geschafft, seine Familie oder sich selbst zu retten. Nur sie, Kim, hatte sich retten können. Jetzt strömten ihr doch die Tränen übers Gesicht.

Sie schaute hinauf zum Himmel. Staub hing wie in einer Glasglocke über der gesamten Stadt. Sie wartete darauf, dass sich der Schmerz zumindest etwas legen würde. Sie musste darüber nachdenken, was sie jetzt tun sollte. Sie hatte sich noch keinerlei Gedanken gemacht. Wie auch? Alles, woran sie hatte denken können, waren ihre Familie und ihre Freunde. Die jetzt tot waren. – Was sollte sie bloß tun? Was für einen Sinn hatte es, nach anderen Menschen oder Orten zu suchen, zu denen sie gehen konnte, wenn sie es allein tun musste? Das Gefühl in ihrer Brust verstärkte sich, bis es sich anfühlte, als schneide ihr jemand

bei lebendigem Leib das Herz heraus. Kim war nie jemand gewesen, der schnell aufgab, aber Überleben allein war eben nicht genug. Das Bedürfnis nach Dam's Nähe war in diesem Augenblick so stark, dass sie das Gefühl hatte, nicht atmen zu können. Sie wollte seine pulsierende, starke und ruhige Präsenz an ihrer Seite, seinen angenehmen Duft riechen können, diesen beiläufigen Blick, den er ihr immer zuwarf, wenn er nachdachte. Er hatte immer wie Kaffee auf sie gewirkt. Beruhigend, vertraut und anregend. Mit ihm zusammen zögerte oder zweifelte sie nicht. Sie traf eine Entscheidung und zog sie dann durch, was auch immer sie sich in den Kopf gesetzt hatte. Wenn es der falsche Entschluss war, half er ihr auch wieder, aus der Sache herauszukommen. Aber jetzt... Sie saß vollkommen allein mitten in einer Wüste aus geborstenen Gebäuden und Straßen und brennenden Autos, und es gab niemanden, der auf sie wartete.

Sie unterdrückte das Schluchzen, rieb sich über das Gesicht und legte dabei den Kopf langsam in den Nacken. Zwischen den Fingern hindurch glaubte sie eine Bewegung zu sehen, ließ die Hände sinken und sah genauer hin. Auf einem hohen Schutthaufen schräg gegenüber war ein dunkler Umriss zu erkennen. Oder war das nur ein verbogenes Möbelstück? Langsam stand sie auf. Der Umriss bewegte sich! Unwillkürlich hielt sie den Atem an, während sie langsam näher kam. Mit dem Rücken zu ihr saß ein schlanker, dunkelhaariger junger Mann. Ihr Herz begann schmerzhaft schnell zu schlagen. Sie kletterte über den Schutt, ohne den Blick von ihm zu wenden. Mr. Toffee kletterte neben ihr her. Das graue Shirt des Typen war zerrissen und vor der Explosion vielleicht weiß gewesen. Seine Jeans war voller Löcher und Brandspuren, seine Haut verschmiert mit Dreck und Blut, gräulich vom Staub, sein Haar stand am Hinterkopf unordentlich ab. Endlich, keuchend, kam sie neben ihm zum Stehen.

Mr. Toffee sprang mit einem begeisterten, fast schon hysterischem Schnurren auf seinen Schoß. Ohne Überraschung sah Damian zu seiner besten Freundin auf, schlang die Arme um den kleinen Tigerkater und begann ihn zu streicheln. Sie beide sagten kein Wort, starrten sich nur an. Zu erschöpft, zu müde, zu überwältigt, zu erleichtert, – zu alles. Ein schwacher Abglanz des früheren Lächelns spielte über Dam's Lippen, ehe er ein wenig rutschte, damit Kim sich neben ihn setzen konnte. Langsam ließ sie sich nieder, starrte ihm immer noch ins Gesicht, als könnte sie nicht glauben, dass er noch in einem Stück war. Und er sah sie genauso an, stellte sie fest. Als hätte er einen Geist, eine Fata Morgana vor sich. Ohne lange darüber nachzudenken, griff sie in die Plastiktüte, reichte

ihm eine Flasche Wasser und zündete für sie beide eine Zigarette an, während er trank. Er gab ihr die Flasche zurück, nachdem er seinen Durst gestillt hatte, und sie wagte nicht, ihm zu sagen, dass sie jetzt nur noch eineinhalb Flaschen Wasser übrig hatten. Sie steckte ihm mit einer sehr gewohnten Bewegung die Zigarette zwischen die Lippen, und seine Hand schob sich wie selbstverständlich in ihre, verschränkte seine Finger mit ihren. Kim schloss kurz die Augen, während sie den ersten Rauchschwall ausstieß. Seine Berührung, seine Nähe, war mehr, als sie je hätte hoffen können. Ruhe durchströmte sie, ein warmes Gefühl der Zuversicht, angesichts seines schlagenden Herzens und pulsierenden Geistes neben ihr.

An dem schmerzhaft festen Druck seiner Hand merkte sie, was für eine Angst auch er gehabt hatte. Aber sie beklagte sich nicht. Auch sie hielt ihn mit aller Kraft fest. Mr. Toffee sprang schließlich von seinem Schoß und spielte mit ein paar kleinen Steinchen, zu ihren Füßen. Eine Weile sahen sie dem unbekümmerten Tier zu, und Kim spürte, wie sich ein Lächeln auf ihre starren Lippen legen wollte. Plötzlich drang ein heiserer Laut aus Damian's Richtung zu ihr und seine Hand bebte in ihrer. Irritiert hob sie den Kopf und sah ihn an. Seine Lippen waren zu einem breiten Lächeln verzogen und seine grauen Augen blitzten sie amüsiert an. „Weißt du, was das Schlimmste an der Sache ist?" Seine Stimme klang rauh und angestrengt, nur die Unterströmung war von der selben Kraft wie früher. Sie hob nur eine Augenbraue und erwiderte seinen Blick. „Uns werden bald die Zigaretten ausgehen." Ein paar Herzschläge starrten sie sich noch an, dann brachen sie in lautes Lachen aus, angesichts der Absurdität seiner Bemerkung. Fremdartig hallte ihr Gelächter zwischen den Schutthaufen wider, wurde von den gebrochenen Mauern der eingestürzten Häuser zurückgeworfen und vom Wind, gemeinsam mit dem Staub, durch die verlassenen Straßen getragen.



Portrait

Kathrin Faller, München, Alter: 20

E-Mail: max_stuart@gmx.de

fraufrauke

Alptrauminsel!

Das kennen wir alle: wir sollen mit unseren Wünschen vorsichtig sein, denn sie könnten in Erfüllung gehen. Wer hat sich nicht schon darüber amüsiert?! Auch ich fand, dass es ein netter Spruch war, und glaubte nicht daran, da sich bisher meine Wünsche nicht wortgetreu erfüllt hatten. Ich bin nicht unglücklich gewesen, doch mein Wunsch war dieses Mal ein ganz schlichter, und er erfüllte sich.

Ich bin ausgebrannt, doch das Leben treibt mich an. Wohin es mich führt, kann ich nicht sagen, denn alle Lebenslust steckt tief vergraben in mir fest. Arbeitsbiene, die ich bin, reibe ich mich auf, gehe ich über meine Grenzen und verkenne nur zu gut, dass meine Kraft schon lange verwelkt ist. Mein Lachen klingt wie der Hilfeschrei einer Hyäne, doch wer in dieser kalten Welt wird das wohl bemerken?! Niemand hier, dem ich mich anvertrauen kann, niemand, der mir die Hand reicht, nach der mein Herz sich sehnt. In diesen Gefühlen sprach ich ihn aus, den Wunsch, der mir erfüllt wurde.

Ich wollte Ruhe, Einsamkeit, eine Welt, die nicht vom Geld regiert wird. Eine Insel, die alles enthielt, was hier unter den anderen Leben heißt.

Ich stieg ins Flugzeug. Ich hatte keine Flugangst, doch heute waren meine Nerven zum zerreißen gespannt. Meine Knie hatten aufgehört zu zittern, als ich mich setzte, doch dann ging das Rumoren in meinem Magen los. Meine Sinne schwanden, alles drehte und bewegte sich, zu schnell, als dass ich erklären konnte, woher das alles kam und ob es mich in eine Ohnmacht fallen lassen würde.

Doch dann geschah das Unfassbare, ich fiel tatsächlich. Ein ohrenbetäubender Lärm zerriss den letzten Faden, der mich in die Ohnmacht hätte stürzen können. Wasser ich atmete Wasser. Ich musste hier raus. Es war kalt und zuviel, zuviel Wasser, zuviel Dunkel, zuviele Leichen, zuviel Stille. Ruhe, konnte ich gerade noch denken, das war es doch, was ich wollte. Dann spürte ich, wie mich eine Welle anhob und ans Land schob. Dann war es nicht die Finsternis der Nacht, sondern die Ohnmacht, die mich holte.

Ich bemerkte schnell, dass der Strand dieser Insel mich nährte, mir ein Dach über dem Kopf, gegen den Regen bot. Ich war zufrieden. Ich machte mir keine Sorgen, dass mich jemand retten könnte oder auch nicht. Nichts war hier wich-

tig. Ich genoss die Ruhe, das Alleinsein. Doch eines Morgens wachte ich auf, und mir wurde klar, was ich vergessen hatte, als ich meinen Wunsch ausgesprochen hatte. All das hier war perfekt für mich, doch ich bin Geschichtenschreiber, und das ist es, was ich vergessen hatte. Hier gab es kein Papier, keine Feder. Dieser Drang zu schreiben wuchs von Tag zu Tag. Ich steigerte mich so sehr in diesen Gedanken, dass ich eines Abends, bei untergehender Sonne, anfing, mit einem Zweig Gedichte in den Sand zu schreiben. Am nächsten Morgen wollte ich mein Werk betrachten, doch die Wellen hatten sie mit sich hinaus ins Meer getragen. Zuerst machte es mir nichts aus, denn ich schrieb nur auf, was mir von den Sachen, die ich gelesen hatte, in den Sinn kam. Jeden Abend und jeden Morgen bot sich mir das gleiche Schauspiel. Ich schrieb, und die Wellen trugen es hinaus in die Tiefe. Ich spielte mit der Flut, um zu sehen, wie hoch sie auf den Strand kam. Von da an schrieb ich jeden Abend ein Stück höher auf den Strand, bis ich fast am Rand zum Palmenwald angekommen war. An diesem Abend fing ich an, mir eine Geschichte auszudenken, und schrieb sie bis auf den ausgetretenen Pfad, den meine Spaziergänge zum Strand hinterlassen hatten.

Doch auch am nächsten Morgen waren alle Anzeichen fort. Der Strand sah unschuldig und unberührt aus wie am ersten Tag.

Wut schlich sich in meine Gedanken und in mein Gemüt. Mit bloßen Händen riss ich in diesem Zustand ein Stück Rinde vom Baum und mit einer roten Beere, deren Saft wie Blut aussah, schrieb ich meinen Text auf ihre Innenseite. Voller Stolz und Überlegenheit sah ich zum Strand hin. Ich hatte ihn überlistet, so glaubte ich, doch was ich am nächsten Morgen fand, ließ mich fast zusammenbrechen. Das Stück Rinde, das ich hoch in der Palme angebracht hatte, damit die Flut sie nicht wegspülen konnte, war nicht wiederzufinden. Die Palme stand da in all ihrer Pracht, kein Zeichen, dass ich sie geschunden hatte, als ich ihr Kleid mit meinen Fingern zerrissen hatte.

Dieses Spiel spielte ich wochenlang, denn Zeit spielte keine Rolle, und meine Wut hatte mich nicht aufgeben lassen. Nichts war wichtig, nichts unwichtig. Alles war so sinnvoll, wie ich es einstufte. Als ich diese Gedanken in die Rinde schrieb, wurde mir bewusst, wie wenig ich war und wie viel mehr ich doch sein konnte, wenn ich mich nicht auf das Spiel, der Insel einlassen würde.

Die Sonne am nächsten Morgen brachte mir jedoch nicht nur Wärme, sondern auch diese Wut wieder, die, wie ich annahm, auch vom Strand ausging. Ich beschloss an diesem Abend nicht an den Strand zu gehen und das Spiel ein für

allemal zu beenden oder wenigstens für heute auszusetzen.

Weit gefehlt. Als die Sonne tief am Himmel stand und im Begriff war, im Meer zu verschwinden, hörte ich die Wellen und den Sand nach mir rufen. Ich hielt mir die Ohren zu, doch alles in mir war durchdrungen von dem Ruf nach meiner Anwesenheit.

Ich atmete tief ein und aus, und dann machte ich mich auf den Weg. Meine Wut hatte ihre Grenze überschritten. Ich stapfte bei jedem Schritt auf wie ein bockiges Kind. Dann lief ich, weil ich es endlich hinter mich bringen wollte. Ich fiel, doch der Sturz linderte meine Wut nicht. Beim Fallen hatte ich mich am nächst besten Strauch festgehalten, um den Sturz zu mildern. Als ich so da lag, betrachtete ich meine schmerzenden, blutigen Hände. Ich lachte laut und hysterisch, denn nun wusste ich, wie ich das Spiel gewinnen, die Insel überlisten konnte.

Ich riss einige der Blätter von dem Strauch und nahm sie mit zum Strand. Siegessicher hielt ich sie in die Höhe, als ich auf dem Pfad, am Rand des Strandes stand.

Dann ging ich daran, mein Werk zu vollbringen, den Strand zu besiegen. Mit den Blättern ritzte ich mir meinen Wunsch, die Insel zu verlassen, in die Haut. Das Brennen und Bluten, den ganzen Schmerz ignorierte ich, denn keine Träne, keinen Schmerz, keine Unterlegenheit sollte der Strand, die untergehende Sonne und das Meer von meinem Gesicht ablesen können.

Was dann folgte, war wie der Hohn der Natur über den Menschen. Das Meer bäumte sich auf, das Tosen der Wellen, die auf mich zugestürzt kamen, ließen mich erzittern, wie an dem Tag, als ich das Flugzeug bestiegen hatte. Ein hämisches Lachen erklang. Das war das Letzte, was ich hörte, als mich das Wasser auch schon packte und mich mit hinaus in die dunkle Tiefe zog. Ich wurde hin und her geschleudert, dann schwamm ich an der Oberfläche, und im fahlen Mondlicht, das das Wasser wie Silber glänzen ließ, sah ich die Geschichten, die ich in den Sand geschrieben hatte. Die Rindenstücke, die ich beschrieben hatte, schwammen wie ein Trauerzug aus Tausenden Schiffen an mir vorbei. Dann nahm mich wieder eine Welle mit und begrub meinen Körper.

Ich hörte Rufe und Schreie, erwachte nur zaghaft wie aus einem Traum und konnte nicht glauben, wo ich war und was ich sah.

Ich lag am Flughafen. Die Maschine, mit der ich fliegen sollte, so wie ich es

jetzt noch nicht wusste, aber später erfahren sollte, war explodiert, und mich hatte es unter die Stuhlreihe geschleudert. Dort hatte ich diesen Alptraum. Ich flog nie wieder. Mein Leben änderte ich, und nun schreibe ich alle Geschichten auf, die mir einfallen, und ich habe, wo auch immer ich hingehe, falls ich denn mal, was selten geschieht, das Haus verlasse, Papier und Schreiber dabei.

Portrait



fraufrauke, Hamburg

Homepage: www.fraufrauke.de
Weitere Seiten: www.ci-jou.de/index.php?s=fraufrauke, www.-bookrix.de/-fraufrauke, http://www.starlightunion.de/6.html

Andreas Gers

Delphi

In lauschiger Laube
aus blutroter Traube
getraut in Vertrauen
nichts Schauriges schauen.

Traurig betrauern
in Trauer bedauern,
schaurig erschaudern
und zögern und zaudern.

Zusammengekauert
mit Mauern ummauert
die Bluthunde kraulen,
den Vollmond bejaulen.

Misstrauisch lauern
mit zornigen Hauern,
sich wagen, sich trauen,
verschlagen, verhauen.

Flucht aus dem Grauen
dem schwarzen, dem Blauen
entgegen, geschunden
in Raum ohne Wunden.

Gefühle erlauben
und warten, und glauben
singt leise die traurige Eule.

Portrait



Andreas Gers, Nottuln, geb. 1961, verheiratet, drei Kinder; Beruf: Landschaftsökologe

e-mail: andreas.gers@freenet.de

homepage: www.andreas-gers.de

Schon im Studium (Geografie) als Liedermacher und Dichter in Münster unterwegs. Auftritte in Kneipen oder auf Kleinkunstfestivals. 1991 Gründung und Leitung eines Gospelchores. Seit 2008 wieder als Solointerpret und Schriftsteller aktiv.

Preise/Veröffentlichungen: „Der Hahn ist schuld“; Preisträger CAM Lyrikwettbewerb. In: Weihnachtsgedicht-Anthologie 2008, CAM-Verlag 2008; „Spinnenjäger“; Preisträger Literareon Kurzgeschichtenwettbewerb 2008, Herbert Utz Verlag 2009; „Das Motorrad“; Preisträger Ci-Jou Kurzgeschichtenwettbewerb 2008, Verlag Books on Demand 2009

Andreas Gers
Bitte den Untergang benutzen

Der Schotterweg, der zurück ins Tal führte, war plötzlich mit rot-weißem Flatterband versperrt. Zur Rechten war an einem Holzpfahl ein kleines Blechschild angebracht, auf dem in schwarzen Druckbuchstaben geschrieben stand: „Bitte den Untergang benutzen“. Ein Spaßvogel hatte in die Ecke einen kleinen Totenkopf gemalt, der jetzt wie ein Signum die Aufforderung unterschrieb.

Aber mir war nicht zum Lachen zumute. Meine Fußsohlen brannten, und meine Schienbeine schmerzten von der langen Wanderung. Den ganzen Tag war ich allein durch die Weinberge gelaufen und hatte abseits der Hauptwege nach Ruhe und Abgeschiedenheit gesucht. Hin und wieder gab der Hang den Blick auf den Spielzeugfluss tief unten frei, der sich träge glitzernd durch das Tal wand. Doch ich konnte keine Freude daran haben. Meine Gedanken kreisten in einem fort. Wie riesige Armeen standen die Weinstöcke in Reih und Glied um mich herum. Bedrohlich wirkten sie an diesem kalten, sonnigen Wintertag, wie festgefroren auf ihrem Feldzug über die steilen Berghänge. Kaum ein Mensch war mir bislang begegnet, das Land spiegelte sich in meiner traurigen, ausgestorbenen Seele. Nichts hatte es gebracht. Keine Lösung war in Sicht. Immer noch und immer wieder umklammerte dieser dumpfe Schmerz meinen Brutkorb wie eine kalte Eisenzange und presste mir Tränen in die Augen. Nur weinen konnte ich nicht. Immer noch nicht. Ich sehnte mich nur noch nach meinem Zimmerchen in der schäbigen Pension, wo ich als einziger Gast eingemietet war. Nach meinem Bett, nach Schlaf. Schlaf, der mich für eine Zeit lang aus der Qual der Gedanken und Gefühle entführen konnte, die mich hierher getrieben hatte.

Nun war ich gezwungen, auf diesen schmalen, steinigen Trampelpfad auszuweichen, der links geradewegs durch die Weinstöcke den Steilhang hinab führte. Bitte den Untergang benutzen. In dem spitzen Geröll suchte ich mit den Füßen tastend einen sicheren Tritt. Kein Handlauf, an dem ich mich hätte festhalten können. Hin und wieder rutschte ich und hatte Mühe, mein Gleichgewicht zu halten. Nur langsam kam ich voran, und wenn zunächst doch wenigstens noch ein Pfad zu erkennen gewesen war, verlor sich die Spur bald vollends, und ich stand zwischen den mannshohen Reihen unbelaubter Reben, die ihre Ordnung zu verlieren drohten und mich bald mit Unkräutern umwuchert wie ein

Dickicht umgaben. Um zurückzugehen, war ich schon zu weit geklettert, also versuchte ich trotz aller Widrigkeiten, weiter ins Tal zu gelangen.

Immer unberührter wurde meine Umgebung, hier hatte seit langem kein Mensch mehr gewirtschaftet. Mit den Armen versuchte ich mir einen Weg zu bahnen und kämpfte mich den Hang hinab. Und es begann mir sogar Spaß zu machen. Alle Trauer, alle Wut und Verzweiflung, die seit Tagen nicht von mir weichen wollten, legte ich in den Kampf durch den brach gefallenen Weinberg, ich schlug und trat, rutschte und stolperte und hinterließ eine Schneise wie ein Elefant im Dschungel. Bitte den Untergang benutzen. Immer wieder presste ich diesen Satz hervor und hörte mein Herz von der Anstrengung pochen. Die Sonne war längst hinter den Bergen verschwunden, doch die frostige Kälte, die aus dem Tal aufstieg, spürte ich nicht.

Dann trat ich daneben. Ein scharfer Schmerz durchzog meinen Knöchel, als mein Fuß seitlich abknickte. Ich fiel schräg in das Gestrüpp und spürte bald, wie Nässe meine Hose durchdrang. Als ich mich zu erheben versuchte, stach der verletzte Fuß so heftig, dass ich erneut mit schmerzverzerrter Fratze zu Boden sank. Keinen Meter würde ich damit mehr laufen können, schoss es mir durch den Kopf, und plötzlich spürte ich die Dämmerung mehr, als ich sie sah. Die Kälte kroch mir in die Jacke, die aus dem Hang schleichende Dunkelheit umfingerte mich. Wer sollte mich hier finden? War überhaupt noch irgendjemand hier draußen? Zaghaft zunächst, dann lauter, begann ich um Hilfe zu rufen, zu schreien schließlich. Als ich die Aussichtslosigkeit meines Handelns begriff, kroch ein Gefühl von Panik vom Magen her in meinen Hals, so dass mir das Schlucken schwer fiel. Die Nacht hier draußen im Frost… Verzweifelt schob ich mich im Sitzen über den nassen Untergrund, rollte mich weiter den Hang abwärts, mit unerträglichen Schmerzen. Benutzen Sie bitte den Untergang. Höhnisch hörte ich den Totenkopf kichern, der mich auf dem Blechschild zu warnen versucht hatte. Ich konnte nicht weiter, beim besten Willen nicht, ließ mich verzweifelt nach hinten fallen und stieß derb gegen eine Steinmauer, an die gelehnt ich durch das Pflanzendickicht mutlos in den dunkelgrauen, kalten Februarhimmel starrte. Dann kamen die Tränen. Wie ein Überfall. Ich verbarg mein Gesicht am Boden und heulte und schluchzte, hemmungslos. Spürte keinen Knöchel mehr, keine Kälte, nicht den Schmutz in meinem Gesicht und an meinen Händen. Überließ mich den Krämpfen, die mich schüttelten, wehrte mich nicht mehr, ließ es einfach geschehen.

Wie lange ich dort so gelegen hatte, vermag ich nicht mehr zu sagen. Ich weiß nur, dass plötzlich ein Lichtkegel durch den Weinberg strich. Ein Fahrzeug war zu hören, irgendwo, dann ganz nah. Und ich richtete meinen Körper auf, so weit ich nur eben konnte. Türenklappen. Dann Stimmen, helfende Hände, eine Schulter, die mich stützte und zum Wagen hievte. Die Mauer, an der ich gelehnt hatte, begrenzte den Hang gegen eine Straße, die hinunter zum Dorf führte.

Zwei junge Männer hatten mich aus dem Auto im Kreis der Scheinwerfer dort liegen sehen und hatten angehalten. Nun fuhren sie mich zum Krankenhaus. Vom Rücksitz her hörte ich sie vorne reden und leise lachen. Ich fror wie ein Schneider und zitterte stark in der mich langsam durchdringenden Wärme im Wagen. Der Beifahrer drehte sich zu mir um und fragte freundlich, ob alles in Ordnung sei und was denn eigentlich passiert war. Ich bin einem Schild gefolgt, antwortete ich, bitte den Untergang benutzen. Er sah mich fragend und so komisch verdutzt an, dass ich plötzlich laut lachen musste. Seit vielen Tagen endlich wieder das erste Mal.

***Portrait**: siehe oben: Gedicht „Delphi“*

Alayna A. Groß

Zeit

Zeit

geboren werden
aufblühend
sterben
alles hat seine Zeit

Begegnungen
tragisch schön
nicht festhaltend
vergehend

aufbauendes Leben
zerstörende Gedanken
zerschundene Körper
zu Asche

festhaltende Arme
Liebe geschmeckt
genussvolles Sein
Leere

befreite Sinne
aufs Wesentliche
ausschließend
Endpunkt

aufbäumend
beflügelnde Seele
bunter Regenbogen
vor der Dunkelheit

Zeitlosigkeit

Portrait



Alayna A. Groß, geboren 1953 in NRW

Auf ihrem Grabkreuz wird eines Tages stehen: Die Angst war ihr ständiger Begleiter.

Sie lebt, mehr oder weniger, kämpft jeden Tag aufs Neue. Unbekümmert fühlen und denken, wunderbar, für sie ein seltenes Glück. Am Abgrund existieren und überleben ist eine Kunst, die sie gut beherrscht. Sie lebt mit ihrer Agoraphobie (Angsterkrankung).

Da sie sehr gerne Geschichten für Kinder erfunden hat, wollte sie immer ein Kinderbuch schreiben. Das Leben wollte es anders. Es zwang sie zum Kampf ums Überleben. Nun ist sie an einem Punkt angekommen, wo gravierende Veränderungen anstehen. Ihre Schleusen haben sich geöffnet, sie schreibt und dichtet ohne Ende, die Gedanken fließen so aus ihr heraus. So kann sie ihre Gegenwart und Vergangenheit verarbeiten.

Schreiben ist ein Teil von ihr.

Ihre Geschichte „Frühling“ wurde in der Anthologie „Frühlings-Rollen“ veröffentlicht.

Texte und Bilder von ihr, darunter auch ihr E-Book Dream Theater, finden sich unter: http://www.brakhage.info/alayna1.html

Jannechie Groz

Mia und Jürgen

Mein Name ist Jürgen. Ich bin Alkoholiker, trocken seit Weihnachten letzten Jahres. Tot saufen wollte ich mich. Warum auch nicht? Alles hatte ich verloren: meinen Job, meine Frau, meine Träume, meinen Stolz.

Es kam anders. Diese junge Dame brachte mir Hoffnung im Untergang.

Ihre Geschichte. Bitte, Mia ...

Hallo, was soll ich sagen?

Ich heiße Mia. Weihnachten hasse ich! Das sind die verlogensten Tage des Jahres. Tage, an denen man alles falsch macht. An denen das Schlimmste geschieht.

Wie in meiner Familie, jedes Jahr!

Inzwischen lasse ich mich von denen nicht mehr drangsalieren. Letztes Jahr im Sommer bin ich ausgezogen. Meinen Eltern schien es egal zu sein. Sie waren mit ihren eigenen Problemen beschäftigt. Das sind sie heute noch.

Weihnachten wollte ich mit meiner großen Liebe feiern. Seit einem Vierteljahr wohnten wir zusammen. Peer war acht Jahre älter als ich, studierte BWL und verdiente sein Geld mit Nebenjobs. Er sah wahnsinnig gut aus, war wahnsinnig charmant und wahnsinnig eifersüchtig.

Für Letzteres gab es keinen Grund. Ich liebte ihn.

Nach einer Party, Anfang Dezember, hätte er seinen besten Freund fast erwürgt. Angeblich hatte Kevin mir schöne Augen gemacht.

Später, an Heiligabend wollte Peer mich verprügeln. Ich war sauer über das Chaos in der Küche. Als ich mich beschwerte, sah er rot. Er brüllte mich an und trat nach mir.

Ich flüchtete, bevor er richtig loslegen konnte. Stundenlang irrte ich durch die Kölner City und beobachtete Passanten bei ihren Last-Minute-Einkäufen. Bei jedem Einzelnen überlegte ich, ob es ihm besser ging als mir, ob ihn daheim Frieden erwartete.

Als die Läden schlossen, spazierte ich zum Rhein. Ich fror, trotz meiner roten Daunenjacke. Es regnete. Endlich fand ich ein geschütztes Plätzchen unter der Südbrücke.

Im Sitzen fühlte ich meine müden Knochen. Rückenschmerzen, die mir bis in

die Beine zogen. War ich zu lange durch die Stadt gelaufen? Die Schmerzen kamen in Wellen. Ich fühlte mich krank, sehnte mich nach meinem Bett und einer Wärmflasche.

Mit Widerwillen dachte ich daran, nach Hause zu gehen. Da näherte sich ein Penner. Er sah aus, als hätte er sich gerade aus dem Rhein gerettet. Der Mann blieb stehen und starrte mich an. Kurz überlegte ich, ob ich flüchten sollte, doch er sah nicht bedrohlich aus. Er war kleiner, schmächtiger und älter als ich. Viel älter.

Als ich ihm zunickte, lächelte er und reichte mir die Hand. Ein Penner mit Manieren, dachte ich. Mit Manieren und einem genauso freundlichen wie vorsichtigen Blick. Er stellte sich als 'Jürgen der Verlierer' vor.

„Was macht so 'n junges Mädchen zur besten Bescherungszeit hier draußen?“, fragte er mit einer Stimme wie Joe Cocker.

„Wo sollte ich sonst hin?“

Ich wollte nicht darüber reden.

Oder doch?

Dieser Mensch wäre die Chance, mich auszuheulen. Ein offenes Ohr, in das ich mein ganzes Elend schütten konnte.

„Ich hasse Weihnachten!“

Der fragende Blick in seinen geröteten, kleinen Augen löste den Knoten in meiner Brust. Ich überschüttete ihn mit meinen Sorgen und Fragen.

Warum streitet sich jeder an Weihnachten und pocht zugleich auf Frieden? Warum kaufen die Leute sich gegenseitig Geschenke, statt Liebe zu schenken?

Warum? Warum? Warum?

Anstelle von Antworten erntete ich ein Nicken. Jürgen griff hinter den Brückenpfeiler – und hatte eine Flasche Rotwein in der Hand.

„Wir versteh'n uns. Lass uns zusammen trinken!“

Rotwein, igitt! Doch ich wollte nett sein, nahm einen Schluck aus der Pulle und würgte ihn herunter. Im Geiste gratulierte ich mir für diese Meisterleistung.

Plötzlich ein Ziehen im Unterleib. Aus dem Ziehen wurde Schmerz. Als ob jemand mir die Beine aus den Hüftgelenken reißen wollte.

Jürgen beobachtete mich, die Augen weit aufgerissen. Alle Röte verschwand aus seinem Trinkergesicht. Er griff nach meinem Arm, ließ ihn wieder los, sprang auf, hockte sich neben mich.

„Hast 'n Handy? Soll ich 'nen Notarzt rufen?“

Der Schmerz ließ nach, so schnell wie er gekommen war.

„Ich habe kein Handy und ich brauche keinen Arzt.“

Kurz fragte ich mich, ob nicht Jürgen selbst einen Notarzt gebrauchen könnte.

Ich glühte und zog mir die Jacke aus.

Jürgen starrte auf meinen Bauch.

Ich fühlte mich ertappt.

Schon immer hatte ich eine Schwäche für Süßes. In den letzten Monaten war mein Heißhunger besonders groß gewesen. Alle Jeans waren mir zu eng geworden.

„Sach mal, Mädchen, biste schwanger?“

Bevor ich antworten konnte, durchströmte mich eine weitere Schmerzwelle. Mein Körper übernahm die Regie. Ich musste aufstehen, mich an Jürgens Schulter abstützen, mich im Stehen krümmen, obwohl ich das nicht wollte.

„Das sind jetzt keine Wehen, oder?“, hörte ich Jürgens Stimme.

Ich konnte nicht antworten.

Bis der Schmerz wieder verschwand.

Erschöpft setzte ich mich. Jürgens Augenbrauen bildeten Fragezeichen.

Was sollte ich ihm erzählen?

Dass ich nicht schwanger sein konnte, weil ich das nicht wollte? Dass ich zu jung war für ein Baby? Dass Peer kein guter Vater wäre?

Jürgen würde es nicht verstehen, oder?

„Ich ... ich habe es ... verdrängt! Jetzt ... oh, nein ... jetzt rächt es sich ... oh, und wie ...!“, erklärte ich ihm. Eine weitere Wehe durchwühlte meinen Körper.

„In der Nähe gibt's 'nen ärztlichen Notdienst. Komm mit, Mädchen! Lass dir helfen, dem Kind zuliebe!“

Auf Jürgens Stirn bildeten sich Schweißperlen, trotz der Kälte. Er packte meinen Arm, versuchte mich mitzuziehen.

Ich riss mich los, fauchte ihn an: „Lass mich! Ich darf jetzt kein Kind kriegen, mein Leben ist schon schlimm genug. Diese Hölle will ich niemandem antun, erst recht nicht einem Baby!“

„KOMM ENDLICH! Für Zweifel ist es zu spät!“, brüllte er mich an. „In der Kälte habt Ihr beide keine Chance!“

Ich zuckte zusammen, duckte mich. So würde es weniger weh tun, wenn er

zuschlug.

„Nein!“, schrie ich, bestand nur noch aus Schmerz.

Mein Becken war kurz davor, auseinander zu brechen.

Die Wehe ließ wieder nach.

Jürgen hatte nicht zugeschlagen. Laut schluchzend kauerte er vor mir auf dem Boden, das Gesicht in seiner Jacke vergraben. Er zitterte am ganzen Körper.

„Wenn du wüsstest, wie sehr Monika und ich uns 'n Kind gewünscht haben! Alles hätten wir getan, um 'n Kind großziehen zu dürfen. Es war uns nicht gegönnt. Unsere Ehe ist dran zerbrochen. Alles ist dran zerbrochen. Nun soll ich mit ansehen, wie du auf Hilfe verzichtest? Niemals!“

Jürgen sprang auf, rannte in den Regen und rief – nein brüllte – um Hilfe. Ich wollte ihn aufhalten, schaffte es aber nicht. Bei meinem Versuch, aufzustehen, sackten mir die Beine weg.

Im Krankenhaus kam ich zu mir. Jürgen hielt meine Hand, drückte sie ganz fest. Mit der anderen Hand streichelte er das Baby auf meinem Bauch. Mein Baby!

„Einen Jungen hast du geboren. Alles dran, kerngesund“, flüsterte er.

„Darf ich ihn Jürgen nennen?“

„Nur, wenn ich Euch unterstützen darf. Dank Euch hat mein Leben wieder einen Sinn.“

Heute ist Jürgen weder Penner noch Trinker. Für mich ist er ein Vater, wie ich ihn mir immer gewünscht habe, für meinen Sohn der Beste aller Großväter.

Dein Name ist Jürgen. Du bist Alkoholiker, trocken seit Weihnachten letzten Jahres. Ich danke dir dafür!

Portrait

Jannechie Groz (41), Niederländerin, wuchs auf in Köln. Während des Wirtschaftsstudiums schrieb sie als freie Journalistin für Printmedien. Heute arbeitet sie als Software-Expertin. Ihre literarische Ader entdeckte sie durch Stegreif-Geschichten für ihre Kinder. Inzwischen wurden einige ihrer Geschichten veröffentlicht, zum Teil auch bei Literaturwettbewerben ausgezeichnet. Zur Zeit kämpft sie mit ihrem ersten Krimi.

Gitte Hedderich
Verflucht!

Es geschah am ersten Weihnachtstag 1957, und ich weiß es noch wie heute, denn es war das aufregendste Weihnachtsfest, das ich je erlebte. Nachdem wir den Heiligen Abend feierlich bei meinen Großeltern verbracht hatten, schliefen meine Eltern länger. Nachdem sie endlich aufgestanden waren, hörte Vati seine heiß geliebten Opernplatten, und Mutti stand in der Küche, um das aufwendige Festmenü vorzubereiten. Mir war langweilig, ich zog meinen neuen Mantel an und bat meine Eltern, erneut zu den Großeltern zu dürfen. Vielleicht traf ich ja jemanden, der mich bewunderte, und Opa hatte immer so herrliche Einfälle, die Oma in den meisten Fällen jedoch weniger begeisterten, uns Kinder dafür um so mehr. Meinen Opa liebte ich heiß und innig, er war für mich der Inbegriff von Humor, gepaart mit Gerechtigkeit und Klugheit, eine äußerst seltene Mischung. Heute nun, am zweiten Weihnachtstag 2006, neunundvierzig Jahre später, kommt mir plötzlich wieder alles in den Sinn, als sei es gestern gewesen, und ich will euch davon berichten.

Durchgefroren langte ich trotz schnellen Laufens bei den Großeltern an. Meine Großeltern wohnten im dritten Stock, vierundachtzig Stufen hoch und fünfzehn Meter über der Erde. Schnell war ich hinauf gehastet und japste nun nach Luft. Auch Oma stand am Herd und bruzzelte das Mittagessen. Opa saß in seinem blütenweißen Hemd und Krawatte auf dem Sofa, er lächelte mir zu und seine Augen blitzten, sicher hatte er wieder eine tolle Idee, diesen für mich nach dem aufregenden Weihnachtsfest so tristen Tag aufzuheitern. Nachdem ich mich aus meinem Mantel geschält hatte, kuschelte ich mich neben ihn. Oma warf uns eine Weile misstrauische Blicke zu, wendete sich dann aber wieder ihren Töpfen zu.

„Na, wie geht es meiner Lieblingsenkelin", fragte er mich und schlug sich sogleich mit der Hand auf den Mund. Ein strafender Blick Omas traf ihn gleichzeitig. „Vergiss das schnell wieder," meinte Opa „natürlich habe ich alle meine Enkel gleich lieb." „Weiß ich doch", winkte ich ab. „Aber ich bin die Älteste, mit mir kannst du am meisten anfangen, denn die anderen haben ja noch keinen Verstand." Opa schmunzelte, weil ich mir der Überlegenheit meiner sechs Jahre

so sehr bewusst war. Scheinbar kam ihm da diese Idee, die uns das Ganze einbrockte.

Eine Weile unterhielten wir uns über Belangloses, aber ich merkte, dass Opa etwas im Schilde führte, denn er schaute immer wieder zu Oma. Erst, als er sicher war, dass sie sich auf die Zubereitung des Essens konzentrierte, bemerkte er beiläufig: „Es gibt da ein neues Gewürz, das macht Fleisch unglaublich zart, aber Psssssssst." Meine Neugier war geweckt. Nach einer Weile verließ Oma das Zimmer, denn Onkel und Tante schliefen mit meinem Cousin Dieter bei ihnen, und die standen gerade auf und verlangten nach ihr. Zuvor betrachtete sie uns noch mit einem forschenden Blick, aber wir guckten betont harmlos zurück, dann ging sie seufzend in die anderen Zimmer hinüber. Opa begann nun hektisch in seiner Hosentasche zu kramen und förderte triumphierend eine kleine Papiertüte zu Tage. „Hier, schnell ich habe ein wenig davon aufgetrieben, es ist unglaublich teuer, gib es an das Gulasch, Oma wird vielleicht staunen." Blitzschnell eilte ich zum Topf und ließ die kleinen schwarzen Stückchen hinein gleiten. Opa stand neben mir und rührte um. Schnell stülpte er wieder den Deckel darauf, dann flitzten wir an unseren Platz zurück und schauten betont harmlos, als Oma mit Onkel Fritz, Tante Anni und Dieter wieder die Küche betrat. Danach plauderten wir alle eine Weile und lachten sehr viel, Onkel Fritz stammte aus Schlesien und konnte mit seinem Akzent drollig berichten. Viele Ausdrücke waren mir völlig unbekannt, Pantoffel zum Beispiel waren bei ihm Puschen, ich fand diese Bezeichnung sehr viel treffender. Nach einer Weile deckte ich mit Tante Anni den Tisch und Oma trug das Essen auf. Nachdem Opa das Tischgebet gesprochen hatte, wollte ich schnell das Gulasch probieren, Opa legte seine Hand auf meinen Arm und sein Blick veranlasste mich so, die Anwesenden zu beobachten. Oma nahm erst eine Gabel voll Kartoffelstücken, während Onkel Fritz eine Gabel voller Fleischstückchen in seinen Mund schob, glaubte er zumindest. Er kaute, schaute dann ungläubig und zog einen kleinen schwarzen Streifen aus seinem Mund, den er ungläubig betrachtete. Er legte ihn beiseite. Nun nahm Oma von dem Fleisch. Sie kaute und erstarrte. Gleich wie Onkel Fritz zog sie einen schwarzen Streifen aus ihrem Mund. Mein Blick ging hin und her, ich verstand nicht, was da vor sich ging, ich sah nur, dass Opa sich das Lachen verbiss. Da ging Oma ein Licht auf. „Willy", ächzte sie hochrot im Gesicht. „Was ist das?" „Ein neues Gewürz," plapperte ich stolz drauf los, „das

hat Opa besorgt, es ist sehr teuer.“ „Oh ja,“ meinte Oma, „teuer wird es, aber für ihn, das sind die Lederreste, vom Schuhebesohlen, hab ich recht?“, fragte Oma, mühsam die Beherrschung wahrend. „Letztens hast du Frau Valentin gesagt, dass du aus Fleisch, das zäh wie Leder ist, die schmackhaftesten Gerichte zaubern kannst, das wollte ich mal ausprobieren“, erwiderte Opa, und nun brüllten wir alle los vor Lachen, nur Oma nicht. Mit ergrimmter Miene betrachtete sie uns und brüllte:

„Hol Euch der Teufel.“ Der ließ sich das nicht zweimal sagen, die Erde bebte und Angst breitete sich auf allen Gesichtern aus. Opa fasste nach meiner Hand und ich klammerte mich an ihm fest. Eine stinkende Wolke, die aus dem Nichts zu kommen schien, breitete sich aus, und in ihrer Mitte stand ein elegant gekleideter Mann. „Zu Diensten“, sagte er, ergriff Opa und mich, und die Umgebung verschwand vor unseren Augen.

Eine Art Wirbelwind trug uns davon, und als der verschwand, standen wir in einer unbekannten Umgebung. Der Teufel lachte und ließ uns los. „Hier ist Euer neues Zuhause, herzlich willkommen“, grinste er uns an und machte eine ironische Verbeugung. „Was starrst du mich so an“, wollte er von mir wissen. „Du bist also wirklich der Teufel?“, fragte ich ihn. „Du hast doch gehört, wie deine Großmutter mich gerufen hat, wer sollte sonst darauf reagieren“, meinte er erstaunt. „Du siehst aber nicht aus wie der Teufel“, antwortete ich. „Und wie sieht der Teufel deiner Meinung nach aus?“, fragte er sichtlich belustigt zurück. „Na, jeder weiß, dass er zwei Hörner hat und einen Bocksfuß, er ist schwarz im Gesicht und trägt einen Schwanz.“ Dabei baute ich mich vor ihm auf und verschränkte stolz auf mein Wissen die Arme. „Du bist nicht der Teufel, du gibst nur an.“ Nun lachte er brüllend los. „Du bist ja ein ganz schlaues Mädchen, und wo glaubst du seid Ihr hier?“, fragte er zurück. Nun war es an mir, verdutzt zu schauen, das hatte ich im Eifer des Gefechts völlig außer Acht gelassen. „Aber das Feuer,“ startete ich einen neuen Versuch, „wo ist das Fegefeuer, das in der Hölle brennt?“ Wieder glaubte ich Oberwasser zu haben, doch erneut brach der Teufel in Gelächter aus. „Du scheinst ein helles Köpfchen zu sein, deshalb will ich es dir erklären. Es gibt kein Fegefeuer, hier werden die Seelen mit Langeweile bestraft. Du bist noch ein Kind und kennst am ehesten das Gefühl. Langeweile ist die schlimmste Strafe für Menschen, hast du mal gehört, wenn jemand sagte, mir ist tödlich langweilig? Das erträgt auf Dauer keiner.“ Nun blickte ich meinen

Großvater an, na der Teufel würde sich wundern, wenn jemand Rezepte gegen Langeweile hatte, dann er, ich sah auch schon wieder das bekannte Funkeln in seinen Augen. Der Teufel merkte nichts von alledem, er brüstet sich weiter. „Weil jeder, der sich wenig bewegt, schnell friert, ist es hier sehr warm, und wenn dann eine dieser gequälten Seelen seinen Lieben im Traum erscheint, bringt er diese Wärme mit, so ist das Märchen von dem Fegefeuer wohl entstanden.

„Sag mal," schaltete sich nun Großvater ein, „wann ist denn unsere Verhandlung?" „Welche Verhandlung?", wollte der Teufel verblüfft wissen. „Na unsere", entgegnete Großvater. „Du musst doch auch die guten Werke berücksichtigen, und erst, wenn die bösen überwiegen, gehört man hierher. Du hältst doch wohl nicht alle die Unglücklichen hier ohne eine ordentliche Verhandlung fest, das wäre ja allerhand." „Man hat Euch verflucht, Ihr gehört mir", erwiderte der Teufel wütend. „Was zu beweisen wäre," meinte Großvater dazu, „ich jedenfalls verlange für meine Enkelin und mich ein ordentliches Urteil, ich werde mich bei Gott beschweren", mit diesen Worten kniete er nieder, zog mich neben sich und wir falteten die Hände. „Lieber Vater im Himmel", begann Großvater, und der Teufel wurde ganz bleich und wand sich in Qualen. „Hör schon auf", schrie er, „Ihr sollt Eure Verhandlung haben." Damit rauschte er wütend von dannen. „Das ist sein Achillesferse", grinste Opa. „Was ist das?", wollte ich wissen, und Opa stöhnte. „Bitte nicht diese Frage, nicht jetzt, ich muss nachdenken." Das verstand ich zwar nicht, immer sagten die Großen: frage, dann lernst du was, aber bei der hundertsten Frage stöhnten sie dann. Aber sicher hatte Opa recht, erst einmal mussten wir hier raus.

Wir erforschten nun die Umgebung, und immer, wenn wir jemanden trafen, stellten wir uns vor, aber außer einem mürrischen Gemurmel ernteten wir keine Antworten. „Nimm es ihnen nicht übel, wer weiß, wie wir werden, wenn wir erst einmal einige Jahre hier sind. Das war ein Scherz", ergänzte Großvater, als er mein entsetztes Gesicht bemerkte, „dich erträgt er nie so lange." Er grinste zwar dabei, und ich wusste mal wieder nicht so richtig, ob er es ernst meinte. Plötzlich ertönte eine Glocke, und alle schlurften in eine bestimmte Richtung. Wir folgten ihnen und gelangten in einen Speisesaal. Nachdem wir alle saßen, faltete Opa die Hände und sprach das Tischgebet. Alle erstarrten. Die Höllenbediens-

teten rasten laut schreiend davon, einige Mittagsgäste schauten verblüfft, und manche fielen wohl aus der Erinnerung heraus aus ein und beteten mit, einige weinten gar. Nachdem er geendet hatte, dauerte es eine Weile, bevor das Essen gereicht wurde. Angewidert betrachteten wir die graue, undefinierbare Masse. „Was soll denn das sein", fragte Opa den Kellner, wobei er ihn an seinem grauen Kittel festhielt. „Wir feiern das Weihnachtsfest, Jesus Geburt, und du servierst uns so etwas?" Bei seinen Worten begann die Höllenkreatur wieder zu heulen. Allmählich ging mir das auf die Nerven, sicher hatten sie nichts zu lachen hier, aber das dauernde Geheul musste doch nun auch nicht sein. Der Tumult lockte schließlich den Teufel herbei, wütend fuhr er mitten unter uns. „Was ist denn hier los?", wollte er wissen. Der Kellner unterrichtete ihn, und er wendete sich wutschnaubend an uns. „Ihr schon wieder", kreischte er. „Nicht dieser Ton", wies Opa ihn zurecht, und vor Verblüffung blieb des Teufels Mund offen stehen und entblößte einige schadhafte Zähne. Interessiert sah Opa hin. „Du solltest mal zum Zahnarzt gehen", bemerkte er. „Ich habe Angst", rutschte es dem Teufel spontan heraus, was ihn gleich wieder ärgerte, wie man an seiner Mine deutlich sah und was uns wieder lächeln ließ. Dann fing er sich wieder. „Hier wird gegessen, was auf den Tisch kommt, und wer nicht will, der lässt es bleiben", fuhr er uns an. „Da war ja Gustes Leder-Gulasch besser, und deswegen sitzen wir schließlich hier", sagte Opa.

„Ach ja und wann bekommen wir unsere Verhandlung?", hakte er noch einmal nach. „Einen Richter habe ich gefunden, einen Staatsanwalt auch, aber noch keinen Verteidiger", berichtete der Teufel. „Kein Wunder, du musst einen von oben holen", klärte Opa ihn auf. „Von oben, wie: von oben?", der Teufel schaute begriffsstutzig. „Na aus dem Himmel natürlich", meinte Opa, worauf der Teufel wieder schmerzhaft zusammenzuckte. „Aus dem Himmel, vom Himmel, von Gott", fügte ich an, denn es machte Spaß, ihn ein wenig zu piesacken. „Lass das," meinte Opa, „das ist böse, jemanden zu quälen, sonst gehörst du am Ende hierher." „Aber du sagst das doch auch immerzu", merkte ich an. „Nur da, wo es sein muss, aber nicht aus Übermut", fügte er an, worauf der Teufel ihn dankbar anblickte. „Du musst einen Engel oder einen Heiligen holen, der unsere guten Taten gegen die schlechten stellt", erklärte Opa dem Teufel. Der rieb sich das Kinn. „Wenn ich es recht bedenke, was ist schon so ein kleiner Fluch? Eigentlich nichts, ich glaube du hast Recht, wozu sollen wir viel Zeit und Geld

für eine Verhandlung investieren, wegen einer Bagatelle, ich denke ich bringe Euch zurück, und dass Ihr recht viel Gutes tut", grinste er. „Du meinst, du willst uns nach unserem Erdenleben nicht wieder hier haben?", grinste Opa. „So kann man es auch sehen", gab der Teufel zu. Er umfasste uns und – wusch – ging die Reise zurück und wir standen wieder in der Küche der Großeltern, wo alle um uns weinten. „Oh Willy", schluchzte Oma und umhalste ihren Mann. In der folgenden Zeit durften wir ungestraft alles mögliche an Blödsinn verzapfen, ohne Schimpfe zu kassieren, allmählich jedoch war wieder alles beim Alten.

Portrait



Gitte Hedderich, Herten, Alter: 55 Jahre

Mail: gitte.hedderich@t-online.de

Sie ist seit 29 Jahren verheiratet, hat zwei erwachsene Töchter und mittlerweile fünf Enkelkinder, einen Schäferhund und sammelt Puppen.

Sie begann erst vor einigen Jahren mit dem Schreiben, zuerst kleine Geschichten für ihre Enkel. Veröffentlichung von Kindergeschichten und Gedichten in diversen Sammlungen, u.a. im Mystischen Märchenbuch, Intrag Verlag, in „Das große Elfenbuch und die verschollenen Märchen" Band 3, im Inlitera Jahrbuch 2006/2007, in Gebündelt vom MB Verlag, in Farbenfroh, MB Verlag.

Sören Heim

Die Schießbudenfigur

Ich sehe mich, wie ich auf einem Abort über der Menge sitze. Hier ist mein Platz, ich lächele verkrampft, ich winke. Ich rieche, wie gestern, wie vorgestern, den penetranten Geruch von Currywurst gemischt mit Zuckerwatte. Biergesang weht von den Zelten herüber, Blasmusik, taumelnde Märsche. Ich spüre die ausgelassenen Gesichter, wenn sie hysterisch lachend auf mich eindringen, wenn die Menge einen Kreis bildet, feixt, mit dem Finger zeigt. Manch einer hat die Zeichen der Zeit verstanden, bewundert den Mut der Verzweiflung. Der nickt mir dann vielleicht aufmunternd zu. Ich kann noch Bruchstücke des rosaroten Himmels im sensuellen Gedächtnis meiner Netzhaut ausmachen. Da sind die zarten Wolken, die sich schillernd zur Erde wölben, wenn die Sonne untergeht, da ist die Kälte, die heran kriecht, und meine Aufgabe für die Nacht erschwert.

Ich sprach bei der Wahrsagerin nur kurz vor, an einem Morgen im April. Sie wusste sofort alles über mich, verstand, dass sie nie einen Besseren finden würde. Die Wahrsagerin war mein Spiegel, mein genaues Gegenteil. Sie kannte meine Zukunft, sie kannte deren Wert. Ich wurde von ihr auf meinen Platz verwiesen und musste ihn einnehmen. Müsste ich doch wenigstens nicht über ihren Köpfen thronen. Ich hasse es, in der Ferne den Horizont zu sehen, mir zu Füßen die wogende See.

Zwischen den schnaubenden Biernasen im Poloshirt und den jeansbehangenen Jugendlichen mit den schiefen Kappen, und zwischen den kichernden Girlies, die erwartungsvoll ihre Pobacken nach der Menge ausstrecken, fange ich an diesem Abend ein Strahlen auf, das angesichts der frühen Abendstunden weder den Sternen, noch der fluoreszierenden Leuchtreklame zugeschlagen werden kann. Sie trägt eine weiße Bluse, einen Rock. Sie blickt mir, für einen Moment, direkt in die Augen. Dann wendet sie sich ab, den Fahrattraktionen zu, die in der Ferne hoch über den Rummel wachsen. Zwei kleine Jungs, drei, vier Jahre vielleicht, springen zu ihrer Rechten, zu ihrer Linken. Bevor die Schultern der Feiernden zusammenrücken, mir den Blick auf das übernatürlich ausgelassene Bild verstellen, tritt ein stattlicher Kerl im Ausgehanzug zu den Dreien. Das Kind, dessen zarte Finger in der rechten Hand der Frau liegen, greift nun auch

die Hand des Mannes. Es wird, Engelchen, Engelchen flieg, zwischen den Beiden in die Lüfte empor gehoben.

Als ich die Wahrsagerin fragte, warum ich so bin wie ich bin, sagte sie: „Sie sind vom Weg abgewichen, aber das ist OK. Jeder findet dereinst seinen Platz“. Auf dem Schreibtisch aus leichtem Metall, wo sie saß, mich von ihrem lederbezogenen Drehstuhl aufmerksam beäugend, herrschte penible Ordnung. Die Bleistifte ragten, sorgsam angespitzt und mit Gravur aus einem Stifthalter aus schwarzem Ton, der wie ein grasender Elefant geformt war. Daneben, im Rücken eines Nilpferdes, befanden sich ein silberner Füllfederhalter und ein ebensolcher Kuli. An der rechten, mir zugewandten Schreibtischfront stapelten sich Akten in einem Plastikschuber funktionalen Designs, die Arbeitsunterlage bildete ein DIN-A1 Kalender mit Serengetimotiven. Das konzentrierte Gesicht der Wahrsagerin, aus dessen undefinierten Zügen sich kaum Rückschlüsse auf das Alter der Frau ziehen ließen, war in schummrigem Blau erleuchtet. Atemlos hörte ich zu, als sie ihre Fingerspitzen behände über die Tastatur ihres schicken, metallisch glänzenden tragbaren Computers gleiten ließ. Sie beschwor routiniert all die Erinnerung an die kaum glamouröse, jedoch stets gesicherte Existenz meines Vaters im niederen Beamtenstand, an seine glückliche Ehe, wieder herauf. An meine behütete Kindheit, die Zielstrebigkeit, mit der man mich durch die höhere Schule geleitete, an Mutter, die halbtags im Kindergarten ihre Liebe dem Nebenerwerb unterordnete, so dass ich im Sommer auf Sprachreisen gehen konnte, und die mittags doch immer rechtzeitig zu Hause war, um für die Familie zu kochen. „Papa sagte immer“, meinte ich einwerfen zu müssen, als die Wahrsagerin kurz Luft holte und mich mit kleinen schwarzen Augen über den Bildschirm herüber eindringlich anblickte, „Wenn du nicht studieren würdest, das wäre eine Verschwendung“. „Einen herausragenden Abschluss hatten Sie vorzuweisen“, sagte die Frau mit den magischen Händen, und unter konstantem Klackern zogen Informationen vor dem zweiten Gesicht vorbei, das sich auf der Mattscheibe spiegelte. Ich hätte vielleicht Richter werden können. Aber ach, immer der Widerspruch, immer diese Frage nach dem Sinn. Dann kamen die Partys, kam der Suff. Mit bedrohlicher Stimme ratterte man mir nun meine Verfehlungen runter, den Abstieg ins Fegefeuer, den dunklen Schlund der Gesellschaft. Jede dissidente Äußerung war bekannt, jeder Schrei in der Nacht, wenn ich wieder vollgeschissen im düsteren Zimmer aufwachte, ohne Gardine unter der Stra-

ßenlaterne. Wann ich am Daumen nuckelte, und wann vielleicht an anderen Körperteilen, die nicht unbedingt meine eigenen sein mussten, und sogar der verhängnisvolle Tag, als mir bei einer Umzugshilfe aus reiner Schwäche ein schwerer Sessel entglitt. Beinahe hätte er einen Mitarbeiter erschlagen. „Ein halbes Studium ist kein Abschluss", resümierte die Wahrsagerin analytisch, kalt. „Darum sind Sie, wie Sie sind. Damit dürfte die Frage beantwortet sein". Sie klappte den Laptop zu und lächelte unergründlich. Doch dann, wie aus heiterem Himmel, nahm ihr Blick einen wärmeren Ausdruck an. „Zu Ihrem Glück haben wir hier andere Regeln", sagte sie und reichte mir über den Tisch eine knochige Hand. „Fertige Menschen gibt es bei uns nicht." Mit einem bestimmten „Willkommen an Bord" presste die Wahrsagerin meine Hand so fest, dass sie fast zu brechen schien. Und nun sitze ich jeden Abend auf einem Donnerbalken, der bei der geringsten Erschütterung unter mir wegzuklappen droht, und nehme den freien Fall in Kauf, nur um zu leben.

Es ist traurig, es ist zum Verzweifeln. Hinter wie vielen dieser vom Alkohol aufgedunsenen Gesichter steckt eine Geschichte gleich der meinen? Wie viele der starken Jungs, die den mit Sand gefüllten Lederball aufheben, um ihn mit aller Gewalt gegen das Blech zu schleudern, das den Mechanismus auslöst, zittern genauso vor dem Morgen, wie ich es tue? Wie viele der Mädchen, die kreischen, der Kerle, die grölen, wenn ich im Becken aufschlage, haben auch, oder werden noch, eine ähnlich glückliche Familie enttäuschen? Sie schwitzen, das Wasser läuft ihnen über Gesicht, es tritt aus ihren Achselhöhlen hervor, durchtränkt Sommerhemden. Der mit Sägespänen bedeckte Boden saugt gierig Bier auf. Bei der Schaubude, wo das riesige Kaninchen Pinguine aus einem Zylinder zieht, hat schon jemand hingekotzt, hellgrün präsentiert sich die Mahlzeit zweier Tage. Zwischen den Brocken lugen vereinzelt Spitzen dürren Grases hervor. Während mein Blick ruhelos schweift und die Frau, deren Blick mich für einen Moment berührte, nicht gehen lassen kann, sausen immer wieder scharf geworfene Bälle an mir vorbei. Langsam stelle ich mich auf die Routine des kommenden Arbeitstages ein, und die ganze Zeit denke ich, dass die feisten Werfer, die sich und anderen etwas beweisen wollen, jenem Bild, das ich festzuhalten versuche, noch näher sind als ich, obwohl sie es wahrscheinlich gar nicht bemerkt haben. Haha, das war knapp, gleich gehst du baden! Können sie sich nicht umdrehen, gehen, während ich gefesselt bin? Und halt. Verschwindet nicht gerade

dort hinten der Zipfel eines weißen Rocks in der Gondel des Riesenrades?

Um der brodelnden Hitze des Rummels zu entkommen, wo mich der Taumel der Massen stets zu bedrängen scheint, wo die Katastrophe immer nah ist, und gleichzeitig meine Daseinsberechtigung, hänge ich all meine Träume an diesen Rockzipfel. An ihm ziehe ich mich in die Gondel empor, mit ihr verlasse ich diese Erde, und liefere mich dem Riesenrad aus. Der Mann, der große Mann mit dem Anzug, den breiten Schultern und den starken Armen, das könnte auch ich sein. Der gerade vielleicht einen Arm um sie legt, und sagt, schau, da können wir gleich unser Haus sehen. Und oh, das Auto, wie winzig es von hier aussieht. Und sie würde auf den Rummel hinunter blicken und rufen: Und wie winzig die Menschen erst! Und ich würde wissend lächeln. Ja, wie winzig. Während das Rad uns den Sternen nahe bringt, zieht das Leben wie ein leichter, fröhlicher Tanz an mir vorbei. Ich denke an all die falschen Entscheidungen, die ich hätte treffen können, und danke Gott, dass er mich stark gemacht hat. Ich erinnere mich an das Mädchen mit der bleichen Haut und den kurzen, schwarzen Haaren, die ich im vierten Semester kennen lernte. Die das Leben wie einen Eimer Abfall sah, in dem sich nur die Maden vergnügen konnten. Die zu küssen wusste wie keine zweite, und nicht nur zu küssen, und die zu allem eine Meinung hatte. Oh, wie ich Gott danke, dass ich nie mit ihr schlief. Dass sie nicht schwanger wurde. Nicht abtrieb. Dass darüber nicht drei Welten, meine, die meiner Eltern, die ihrer, zusammenbrachen. Und ich danke, dass eine bodenständige, zielstrebige, und doch dem Heim verbundene Frau meinen Weg kreuzte. Dass ich nun hier, mit meinen beiden Söhnen, mit ihr, über den Dingen schweben konnte, dass nur das leise Quietschen des Riesenrades sich dissonant in die Glückseligkeit mischt und doch nicht stört. Vor meinem inneren Auge sehe ich die Kanzlei in München, die Kämpfe, der langsame Aufstieg. Weil ich stets beharrlich blieb, wäre ich vielleicht bald schon Partner. Dann sehe ich nur noch ihre rosigen Wangen, ihr volles Lachen, das Lachen meiner Frau. als der Jüngste versucht, meine Schultern zu erklettern. Die Gondel des Riesenrades passiert den höchsten Punkt. Und ich stemme den Jungen in die Höhe, hoch über meinen Kopf. Und er schlingt die Beine um meinen Hals und lacht ebenfalls. Und er schaut weit in die Nacht, so weit. Noch über jenen Punkt hinaus, wo mein Himmel wieder die Erde berührt.

Als ich schon eine Weile auf dem Rummel gearbeitet hatte, ging ich ein zweites Mal zur Wahrsagerin, um sie über die Zukunft zu befragen. Es war ein regnerischer Morgen, und wir hatten eine unangenehme Nacht in einer kleinen Ortschaft an der Grenze verbracht. Es war windig, Donner grollte im Ungewissen. Büsche strichen wie Geister um die Wagen, Zweige kratzten an den Türen. Ich hatte kaum ein Auge zugetan. Die Wahrsagerin war immer als erste auf. Dann machte sie die Bücher und ging den Plan für die Woche durch. Davor noch ordnete sie ihre Gedanken und brachte die Verwaltungssoftware auf den neuesten Stand. An jenem Tag war sie äußerst ungehalten, „das Lama spuckt", schrie sie in ein kaum handtellergroßes Mobiltelefon. „Immer wieder. Spuckt auf die Gäste, auf den Dompteur. Was? Nein, so kann das nicht weitergehen." Ich versuchte eine Miene aufzusetzen, die der Aufregung der Wahrsagerin zu entsprechen schien, und trat schüchtern von einem Fuß auf den andern. „Was soll das heißen, sie behandeln keine Lamas? Sind sie nun Tierarzt?" Die Wahrsagerin blökte, lauschte dann einen Moment angestrengt. Schließlich sagte sie „darüber sprechen wir noch", legte auf und ließ das Telefon mit einer professionellen Bewegung in der Brusttasche verschwinden. Dann ließ sie sich hinter dem Computer nieder und zauberte einen vergeistigten Ausdruck auf ihr Gesicht. „Also? Was kann ich für dich tun?" Ich sprach ihr zuerst davon, wie froh ich war, hier bei den Fahrenden Arbeit gefunden zu haben. Und davon, dass ich, wäre ich an einem Ort geblieben, doch sowieso in der Gosse gelandet wäre. Und es ist eine nette Arbeit, viel Action, sagte ich. Man lernt Leute kennen, man hat mit Menschen zu tun. Es ist eine abwechslungsreiche Arbeit, sagte ich. Und die Wahrsagerin nickte und hob erwartend die Augenbrauen. Da ging ich dazu über, von den Schwierigkeiten des Lebens zu sprechen. Erkältungen zum Beispiel, die waren in meiner Position ein konstanter Reisebegleiter. Und das Wasser ist nicht gerade warm, und auch im Sommer scheint nicht immer die Sonne, gab ich zu bedenken. Und ich muss, durchnässt, immer wieder auf das Brett hinaufsteigen. Ja, wie ich sogar manchmal betete, einer der Halbstarken, die sich mit mir vergnügten, möge doch um der Abwechselung halber wieder einen Treffer landen. Kurzum, wann immer ich Medikamente brauchte, musste ich mich beim Essen einschränken, erklärte ich der Wahrsagerin. Und vom Ausgehen brauchte ich gar nicht zu reden. Mal wo was trinken? Wie sollte ich denn jemals ein Mädchen kennen lernen, bitte? Da blickte die Wahrsagerin mir tief in die Augen und sagte gerade heraus: „Du willst ne Gehaltserhöhung, ist es das, was du willst?

Oder gar ne bessere Stelle. Ne Gehaltserhöhung und ne bessere Stelle?“ In diesem Moment schlug der Donner, deutlich näher als zuvor, und ein greller Blitz erhellte das Innere des Wagens. Die Wahrsagerin brach in dämonisches Gelächter aus. Sie beugte sich vornüber und hieb mehrfach mit der Faust auf den Tisch. Der schepperte. Die ordentlich aufgeschichteten Bleistifte tanzten, die Akten lagen plötzlich nicht mehr Kannte an Kannte. Das Blau des Bildschirms beleuchtete die Brüste der Wahrsagerin, die glucksend bebten. Schließlich brach es aus ihr hervor: „Oh, du verstehst rein gar nichts, oder?“ Sie hatte die Augen weit aufgerissen und schien geradewegs durch mich hindurch, mitten in den Sturm, zu blicken, der draußen unvermindert tobte. Schwere Regentropfen schlugen aufs Blechdach. „Denkst du, ich habe hier irgendeinen Einfluss? Hier gibt es keine fertigen Menschen, du erinnerst dich? Ich bin die Wahrsagerin, ich lese die Vergangenheit, ich spreche von der Zukunft. Sonst mache ich meinen Job, und das war´s.“ Im Folgenden bin ich mir nicht sicher, ob sie aus dem Nähkästchen sinnierte, oder in Entrückung sprach. „Nur ein Zahnrad“ heulte sie, „nur ein Sandkorn im Meer. Du steckst mit drin, ob du willst oder nicht, der Rummel ist dein Leben, und damit geht’s dir wie uns allen. Gerade, wenn wir uns irgendwo eingerichtet haben, bläst der Wind, und wir ziehen weiter. Wenn wir glauben, sichren Grund zu spüren, bebt der Boden unter unseren Füßen. Oh Naiver, der du denkst, ich könnte für dich daran etwas ändern. Der du hier eingehst, lasse alle Hoffnung fahren“. Die Wahrsagerin hatte die letzten Sätze in einem hektischen Stakkato hervorgestoßen, die letzten Worte in einem traurigen Singsang. Dann brach sie über ihrem Schreibtisch zusammen, und weinte bitterlich. Und ich wusste, dass diese Frau Recht hatte, uneingeschränkt Recht, als sie flüsternd begann, Flüche gegen den Computer zu murmeln.

Jetzt ist die Stimmung am Brodeln, jetzt ist die Menge dem kollektiven Höhepunkt nahe. Dicht an dicht ist der Rummel nun von Menschen bevölkert, aus tausenden Mündern quillt ein atmosphärisches Rauschen, Wortfetzen und Zwiebelgeruch und als Grundton stets die beißende Dumpfheit des Alkohols. Aus dem rechten Augenwinkel beobachte ich eine Keilerei, zwei stiernackige Fleischberge wälzen sich im Dreck. Direkt daneben steckt ein dürrer Teenager einem anderen eine klebrige Zunge in den Hals. Auf einem kleinen Haufen aus Sand und Sägespänen frontal vor mir steht ein bulliger Typ. Er trägt ein schwarzes Muscle-Shirt, Jeans und Baseballkappe. Er holt gerade zum dritten Mal aus.

Angespannt jede Faser des Körpers, verbissen die Zähne, Adern treten auf der Stirn hervor. „Letzter Versuch“, johlt ein Mann mit Mikrofon. „Schicken Sie den August baden, zeigen sie, dass sie ein Mann sind.“ Und da ist sie: die Existenzangst, die mich immer vor dem Wurf überfällt. Sie schleicht sich nicht langsam heran, baut sich nicht drohend auf. Nein, sie ist nie und immer da. Sie äußert sich als Überlegenheit, wenn kaum Gäste da sind. Wenigstens habe ich einen Job, sage ich mir dann oft, und rümpfe von meinem Thron die Nase über Menschen, die schon mittags besoffen sind. Dann zeigt sie sich als Ekel, wenn die Menschen sich sammeln, bereit zum Angriff. Und dann kommt die Angst wie ein Hai. Sie springt mich aus dem Wasser an, das blau zu meinen Füßen dümpelt. Aus den wartenden Augen. Aus dem Morgen. Gerade zieht der Werfer das linke Bein an, er holt noch einmal zusätzlich Schwung, wie der Pitcher im Baseball. Wie ein kleines Kind, das etwas nachspielt, das es im Fernsehen gesehen hat. Mir schießen die Weisheiten der Wahrsagerin durch den Kopf. „Es gibt keine fertigen Menschen.“ Und „Der du hier eingehst“. Das Bein schnellt voran. Wie ein Katapult folgt der Rest des Körpers, es scheint als zieht die Bewegung den Arm, mit der Hand, mit dem Ball, hinter sich her. Reißt ein Loch in die Zeit, in welchem die Bedeutungslosigkeit des Daseins unendlich erscheint. Und immer wiederkehrt. In diesem Moment entdecke ich sie. Sie steht mit dem Mann und den Kindern ein wenig abseits, in etwa dort, wo die Prügelei stattgefunden hat. Wie das überzeichnete Bild eines holländischen Meisters hebt sich die Gruppe von der Umgebung ab, die trüb ist wie die Tiefsee. Dann sehe ich sie allein mit den Kindern. Sie winkt mir. Ich sehe nur noch sie. Sie. Endlich kann ich sie losgelöst beschreiben. Blass ist sie, so wie ich mir Einhörner immer vorgestellt habe, doch es ist eine gesunde, lebendige Blässe. Ihre Beine sind wie Weidenruten grazil, biegsam, jedoch nicht zu brechen. Ihre Arme sind Libellenflügel. Ihre Zähne sind die Sterne des Orionnebels, ihre zartroten Lippen sind Blütenstaub. Die Brust, die makellose Brust, ist die Verlängerung ihres Herzens. Dies ist der Moment, in dem ich ganz fest glauben möchte, dass die Wahrsagerin gelogen hat, dass sie sich irren kann, können wir das nicht alle? Dass auch ich, eines Tages, mit dem Riesenrad fahren würde, dass mein Leben vor meinem inneren Auge tanzen würde, dass ich einst die Sterne berührte. Und dass noch jemand über mir schwebte, dem ich, um liebevolle Unterstützung wissend, dabei helfe, einen Tick über meinen Horizont hinaus zu blicken.

Da scheppert es jäh blechern, und es wird kalt und dunkel. Für einen Moment glaube ich durch einen Schleier aus Tränen zu blicken. Wogen schlagen über mir zusammen. Mein Steißbein schmerzt. „Volltreffer“, jubelt der Mann mit dem Mikro, und die Menge steht im Trockenen, tobt und unterhält sich blendend.

Portrait

Sören Heim, Bingen, geb. 1984 in Mainz

Student, Tramper, Dichter, textet seit seiner Schulzeit, anfangs sporadisch und spielerisch, mit fortschreitender Zeit immer mehr im Sinne des Ernstes des Lächerlichen, der dem überzeugten Literaturschaffenden heute innewohnt.

Lesungen in den Großräumen Mainz – Darmstadt – Worms, Veröffentlichungen u.a. Bibliothek deutschsprachiger Gedichte 2006, IgDA Nachwuchspreis 3. Platz 2008.

Kathrin Hornung
In Gefangenschaft

Es ist still in ihrer kleinen Wohnung. Nur die große Wanduhr lässt durch ihr regelmäßiges, unaufhaltsames Ticken darauf schließen, dass das Leben weiterläuft. Seit zehn Jahren hat Angelika ihr Heim nicht mehr verlassen. An guten Tagen schafft sie es unter Aufbringen ihrer ganzen Kraft, die Wohnungstür zu öffnen und die Stufen bis zu den Briefkästen hinab zu steigen, um ihre Post zu holen. Meist sind es Rechnungen oder Kataloge der Versandhäuser, bei denen Angelika ihre Kleidung, oder was sie sonst gerade benötigt, anfordert. Die guten Tage werden zusehends weniger. Ihre Zeit verbringt sie vor dem Fernseher, nutzt ihn als letzte Verbindung zur Außenwelt. Der Welt, an der sie nicht aktiv teilnehmen kann.

Manchmal schaut sie stundenlang aus ihrem Küchenfenster und beobachtet das alltägliche Treiben auf der Straße. Mittlerweile weiß sie genau, wer wann zur Arbeit geht, welches Auto zu welchem Fahrer gehört und wessen Kinder zu welcher Zeit von der Schule kommen. Noch nie hat sie mit den scheinbar so vertrauten Menschen ein Wort gewechselt. Die meisten von ihnen haben noch nicht mal eine Ahnung, dass es sie gibt. Angelika, 42 Jahre alt, schwer depressiv und phobisch. So oder so ähnlich steht es in unzähligen Arztberichten.

Oft denkt sie wehmütig an bessere Zeiten. Das Abitur, die Studienzeit. Sie war beliebt, attraktiv und bei jeder Party dabei. Nicht an einen allein verbrachten Abend in ihrem Zimmer im Studentenwohnheim erinnert sie sich.

Sie liebte das Leben, kostete es in vollen Zügen aus. Die Welt stand ihr offen und sie stürzte sich hinein. Doch dann ging es los. Ganz langsam und unauffällig schlich sich der Dämon in ihre Seele, der sie heute vom Leben fernhält und aufpasst, dass sie die Grenze zur Außenwelt nicht überschreitet.

Zuerst mied sie Fahrstühle, machte sich keine Gedanken darüber und kannte tatsächlich einige, die eine Abneigung gegen diese engen, fahrenden Räume hegten. Auch ihre Aversion gegenüber öffentlichen Verkehrsmitteln, Kaufhäusern oder Kinos beunruhigten sie nicht. Schnell erlernte sie die Kunst des Ausredenerfindens, war ein Meister auf diesem Gebiet.

Damals ahnte sie nicht, in welch höllischem Teufelskreis sie sich bereits befand. Immer häufiger sagte sie Verabredungen ab, schwänzte universitäre Veranstaltungen und fühlte sich in der Wohnung, in die sie mittlerweile umgesiedelt

war, am wohlsten. Freunde zogen sich zurück, zu oft waren sie von Angelika versetzt oder enttäuscht worden.

Einzig ihre damals beste Freundin Eveline hielt zu ihr. Auch heute ruft Eveline sie ab und zu an, erzählt von ihrem Mann und ihrer Tochter, versucht, Angelika an ihrem Leben teilhaben zu lassen. Ein- bis zweimal im Jahr besucht sie Angelika sogar. Wenn sie Zeit hat. Angelika weiß, dass sie selber kein anregender Gesprächspartner ist, es gar nicht sein kann.

Sie erlebt nichts, kennt nur den Blick auf die Straße oder in den Hinterhof. Der einzige Mensch, den sie regelmäßig sieht, ist ihre 74jährige Mutter. Alle zwei Tage kommt sie, bringt Angelika Lebensmittel oder Zeitungen, kocht hin und wieder für sie und achtet darauf, dass ihre Tochter aufsteht und sich anzieht.

Die Hoffnung, dass Angelika sich erneut therapeutische Hilfe sucht, hat sie aufgegeben. Zu groß war die bisherige Ärzteodyssee, zu niederschmetternd das Ausbleiben jeglicher Besserung. Sie hat sich damit abgefunden. Sie weiß, dass ihre Tochter sehr krank ist, aber sie weiß auch, dass diese sich selbst helfen muss. Sie selbst hat keine Kraft mehr, unterstützt sie lediglich in alltäglichen Dingen, um sie nicht ganz fallen zu lassen.

Angelika spürt, dass sie eine Last für ihre betagte Mutter ist. Manchmal träumt sie von der Zukunft. Sieht sich, eine Schürze tragend, den Abendbrottisch für ihre Familie richten, bastelt sich in ihren Gedanken einen zärtlichen und verständnisvollen Ehemann, der sie liebt und respektiert. In ihren Träumen ist sie die liebevolle Mutter zweier niedlicher Kinder, denen sie ein geborgenes Zuhause schenkt.

Zwischen der Realität und ihren Wünschen liegt ein ganzes Universum, das weiß sie. Und doch spürt Angelika tief in ihrem Inneren einen schwachen, aber stetig leuchtenden Hoffnungsschimmer, der ihr Kraft gibt. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, denkt sie dann. Vielleicht gibt es irgendwann auch noch für sie ein Leben. Jenseits der Grenze zur Außenwelt.

Portrait

Kathrin Hornung wurde 1979 in Hamburg geboren. Sie studiert Erziehungswissenschaft mit dem Nebenfach Psychologie an der Universität Hamburg und arbeitet derzeit an ihrer Diplomarbeit. Ihre Leidenschaft für Literatur entwickelte sich bereits in ihrer Kindheit. Nach Veröffentlichungen von Kurzgeschichten und Zeitschriftenbeiträgen schreibt sie nun an ihrem ersten Roman.

Antje Ippensen
Das Innere oder Die Nullte Stunde

Tief unter ihren Füßen das hohle Rumpeln der U-Bahn. Wie Magengrollen. Das war – außer dem Geräusch ihrer eigenen Schritte – das einzige, was Quiran hörte, während sie heimwärts stapfte. Sabrina spähte sicher schon besorgt nach ihr aus.

Um einen zu absoluter Unkenntlichkeit verklumpten Abfallhaufen, den man sich lieber nicht näher anschaute (es schien, als sei auch eine menschliche Knochenhand dabei, die wie flehentlich emporgereckt aussah), machte Quiran vorsichtshalber einen Bogen. Neben dem Haufen lagen Rattenskelette. Das letzte Mal, als sie hier war, hatte es noch *lebende* Ratten gegeben.

– Schwarzpurpurne Buchstaben, wie eine Mischung aus Blut und Knochenasche, groß und ungelenk, verkündeten von der Wand des Hochhauses herab: WIR SIND ALLE DEM UNTERGANG GEWEIHT, und die zahllosen Risse im Beton machten dies glaubhaft. Quiran verzog den Mund. Sie war ein starkknochiges Mädchen, dunkel, mit unruhigen Augen; sie trug eine schwarze Lederhose und eine Jeansjacke, an der Reste von Fellbesatz klebten. Sie blickte düster auf die Botschaft über der Tür, eine ganze Weile, und betrat dann das Hochhaus.

Langsam stieg sie die vielen, mit schmutzigen Fußabdrücken übersäten Treppen hinauf – niemand benutzte den Fahrstuhl, weil er jetzt nur noch nach unten fuhr.

Sabrina wartete ängstlich. „Da bist du ja – endlich!“

Quiran umarmte sie kurz, strich ihr müde lächelnd über die verblichenen Locken.

„Ich wollte uns Tee kochen, aber das Wasser will nicht heiß werden!“, klagte Sabrina und schenkte Quiran einen ihrer *verlorenen* Blicke. Die in ein helles Blümchenkleid gehüllte Gestalt der jungen Frau war porzellanhaft zart.

„Das macht doch nichts, mein süßes Mädchen mit dem altmodischen Namen.“ Quiran küsste sie auf die Stirn.

– In dem samtigen Dämmer, das ringsum herrschte, floss die durcheinandergewürfelte Einrichtung des Ein-Zimmer-Appartements vielfarbig ineinander. Vor allen Fenstern hingen dicke, bunte Vorhänge, damit das Licht draußen blieb.

Sabrina verschwand in der winzigen Küche, und ihr ängstlichmunteres Geplapper drang nur teilweise an Quirans Ohr.

„... erst so froh, als Josta vorbeikam und sich ans Werk machte. Er sah lustig aus, weißt du, mit dem Hut seiner Tante auf dem Kopf. Mit Straußenfedern und so. Aber er hat uns das Wasser wegrepariert ... ein Eimer voll ist noch da ... und nun ...“

Quiran trat ans Fenster und zog den schweren Vorhang einen Spaltbreit auf, so dass ein Messerschnitt Licht hereinfiel. Die Aussicht von hier oben aus dem achten Stock war viel schlimmer. Die Tote Stadt, die keinen Namen mehr hatte. Ihre Ruinen schimmerten im kalten *Widerlicht*. Viel schlimmer, als durch sie hindurchzugehen und sich all diese verfaulenden Reste aus der Nähe zu betrachten. *Das Ganze, die Gesamtheit, ist immer unerträglicher als die Einzelheit,* dachte Quiran. Sie ließ den Vorhangzipfel abrupt fallen, als sie hinter sich leises Klappern hörte.

Sabrina deckte den Teetisch und ließ dabei äußerste Sorgfalt walten, als handle es sich um ein mystisches Ritual.

„Vielleicht kocht das Wasser dann schneller“, meinte sie und blickte fasziniert auf ihre sich langsam bewegenden Hände.

Das Wasser ist träge geworden. Wie die Zeit, die uns umgibt, dachte Quiran. *Dieser Tag dauert nun schon ewig. Es wird nicht mehr Nacht.*

– Heavy Metal Musik dröhnte durch die Decke herab, aus einer Wohnung, nicht größer als die ihre, aber sechs Schwule hatten sich darin zusammengepfercht, Schulter an Schulter und Knie an Knie, alle Möbel hatten sie entfernt. Dabei standen noch genug größere Wohnungen leer, aber nur ganz oben, und wer wollte da schon hin? Außerdem waren die sechs wahrscheinlich viel zu benebelt, um zu merken, wie beengt sie sich befanden. Quiran dachte an die schlaflose *Tagnacht*, die sie verbracht hatte, gequält vom *Widerlicht*, obwohl es doch ausgesperrt war.

„Ich wünschte, du würdest nicht hinausgehen“, sagte Sabrina und rang dabei die Hände. „Niemand tut es.“

Quiran erwiderte nichts.

„Hast du deine *Gutmacher* geschluckt?“, fragte Sabrina.

„Ja. Aber sie wirken nicht,“ antwortete Quiran bitter, „nicht bei mir.“ Abwesend blickte sie auf die von Sabrina hoffnungsfroh arrangierten Teetassen aus türkisblau glasiertem Steingut, auf die bauchige Teekanne auf ihrem Messing-

stövchen. Ein vertrauter, unheimlicher Anblick. Alles war so.

Sabrina huschte wieder in die Küche. „Das Wasser ist noch immer kalt“, hörte Quiran ihre Stimme furchtsam-fröhlich herübertönen. Sie ließ sich in den rötlichen Polstersessel fallen. Mit herabhängenden, leeren Armen schlurfte ihre Gefährtin zu ihr, und ihr Kopf sank anmutig zur Seite. Sie sah wie ein geknicktes Fragezeichen aus. Quiran musterte sie.

„Wieviele hast du genommen, während ich weg war, Sabrina?“

„Gutmacher? Zwei oder drei. Oder auch vier“, gab Sabrina zur Antwort und versuchte sich ohne jeden Erfolg das Aussehen eines Menschen zu geben, der zwei oder drei starke psychoaktive Glückspillen intus hatte. Oder auch vier. – Ja, bei ihr wirkten sie noch, aber in immer geringerem Maße. Noch gestern hätte Sabrinas *High-Smile* nicht so gezwungen gewirkt.

– Alle anderen Bewohner des Hochhauses nahmen härtere Drogen. Violette Entkrampfer. Schneepulvriges Kokain. Pinkfarbene Euphorisate. Schwarzbraunes Heroin. Oder sogar Nebelextrakt, der die Seele vollständig in wohlige Schleier hüllte. Es war genug da von allem, was betäubte. Quiran war die einzige, die nichts anderes nehmen wollte als die grünen *Gutmacher*, und noch hörte Sabrina auf sie.

DA ... es kam wieder. Es. Eine Art Zittern, ein unsichtbares Beben in der Atmosphäre. Etwas *zerriss*. DAS spürten sie alle, mochten sie auch noch so bedröhnt sein. Dagegen half nichts. Die lautlos-unheimlichen Schwingungen riefen bei Sabrina ein sichtbares Zittern hervor, und sie schmiegte sich wie ein Kind in Quirans Arme.

– Über ihnen verstummten die harten, hämmernden Rhythmen aus dem Ghettoblaster, wurden abgelöst von Lauten, die ebensogut Schluchzen wie Lachen sein konnten.

– Schon zweimal hatten die Hausbewohner dies erlebt, aber noch nie so stark.

„Was war das?“, fragte Sabrina mit leiser und bebender Stimme.

„Vielleicht eine U-Bahn“, sagte Quiran, der nichts anderes einfiel.

„Warum fahren die U-Bahnen noch? WIE fahren sie, wo doch keiner mehr da ist? Fahren sie von selbst?“

„Vielleicht durch einen Kurzschluss“, sagte Quiran. Es klang überhaupt nicht überzeugend.

Sabrina hob den Kopf – ihre blassen Augen gewannen Farbe und Glanz. „Das

ist *kein bisschen* logisch!“

Quiran versuchte zu lächeln.

„Ist wirklich keiner mehr da, Quiran? Sind alle tot, außer uns?“

„Auch wir sind tot, Sabrina.“

Verfluchte Überschärfe der Sinne, die sie alle besaßen, durch die sie alles hörten, sahen, fühlten, was im Haus vorging! Wozu? Um ausgerechnet jetzt den letzten, befreiten, fast jubelnden, *grässlichen* Schrei eines *Springers* zu hören, den wirbelnden Schatten seines fallenden Körpers zu sehen. Draußen vor dem Fenster. Kein Vorhang schützte davor.

– Es war noch gar nicht lange her, dass Quiran selbst von demselben Wunsch beseelt gewesen war – nachdem sie und Sabrina sich geliebt hatten. Wie lange war das her? Eine Stunde, eine Woche? – Ganz und gar durchdrungen vom Honigduft unsagbar zärtlicher Momente, hatte sie Sabrina an der Hand nehmen und mit ihr aus dem 8. Stock springen wollen. Wie schon so viele vor ihnen.

Letztes Aufflackern der Sinne. Dann Verlöschen.

Jetzt begann auch noch das samtbezogene, altmodisch-behäbige Telefon geisterhaft zu klingeln. Quiran erwog, es abzunehmen, wie schon so oft, aber wenn man das tat, so hörte man doch nur den Wind heulen. Wind am anderen Ende, der durch die leblosen Leitungen flüsterte.

Sabrina schien auf das Läuten zu lauschen. Ganz sicher konnte man sich da nicht sein. Mit einem ersterbenden, knackenden Laut hörte es auf zu läuten. Dann klopfte es an der Wohnungstür. Quiran biss die Zähne zusammen, schob die Freundin sanft von ihrem Schoß und erhob sich.

Draußen stand Zungrat, high bis zum Mond, das Lächeln seines dunkelhäutigen Gesichts umschloss den ganzen Trümmerhaufen von Welt.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte Quiran automatisch, bevor ihr bewusst wurde, wie absurd diese Worte waren.

Zungrat strahlte noch mehr. „Wir dachten schon, du wärst das gewesen, der gesprungen ist. Bin froh, dass du es nicht warst.“

Erst jetzt empfand Quiran den Verlust. *Wieder ein Hausbewohner weniger … wir schwinden dahin.* „Ich denke, es war unser Ass aus dem 9. Stock“, sagte sie ruhig.

Der spindeldürre Farbige blickte suchend an ihr vorbei und fragte dann:

„Braucht ihr was?"

Quiran blickte auf den kleinen, durchsichtigen Plastikbeutel, der von einem seiner langen Finger baumelte. Er schlenkerte damit. Regenbogenschimmernde Pulversubstanz wallte auf. Natürlich Nebelextrakt.

„Nein", antwortete sie bestimmt.

Zungrats schier undurchdringliche Heiterkeit lichtete sich nun doch, um einer scheuen Achtung Platz zu machen. *Du bist die letzte von dem zähen Haufen,* sagten seine schwarzen Augen, *aber DU bist nicht untergegangen.*

„Nein," wiederholte Quiran, „noch nicht", fügte sie hinzu und schlug dem verwirrten Farbigen die Tür vor der Nase zu. Es hallte durch das gesamte Hochhaus, von oben bis unten, vom Flachdach bis zum Keller.

– Reglos kauerte Sabrina neben dem roten Sessel. Sie lächelte verstört. „Das ist nicht wahr", sagte sie mit dünner Kinderstimme. „Wir leben. Du und ich, wir haben einander. Wir lieben uns. Und es ist viel besser so, ohne den Rest. Keine Verachtung mehr, kein Spott, keine Feindseligkeit, keine Gewalt."

„Kein Widerstand", sagte Quiran, sie scharf beobachtend. „Kein Kampf. Keine Niederlagen, keine Siege. Nichts."

„Ich vermisse das alles nicht", entgegnete Sabrina. „Wir sind eine gute Gemeinschaft. Wir halten zusammen."

„Gegen wen?"

Ruhelos ging Quiran im Zimmer auf und ab. Es war sehr schwer, Gedanken in Worte zu fassen. „Fast nichts ist uns geblieben. Als letzte Zeugen des Untergangs tun wir nichts anderes, als dafür zu sorgen, dass wir nichts mehr davon mitkriegen. Wir tun alles dafür, was in unseren kümmerlichen Kräften steht. Bunte, angenehme Drogenträume. Ewig high sein und sich mit Musik und Körperwärme bedröhnen. Leise davonsickern ins Nichts oder hineinspringen in den Abgrund. – Und wer könnte uns daraus einen Vorwurf machen? Wer außer …" Sie brach ab. Sie hatte kaum genug Atem, um weiterzusprechen.

„Sonderbar, dass nur die wirklich Verrückten überlebt haben", sagte sie mühsam. „Und noch dazu nur die, die sich gerade in einer existenziellen Krise befanden, als … Sieh uns an! Ausgeflippte Lesben. Schizophrene Künstler. Einsiedlerische Zen-Meister. Depressive Schriftsteller. Einsame Dichterinnen. Verzweifelte Grenzgänger. Alle schwul. Oder asexuell und unfruchtbar. Wie unser Ass aus dem 9. Stock. Sie war Malerin, glaube ich. – Kein einziger Hetero kam davon. Das heißt, keine Fortpflanzung mehr. Das Ende der großartigen menschlichen

Rasse. Nur die echten, die absoluten Außenseiter sind die Auserwählten. Für uns der Logenplatz, für uns, die wir den letzten Akt betrachten in einem Hochhaus, das als einziges Haus noch steht in der Toten Stadt.“

„Es ist ein hübsches Haus“, warf Sabrina ängstlich ein. „Warm und sicher. Mit genügend haltbaren Lebensmitteln.“

Schnellen Schrittes ging Quiran zu ihr, kniete vor ihr nieder und umklammerte ihre schmalen Schultern. „Essen. Trinken. Pillen schlucken. Verrückte Klamotten anziehen und die Musik einer toten Welt hören. Und ab und zu Sex, aber immer seltener. – Soll das alles sein? Früher ... damals ... hatten wir alle noch etwas anderes, einen – Sinn. Wie haben wir überlebt, in feindlicher Umgebung, als Ausgestoßene? Weißt du es noch? Nein. Wir haben nur noch vage Erinnerungen. An das Schöpferische in uns. Das wir alle einmal hatten! Nachdem die Vernichtung über uns hinweggezuckt war, seit wir in den U-Bahn-Schächten wieder zu uns kamen, uns in den Fahrstuhl zwängten und hinauffuhren in dies Haus ...“

Sabrina schauderte, aber sie unterbrach Quiran nicht mehr. Sie ertrug es, obwohl Quiran das wachgerufene Grauen in ihren Augen sah.

„ ... in dies Haus, in dem Strom und Wasser wahnsinnigerweise noch sporadisch funktionieren ... ein ganz normales Hochhaus eben ... Seitdem kann kein Dichter mehr schreiben, richtig schreiben, Maler kritzeln kaum noch ... alles erstirbt. Und das Schlimmste ist, dass es den meisten nicht einmal fehlt. Aber mir fehlt es, Sabrina! Ich weiß, ich habe Bücher geschrieben ... aber nun kann ich es nicht mehr.“ Sie betrachtete ihre rechte Hand, als sei sie verdorrt.

„Auch Josta fehlt es“, sagte Sabrina erstaunlich klar und gefasst. Ihre lichten Momente kamen und gingen wie Wetterleuchten.

„Ja, ihm auch, aber er hat aufgegeben. Ich glaube, er schluckt mehr Drogen als wir alle zusammen.“

Wieder hielt Quiran inne. Sie fühlte ihre Kräfte schwinden, aber dies war die *Spur*. Schwach.

„Ich bin die erste, die versucht, es wenigstens auszusprechen. Ich weiß nicht, ob das etwas bedeutet, aber so ertrage ich es nicht mehr. So jämmerlich will ich nicht zugrunde gehen! Ich will eine Verbindung suchen zu dem, was einmal in mir war, es zurückholen, einen Weg zurück finden.“

Angst kroch in die Züge ihrer Gefährtin und mauerte sie ein. Ihr Gesicht wurde starr und leblos wie das einer Puppe.

„Quiran …“

Da klingelte schon wieder das verdammte Telefon! Quiran sprang heftig auf. „Wir tun nichts! Wir warten nur ab, bis alles auseinanderbröckelt! Nicht einmal *dazu* können wir uns aufraffen!“ Bei ihren letzten Worten griff sie auch schon nach dem Telefon und schmetterte es zu Boden, zertrat es.

„Dieses Reißen und Zittern, das in der Luft liegt – das wir alle fühlen, das immer öfter wiederkommt! Auch unser Zufluchtsort wird nicht bleiben! Leere Schalen sind wir, wir Geweihten des Untergangs!“

„Wir müssen hier bleiben!“, schrie Sabrina zurück. „Es ist schön hier, nur unter Gleichgesinnten! Niemand, der uns verfolgt, weil wir anders sind! Wir sind unter uns! Die perfekte Gesellschaft, die wir uns immer gewünscht haben!“

Quiran starrte auf die Freundin. „Die perfekte Gesellschaft, die wir uns immer gewünscht haben“, wiederholte sie tonlos. Dann stöhnte sie auf und presste beide Hände an ihr Gesicht, das sich plötzlich fiebrig anfühlte.

„Du willst es nicht wahrhaben,“ sagte sie endlich leise, „aber dir fehlt sie auch, die verlorene Welt, mitsamt den Normalen. Es stimmt, sie waren oberflächlich … aber nun fehlt uns diese Oberfläche, zu der wir emportauchen könnten. Ist doch egal, ob sie an der Katastrophe schuld waren. Wir haben sie auch nicht verhindert. Keine Gegensätze mehr, kein Leben. Wir sind die versprengten Reste einer Vielfalt, zu der wir einst gehörten, wenn auch nur an ihre äußersten Grenzen. Wir hatten einen Wert. Jetzt sind wir lächerlich.“

Quiran schwieg einen Moment. „Ich bin hinausgegangen, und das Licht macht mich fertig. Es ist widernatürlich. Da draußen ist wirklich nichts mehr. Nun gut, wenn ich kein Licht mehr haben kann, dann will ich die Finsternis. – Komm mit mir, Sabrina.“

„Nein!“, keuchte Sabrina, während das Begreifen in ihren blassen Augen aufdämmerte, langsam, und es war mit namenlosem Entsetzen gemischt. „Nein, nein, Quiran! Du weißt doch, was mit Hijo und den anderen geschah, als sie es versuchten – ich höre ihre Schreie immer noch! Und sie kamen nicht zurück. Und du weißt, wie entsetzlich es dort für uns alle war! Wie froh wir waren, als wir den Fahrstuhl entdeckten!“

„Sabrina … Ich hasste das Licht dort draußen, aber ich fürchtete es nicht. Ich werde auch die Finsternis nicht fürchten. Ich will nicht vor mich hindämmern, bis das Ende kommt, und auch der *Sprung* ist nicht mein Weg. Ich denke nicht daran, diesen Irrsinn weiter über mich ergehen zu lassen, bis er auch mich über-

wältigt.“

„Nein, nein, nein! Haben wir nicht schon genug mitgemacht, du und ich? Es kann doch auch besser werden, anders. Hier. Ich sehe manchmal grüne Wiesen in meinen Träumen … höre Wasser über Steine rieseln, und es klingt wie leises Lachen …“ Und damit schaltete Sabrina einfach ab. Quiran kannte diesen entrückten Zustand nur zu gut.

„Träume …“, murmelte sie. „Nur im Schmerz ist Wahrheit, Sabrina.“ Aber ihre Worte erreichten die Gefährtin nicht.

– Eine Weile war es ganz still. Sie saßen in einem kleinen Raum der Stille. Sinnlos tropfte Zeit auf sie herab.

„Dann gehe ich allein“, sagte Quiran elend. Sie fühlte die überwältigende Sehnsucht nach Schlaf und wankte.

Sabrina lächelte von irgendwoher, aber sie hatte es gehört. „Geh nur. Du wirst zurückkommen. Ich warte hier auf dich.“

– Sacht schloss sich die Tür hinter Quiran. Sie stand im Treppenhaus. Die Knöpfe neben dem Fahrstuhlschacht flackerten unstet, und als sie einen davon drückte, irgendeinen, ging die Tür sogleich surrend auf. Sie hatte ihn gerufen, und er war da.

Sie schaute hinein. Ihr Blick fiel auf eine zerplatzte Sardinendose, der ein vager Fäulnisgeruch entströmte. Plötzlich krümmte sich Quiran und würgte qualvoll. Sie hatte gelogen, sie war nicht frei von Furcht.

Über und unter ihr gingen Türen. Quiran blickte abwärts durch die Spirale des Treppenhauses. Vereinzelte Gesichter erschienen am Geländer, vermehrten sich. Alle wussten sie, dass etwas geschah.

Auf einmal stand Josta vor ihr, er war von oben gekommen – Josta, den komischen Hut seiner Tante auf dem Kopf. Quiran sah keine Straußenfedern, nur künstliche Blumen und Früchte. Weite orientalische Gewänder flatterten um seinen ausgemergelten Leib, in der Hand trug er Farbeimer und Pinsel. Er summte und hustete abwechselnd. Josta hatte *jenen* Virus, an dem damals so viele gestorben waren. Er starb nicht daran. Die Symptome, die schon ausgebrochen waren, als die Katastrophe kam, verschlimmerten sich nicht. So wie ihm ging es allen Kranken: keine Verschlechterung, keine Verbesserung.

– Er trat nah an den Fahrstuhl heran und blieb abwartend stehen. Seine tief umschatteten Augen ruhten auf Quiran.

„Nun, Kollege? Was wirst du tun?“ Sie fragte sich, ob er eigentlich Schriftstel-

ler oder Maler gewesen war. Einerlei.

Jostas singende Stimme füllte die Flure. „Oh, ich denke, ich male *Alles Gute, Quiran!* hier an die Wand. Oder etwas ganz anderes. Oder einfach nur *Auf Wiedersehen!*"

„Schreib etwas ganz anderes."

Ihre Augen trafen sich.

„Woher hast du die Kraft dazu? Wohin, meinst du, wird dich das bringen? Die U-Bahnen …" Er sprach immer leiser. „Die letzte Gemeinschaft zerbricht."

„Es gab nie eine." Quiran zwang die Übelkeit, die wiederkommen wollte, zurück. Nun näherten sich auch die anderen, aber sie nahm sie nur verschwommen wahr. Erblindete sie etwa jetzt schon? Nur Josta zeichnete sich klar ab, einzig und allein er. Die anderen … Traumgespinste lagen über ihren ausgetrockneten Augen. Quiran musste an Spinnweben denken.

– Der Fahrstuhl wartete, ein regloser, jetzt noch nach einer Seite hin offener Würfel. Josta wartete ebenfalls. Worauf? Dass sie ihm sagte, was er schon wusste, was er wissen musste?

„Geh nicht, Quiran! Nicht auch noch du!" Auf dem nächstunteren Treppenabsatz tauchte eine neonblaue Punkfrisur auf, einziger Farbfleck an dem totenbleichen Geschöpf, das daruntersteckte. Zustimmendes Gemurmel von den anderen.

Quiran drehte nur kurz den Kopf, sah immer weniger und suchte nach dem *Wort,* mit dem sie Josta erreichen würde – wenigstens ihn. Es GAB dieses Wort, sie wusste es, aber es fiel ihr nicht ein. Ihre Konzentration zerfloss und hinterließ eine weite, öde Steppe. Wasserlose Weiten in ihr. Wüstensand verstopfte ihre Kehle.

Von oben kam eine klagende, hohe Männerstimme: „Wir müssen alle hierbleiben, sonst fällt alles zusammen! Niemand von uns darf nach unten gehen … Denke an Hijo, Quiran! Er war so zäh … Es ist ein Wunder, dass wir dieses Haus haben – ein Wunder – ein Wunder – ein Wunder …" Verloren irrte das Echo im Treppenhaus umher.

Wieder fühlte Quiran das Fieber wie einen plötzlichen Stoß, und sie sprach in Jostas ausdrucksloses Gesicht hinein: „Vielleicht ist dies auch unsere große Chance. Zu groß für uns, und darum tun wir nichts. Weshalb also nicht zusammen untergehen?"

Ich rede wirres Zeug, ging es ihr durch den Kopf, der Fahrstuhl wartet mit der

Geduld eines Grabes.

Josta sah sie an, vollkommen klar. Jenseits des Rausches. „Mein Weg ist nicht dein Weg, Quiran."

Das war alles? Sie hatte Sabrina nicht erreicht, sie erreichte auch Josta nicht. Und doch … Quiran versuchte sich vorzustellen, was er über sie an die Wand schreiben würde, mit den Bruchstücken an Kraft, die ihm verblieben waren. Ihre Furcht wuchs. Gleich würde sie gehen müssen, sonst verlor sie allen Mut … ah, und sie hatte gar nichts bei sich, nicht einen einzigen Gutmacher und kein Bild von Sabrina. Ihre Hände waren so leer wie ihr Hirn.

Da – es geschah wieder! Die Atmosphäre dehnte sich wie Haut, die sich über Wangenknochen spannt – gleich würde sich wieder ein Riss auftun, sich zu einer Blase formen und dann zerplatzen …

Das Wasser kochte. Endlich. Sabrina brühte den Tee auf und entzündete das Teelicht. Sie würde bernsteinfarbene Kandiskristalle hineintun und eine Priese Zitronenstaub. Nur ganz wenig, nicht so, dass es einem die Geschmacksnerven zusammenzog. Quiran mochte das nicht. Heiter und entspannt lehnte Sabrina sich zurück, und ihre Traumbilder fluteten heran. Alle auf einmal. Und als dieses Mal alles um sie herum richtig zu wackeln und zu beben anfing, als die kleine Flamme des Teelichtes heftig flackerte, der Fußboden vibrierte und das Geschirr klapperte, merkte sie es nicht einmal.

Quiran spürte es diesmal so, als griffe etwas in sie hinein und zöge alles in ihr zu einem tödlichen Punkt zusammen. Sie schnappte nach Luft. Im Bann der Erschütterung bröselte der Putz von den Wänden.

„Sorge für … Sabrina. Sie darf nicht – verdursten in der Wüste", brachte Quiran mühsam hervor.

Josta bewegte die Lippen, er – also auch er! – mühte sich um das Wort, murmelte dann aber nur dunkel und zusammenhanglos: „Wenn die Vorstellung real wird, Quiran …"

Im letzten Moment schoss seine magere Hand vor, umschloss die ihre erstaunlich fest, und dann – es war wie ein verblüffender Zaubertrick – fuhr seine Hand blitzschnell zurück, in die Falten seines Gewandes, zog einen kleinen Gegenstand hervor und drückte ihn ihr in die Finger.

Quiran kniff die Augen zu und sprang in den Fahrstuhl. Lautlos surrte die Tür

zu, in irrwitziger Geschwindigkeit sauste der Würfel abwärts, wild von einer Seite zur anderen pendelnd, wie eine Sturmlaterne – *wenn dies nun nur ein ganz normales Erdbeben ist? Dann werde ich hier drin zerquetscht und komme niemals lebend unten an. Das wäre wirklich ein guter Witz.* Ihr Herz hämmerte unglaublich schnell und hart.

Aber sie fuhr hinab, zu den U-Bahnen.

Sie verstand die anderen. Wer einmal lebendig begraben war, wünschte sich das nie wieder.

Sie fuhr ganz nach unten, und dort empfing sie dieser furchtbare, die Aufnahmefähigkeit erschlagende *Gestank.* Dagegen war etwas fauler Dosenfisch wirklich harmlos. Hatte sich auch Hijos Geruch mit hineingemischt? Ja, was mochte aus ihm und seinem zähen Haufen geworden sein?

Quiran fühlte sich, als sei sie wieder am Anfang des Endes. Aber ohne Gefährten. *Immerhin schreie ich noch nicht,* dachte sie, *das ist wenigstens etwas.*

Es stank hier unten, und gleichzeitig heulte ein geisterhafter Wind, der gar nicht existierte, höhnisch wie am Telefon, und nur die Verzweiflung konnte so schwarz sein wie es hier war. Quiran floh vor den greifbar dichten Geruchsschwaden in die erste beste U-Bahn, die anhielt. Gehorsames Gespenst einer rasenden Blechröhre.

Doch Quirans Bewusstsein umklammerte gleich ihren Fingern jenen kleinen, eckigen Gegenstand, den Josta ihr gegeben hatte. Sie erkannte ihn plötzlich, noch ehe sie ihn sah.

Sie lachte, und das wirkte wie kühlendes, köstlich frisches Wasser.

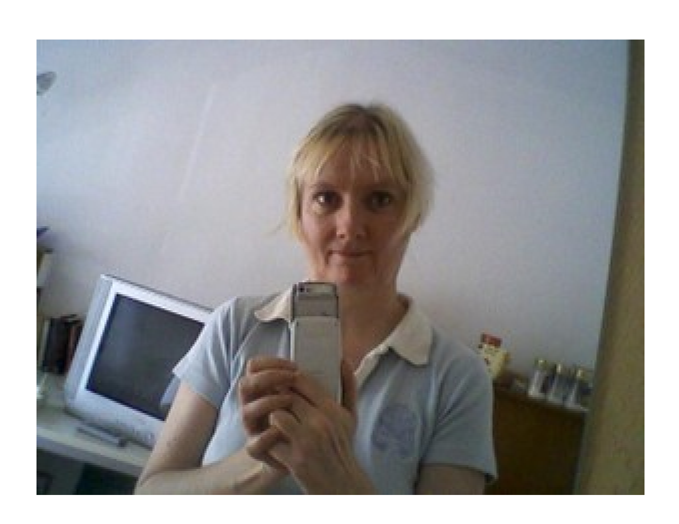
Die U-Bahn fuhr ruckend wieder an, und gleich darauf schleuderte eine Rechtskurve Quiran auf den verklebten schmierigen Boden nieder. Es war düster in dem Waggon, und sie zog Jostas Geschenk dicht an ihre Augen: Es war ein winziges Buch mit leeren Seiten, und ein Stift steckte dazwischen.

Sie hörte ein hohles Rauschen, als die U-Bahn ihre Ebene wechselte und in noch tiefere Tiefen hinabglitt, aber sie achtete nicht darauf. Sie presste das kleine Buch gegen den vibrierenden Boden, nahm den Stift und begann zu schreiben. Gedanken und Bilder formten sich zu Worten, langsam erst, dann immer schneller. Ihre Erinnerungen flossen in immer breiteren Strömen, je tiefer sie hinab gelangte. Sie schrieb über das Leben und den Tod der Erde, blickte ins

Universum. Sie schrieb ihre eigene Geschichte, sah Sabrina und Josta und all die anderen. Aber Quiran schrieb nicht nur für sie.

Alles wandelte sich, und sie schrieb sich selbst in andere Welten hinein.

Portrait



Antje Ippensen, Mannheim, Alter: 43 J.

E-Mail: anippensen@arcor.de

Schreibt mit Leidenschaft Phantastik. 2006: Story „Alles wandelt sich" („Überschuss") nom. F. Kurd-Laßwitz-Preis (Platz 9). Endzeit-Serie: „Corrigan 4", zusammen mit Worst/Munsonius, mg-Verlag, 2008. Wb „Die neuen Menschen" d. SF-Mag. „Exodus" 2008: „Mehr als die Summe seiner Teile": Platz 3. Und vieles mehr.

Simone Jost
Stich ins Herz

Es war solch' ein langer Weg, bis der Tag ENDLICH da war, an dem ich die Liebe entdecken durfte! Die Liebe, von der ich, seit ich denken konnte und wusste, was Liebe für mich bedeutete, geträumt hatte und von der ich niemals geglaubt hätte, dass sie wirklich existiert! Die Liebe, an der ich monatelang „vorbei gerannt" war, sehr wohl wissend zwar, dass irgendetwas zwischen uns „komisch" war, zu unwissend jedoch, um dieses Gefühl als „Liebe" erkennen und definieren zu können. Die Liebe, von der ich wusste, dass aus dem Frosch – nämlich aus mir – nun endlich eine Prinzessin werden würde …

… und dann!? Just in dem Moment, in dem die Gefühle so stark waren, dass sie bereits schmerzten, und jeder von uns beiden – unabhängig vom jeweils anderen – den Eindruck erlangt hatte, ohne den anderen nicht mehr leben zu können und zu wollen, wurde uns ganz plötzlich und unvermittelt jeder nur denkbare Stein – egal wie riesig groß oder winzig klein – in den Weg geworfen, damit sich diese Liebe ja nicht verwirklichen konnte! Was wir auch planten, nichts davon konnte umgesetzt werden. Der Horizont, den wir bereits so greifbar nah hatten sehen können, rückte plötzlich in unendlich weite Ferne. Berge schoben sich in unseren Weg, die unbezwingbar erschienen. Die Welt hatte sich offenbar komplett gegen uns verschworen, und das, obwohl wir doch beide das Gefühl hatten, dass diese Liebe, die da zwischen uns war, nur von Gott oder einem höheren Wesen gewollt sein konnte, und das alles genauso hatte sein müssen! Der Kreis hatte sich für uns längst schon geschlossen, und er war wunderschön und nahezu perfekt!

Während wir zu Anfang all' diese Steine und Berge noch als Aufgaben betrachteten, die uns das Leben stellte, und wir uns quasi wortlos einig waren, dass wir „Schätze bergen würden", mussten wir wenig später mit allergrößter Ernüchterung feststellen, wie sehr uns das „Schätze bergen" und auch die Wortlosigkeit zwischen uns zermürbten … ganz allmählich und doch so sehr, dass wir irgendwann beschlossen, diese Berge nicht gemeinsam bezwingen zu können! Und da stand ich nun – zwar nicht einsam – aber wieder allein … auf einem der vielen Berggipfel, von dem aus ich meinte, die ganze Welt überblicken zu kön-

nen!

Nachdem ich mich wochenlang von allem Ballast aus der Vergangenheit befreit hatte, den ich erst jetzt als solchen erkannte, und nun dazu bereit war, ein neues und völlig anderes Leben zu leben, begann ich damit, mich in Geduld zu üben, mir immer wieder all' die wunderschönen Momente dieser unglaublich sagenhaften Liebe ins Gedächtnis zurück zu holen. Ich spürte förmlich das große Glück, und ich versuchte, mich daran zu erinnern, wie wunderschön wohlig und warm es sich in seinem Arm angefühlt hatte; die Geborgenheit und Zärtlichkeit zu spüren, die ich in dieser Form zuvor niemals kennen lernen durfte und die meiner kränkelnden und geschundenen Seele so unendlich gut tat. Ich versuchte, die Umarmungen zurück zu holen, in denen unsere Körper EINS waren, ineinander versunken, miteinander verschmolzen. Zwei Halbkugeln, die zu einer Kugel – der vollkommensten aller Formen – zusammengewachsen waren! Ich versuchte, das Gefühl wieder zu beleben, mich komplett fallen zu lassen, meinen Fokus auf ihn zu richten und endlich nicht mehr mich, sondern ihn für den Mittelpunkt des Universums zu halten.

Alles nur zu dem Zweck, mich jedes Mal wieder ein Stückchen weiter von diesem Mittelpunkt zu entfernen, wenn dann doch wieder etwas geschah, das den Zeitablauf störte und uns einfach nicht zusammen kommen ließ! Albert Einstein hat einmal gesagt, dass Zeit nur eine Illusion ist! Für einen ungeduldigen Menschen jedoch ist Zeit niemals nur eine Illusion! Für einen ungeduldigen Menschen ist Zeit immer gegenwärtig spürbar, schmerzhaft spürbar. Für einen ungeduldigen Menschen ist der Weg durch die Hölle gepflastert mit Steinen aus Zeit!

Ich kaufte mir Lebensratgeber und fing – eigentlich zur Ablenkung – an zu lesen. Tagelang zermarterte ich mir anschließend das Hirn, hegte einen positiven Gedanken nach dem anderen, bis mir der Kopf vom Nachdenken und Suggerieren weh tat. Ich schubste alle negativen Gedanken und Emotionen, auch die Sehnsucht, weg, weil ich jetzt wusste, dass ich mich niemals gut fühlen konnte, wenn ich negative Gedanken hegte. Ich versuchte jeden noch so kleinen Gedanken positiv umzuformulieren und achtete darauf, dass ich keine Verneinungen in meine Gedanken einbaute, weil diese vom Universum ohnehin nicht als sol-

che erkannt werden würden und somit noch mehr Elend anziehen würden. Ich schrieb meine Wünsche auf, manifestierte sie auf Papier; die Liste wuchs und wurde länger und länger. Ich rief – oder besser: ich flehte – das Universum an, mich endlich zu erlösen und mir meinen Liebsten zurück zu schicken. Ich glaubte daran, dass es passieren würde! Und: ich fing damit an, jede einzelne (Nano-)Sekunde so zu leben, als ob sich meine Wünsche bereits erfüllt hätten! Und noch mehr: Innerlich weinte ich bittere Tränen, nach außen lächelte ich. So lange und intensiv, bis meine Gesichtsmuskulatur beinahe „eingefroren“ war. Jeder sollte sehen wie gut es mir ging!

Abends, wenn ich nach Hause fuhr und die CD, die er für mich mit „unseren Liedern“ bespielt hatte, hörte, sah ich „unseren Abend“ bildlich vor meinem inneren Auge. Ich stellte mir vor, wie er spät in der Nacht extra von seinem Projekt „nach Hause“ kommen würde, nur, um zu mir unter die Bettdecke zu kriechen. Wenn Schlafenszeit war, schaute ich also auf die leere Bettseite neben mir und sah ihn da liegen, mich anlächelnd und mir eine gute Nacht wünschend. Oftmals wachte ich dabei mitten in der Nacht schweißgebadet mit meinem Kissen im Arm auf. Meine Träume jedoch blieben alle leer.

Am nächsten Morgen wieder schlug ich die Augen auf und begrüßte ihn mit einem zärtlichen Kuss und einem fröhlichen „Guten Morgen, Schatz!“ Ich konnte ihn förmlich riechen und schmecken. Ich legte meinen Arm auf die leere Bettseite und spürte seine glatte und sanfte Haut. Ich nahm jede seiner Bewegungen wahr, obwohl mein Bett immer noch leer war.

Den ersten Kaffee nahmen wir grundsätzlich gemeinsam, zwischen (Badezimmer-)Tür und Angel und fuhren dann – zwar mit verschiedenen Autos, aber zusammen – ins Büro, so wie immer. Es tat so gut, ihn immer hinter mir, stärkend in meinem Rücken, zu wissen. Wie ein Bollwerk, mich von allem Übel der Welt abschirmend. Ich lächelte ihn in meinem Rückspiegel an, wir zwinkerten und winkten uns zu und ich wusste, dass er auf der Fahrt dieselben Lieder hörte wie ich.

Wir parkten immer nebeneinander. Ich auf seiner linken Seite – der „Herzseite“! Ich genoss den Anblick, die beiden Autos da so nebeneinander auf dem

Parkplatz stehen zu sehen … „den Kleinen und den Großen“. Ich spürte seine Anwesenheit ein Stockwerk unter mir, wenn er im Büro war. Überall spürte ich ihn, vor allem aber in mir drin. Ich spürte seine Verzweiflung um die Verluste, die er erlitten hatte, ich spürte seine Überforderung mit der Gesamtsituation und ich spürte meinen Schmerz, ihn beim Lösen seiner „Handlungsfelder“, die für ihn längst zu echten Problemen geworden waren, nicht unterstützen zu können! Sein Schmerz war zu meinem eigenen Schmerz geworden. Ich konnte ihn ertragen … war ich doch längst schon mehrfach schmerzerprobt. Er jedoch ging ganz langsam immer mehr daran kaputt. Wo wir zu Beginn unserer Liebe noch Entwicklungspotenziale entdeckten, hatten wir plötzlich nicht nur Neben-, sondern echte Kriegsschauplätze! Und er zog als Legionär in den Krieg … ich blieb allein zurück, und: musste wieder warten!

Ich bastelte mir ein Paralleluniversum, in dem ich mich hervorragend fühlte. Ein Paralleluniversum, in dem alles so war, wie ich es mir wünschte. Gemäß der „Viele-Welten-Interpretation“ (nach: Hugh Everett) fällt eine Münze ohnehin immer auf Kopf UND auf Zahl. Wieso also nicht das Leben, das man sich erträumt, in einer anderen Welt leben? Wurde ich gefragt, wie es mir geht, gab ich zur Antwort: „In meinem Paralleluniversum geht es mir gut, danke.“ Die Menschen um mich herum hielten das für einen tollen Spruch, ich hingegen fühlte mich tatsächlich nur noch in meiner Phantasiewelt wohl. Dort war alles bunt, niemals nur schwarz oder weiß wie in meinem wirklichen Leben. In meinem Paralleluniversum gab es die tollsten Farben und Formen und es fühlte sich alles an wie in Watte verpackt. Dort war ich ein ruhiger und ausgeglichener Mensch, rundum zufrieden mit mir und dem Rest der Welt. Ich erkannte alles Gute in der Welt, und alles Gute kam wie von Zauberhand zu mir. Ich war stark und hatte Energie, niemals auch nur den geringsten Selbstzweifel. Ich reagierte immer, in jeder Situation, richtig. Alles war von wärmenden Sonnenstrahlen umgeben. Ich mochte die Menschen und die Menschen mochten mich. Harmonie und Liebe gab es im Überfluss. Weit und breit war kein Seelenschmerz zu finden. Toleranz und Akzeptanz waren jedem in die Wiege gelegt worden. Alles war friedlich …

So lernte ich, dankbar zu sein! Dankbar für alles, was in meinem Leben lebenswert, angenehm, zufrieden stellend und schön war. Das Zollen der Dank-

barkeit für alles Schöne in meinem Leben sollte mir selbst zeigen, dass die Traurigkeit und Verzweiflung, die ich immer noch spürte, nicht das zentrale Thema in meinem Leben sein durften! Ich dankte dem Universum für meinen Sohn, für unsere Gesundheit, für meine Freunde, meine Erkenntnisse, meine Entwicklungsmöglichkeiten, meinen Intellekt, für mein Aussehen, dafür, dass ich einen Arbeitsplatz und ein anständiges Gehalt hatte, für meine Wohnung, für mein Auto und für vieles, vieles mehr! Auch dafür, dass ER mich so akzeptierte, wie ich war. Mit all' den Facetten meiner Persönlichkeit.

Die tiefe Trauer, dass ich mich gerade nicht für die Verwirklichung dieser so großen Liebe in meinem Leben bedanken konnte, die aber holte mich leider abrupt wieder ein. Die Spuren, die mein Leben bei mir hinterlassen hatte, waren einfach zu tief, eingebrannt in meine Seele. Und wenn längst auch nur noch die vernarbten Wunden zu entdecken waren, erinnerten sie mich doch immer daran, dass mein Leben nur auf steinigen Wegen bergauf gegangen war und mir bei näherer Betrachtung mehr Schmerz als Freude zugefügt hatte.

Und so kam es, wie es kommen musste: Ich wusste längst schon, dass ich nicht mehr warten wollte, und, dass ich nicht mehr diese Schmerzen, die ich mir selbst und die mir die Zeit zugefügt hatte, ertragen wollte. Ich hatte sie einfach schon zu oft ertragen müssen. Ich hatte plötzlich verstanden, dass, wenn etwas so weh tat und so viel Kraft kostete, es niemals richtig sein konnte. Richtig konnte es nur dann sein, wenn es ohne Anstrengung zu mir käme, von ganz allein … weil das Universum ein Einsehen mit mir hatte und es mir schickte … weil das Universum die Zeit für die richtige hielt und ich nicht mehr lernen musste!

Ich wusste, dass ich eine Frau geworden war, die die volle Aufmerksamkeit eines einzigen Mannes, nämlich der Liebe, die es nur einmal im Leben gibt, verdient hatte und die diese einzigartige Liebe auch zurückgeben konnte. Ich wusste auch, dass ich eine Frau geworden war, die nicht mehr mit Halbwahrheiten und Lügen leben konnte und wollte. Ich war eine Frau geworden, die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit verdient hatte und diese auch schenken konnte! Genauso wie Exklusivität, Zärtlichkeit, Geborgenheit, Wärme und Harmonie. Warum? Weil sie ihr Leben lang intensiv dafür hatte arbeiten müssen und wusste, wie hart es

war, sich diese Dinge zu verdienen! Eine Frau, die nicht auf eine Warteliste gesetzt werden würde, bevor sie Liebe leben darf, und die nicht zwangsläufig von der Sehnsucht nach einer echten Partnerschaft zerfressen werden musste. Eine Frau, die nicht mehr „ertragen musste“, sondern „erleben durfte“! Eine Frau, die all das zurückgeben konnte, was sie empfing!

… ich war mir sicher: Ich hatte all’ das verdient … und zwar sofort! Und so ließ ich los … und: es stach mitten ins Herz!

Portrait



Simone Jost, Heilbronn, geb. 1972 in Heilbronn
Seit 15 Jahren Fremdsprachensekretärin, Zusatzqualifikation in "Praktische Psychologie". Hobbies: Natur- und Geisteswissenschaften, Pool-Billard, Tanzen, Fahrradfahren.
Sie schreibt seit ihrer Jugend Essays, Stimmungsbilder und Kurzgeschichten.

Isabella Maria Kern
Das Kriegs-Phänomen

Es ist ein Phänomen.

Ich arbeite nun seit Jahren als Krankenschwester und begegne immer wieder diesem Verhalten. Es sind dieselben Geschichten, dieselben Erinnerungen, dieselben Ängste, die diese armen Menschen nicht loslassen, sie bis in den Schlaf verfolgen, vermutlich sogar täglich.

Selbst bei schwer demenzkranken Patienten ist das Gehirn nie so weit zerstört, dass es die Erinnerungen an den Krieg auslöschen könnte. Nein! Es scheint so, als wären diese Ereignisse so tief eingeprägt, dass es keine Chance gibt, sie jemals zu vergessen.

Es gibt Patienten, die einem täglich immer und immer wieder dieselbe Geschichte erzählen. Manche reißen ihr Hemd in die Höhe und zeigen einem die Schusswunde, die ihnen zugefügt wurde. Einen Granatsplitter musste ich fühlen, der seit über sechzig Jahren in einem Oberschenkel steckte. Eingekapselt, konserviert. So, wie seine Gedanken …

Ich versuche, ihnen immer genau zuzuhören. Ja, manchmal denke ich sogar, ich sei etwas Besonderes, weil sie es genau mir anvertraut hatten, bis ich ein Weilchen später draufkomme, dass jeder meiner Kollegen dieselbe Geschichte auch zu hören bekam.

Und das stimmt mich dann sehr nachdenklich. Der Krieg war vor dreiundsechzig Jahren zu Ende. Dreiundsechzig Jahre! Das ist eine lange Zeit. Doch in den Köpfen derer, die dabei waren, hat er wohl nie ganz aufgehört.

Mit einem Blutdruckmesser und einem Fieberthermometer betrat ich ein Zimmer. Routinearbeit. Tägliche Kontrolle.

Er war ein sehr netter alter Herr. Schlank, groß, Anfang Achtzig, aber trotzdem sehr attraktiv. Er strahlte Freundlichkeit aus und versuchte, keinem zur Last zu fallen. Das fiel auf. Er lächelte.

Umso mehr wunderte es mich, dass er aus heiterem Himmel anfing, über den Krieg zu sprechen.

„Wissen Sie Schwester, damals…“, so fingen fast alle an.

Ich kontrollierte den Blutdruck und die Temperatur, während ich ihm zuhörte.

Dann unterbrach ich ihn und musterte ihn genau.

„Aber Sie sind doch noch gar nicht so alt?“, fragte ich ihn erstaunt.

Er lächelte.

„Ich hatte gerade meine Lehre als Maschinenbautechniker abgeschlossen, dann musste ich einrücken“, erklärte er mir.

„Aber da waren Sie doch erst siebzehn!“, rief ich aus.

Er nickte. Ich dachte an meinen Sohn und bekam die Gänsehaut. Er war im Sommer siebzehn geworden. Ein Kind! Ich versenkte meinen Blick in seinen freundlichen Augen. Mein Gott, was hatte dieser Mensch mitmachen müssen.

Ich setzte mich neben ihm auf sein Bett.

Das Phänomen.

Er riss sofort sein T-Shirt in die Höhe.

„Da! Sehen Sie das?“, fragte er und zeigte mit seiner rechten Hand auf eine große Narbe unterhalb seines Herzens. Er wartete geduldig auf meine Frage.

„Wie ist denn das passiert?“, fragte ich artig und war mir gar nicht sicher, ob ich es überhaupt hören wollte. Siebzehn Jahre. Verdammt, es tat mir weh.

„Ich habe großes Glück, dass ich noch lebe“, begann er irgendwie mit einem Quantum Stolz in der Stimme.

„Ich war Panzerfahrer und zwei Kameraden waren mit mir in einem Fahrzeug. Wir wurden getroffen und ich hatte gelernt, dass ich einen Hebel benutzen musste, um durch eine Öffnung zwischen den Reifen auf dem Boden zu landen. Doch die anderen beiden Soldaten hatten keine Chance mehr, den Panzer zu verlassen. Er fuhr noch etwa zwanzig Meter weiter, ehe es ihn zerfetzte. Ein Eisensplitter bohrte sich unter meinem Herzen in die Rippen“, er machte eine dramatische Pause.

Ich hing an seinen Lippen.

„Ich konnte mich in einen Graben retten und fand mich plötzlich einem Russen gegenüber. Ich hatte nur eine Pistole, er ein Maschinengewehr. Vermutlich war er nicht viel älter als ich und schien noch mehr Angst als ich zu haben. Wir konnten nicht aufeinander schießen, obwohl es ein Leichtes für ihn gewesen wäre, mich zu töten. Ich kam dann in ein Lazarett“, wieder machte er eine Pause.

„War dann der Krieg zu Ende?“, fragte ich und hoffte, dass es nicht noch schlimmer wurde. Die Erzählungen dieser Männer ließen mich immer sehr mitleiden. Schon als Kind hatte ich eine sehr ausgeprägte Phantasie, und das blieb

mir auch erhalten. Ich kann mich sehr gut in eine Rolle hinein fühlen, was nicht immer nur ein Vorteil ist, denn hier litt ich regelrecht mit.

„Nein. Leider“, antwortete er und sah nachdenklich zum Fenster hinaus.

„Wissen Sie, was das Schlimmste für mich war?“, nun sah er wieder mich an.

Ich schüttelte den Kopf.

„In diesem Lazarett waren viele junge Männer, die nicht viel älter als ich waren. Manche hatte keine Beine oder Arme mehr. Viele schrien vor Schmerzen. Und viele schrien nach ihrer Mutter: `Mutter, hilf mir!´ Ich kann es heute noch hören.“

Eine unsichtbare Hand schnürte mir die Kehle zu. Ich dachte wieder an meinen Sohn. Mein Kind!

Es war unglaublich! Wie grausam waren Menschen.

Dann kam Leben in den alten Mann. Seine Augen begannen zu leuchten.

„Wissen Sie, was ich dann getan habe? Sie hätten mich auf der Stelle erschossen, wenn das jemand gesehen hätte!“

Ich sah ihn erwartungsvoll an.

„In der Nacht habe ich mir ein schmutziges Geldstück in die Wunde geschoben, damit es ordentlich zu eitern beginnt. Ich habe nämlich mitbekommen, dass alle, die noch gehen konnten und beide Arme hatten, zurück an die Front mussten. Es sah schon ganz schlecht für uns aus, sie brauchten jeden Mann, der aufrecht stehen konnte!“

Als ich nichts sagte, fuhr er fort:

„Aber ich musste gut darauf achten, dass ich es wieder herausnahm, bevor Licht gemacht wurde. Aber leider hat es nichts geholfen. Ich bekam den Befehl, mich an der Front zu melden.“

Der arme Mann! Ich biss mir auf die Lippen.

Doch wie ein Verschwörer kam er mir etwas näher und lachte.

„Ich dachte gar nicht daran, mich dort zu melden. Ich wollte nach Hause, zu meiner Mutter!“

Erstaunt sah ich ihn an.

„Sie haben sich dem Befehl widersetzt?“, fragte ich.

Er lachte wieder und seine Augen schauten mich verschmitzt an.

„Ich bin mit einem Kameraden über die Berge zurück nach Linz gegangen. Wir sind nur nachts unterwegs gewesen, damit uns keiner sieht. Tagsüber haben wir uns in Heustadeln versteckt. Als wir endlich zu Hause waren, war der

Krieg zu Ende. Doch ich war nicht lange zu Hause, da kamen Amerikaner und fragten nach meinen Papieren. Leider gab ihnen meine Mutter meinen Lehrbrief, auf dem der Hitler ganz groß abgebildet war. `Come on, Naziboy´ war ihr einziger Kommentar, und sie nahmen mich mit in Gefangenschaft."

„Da haben Sie ganz schön viel mitgemacht", war alles, was mir augenblicklich darauf einfiel.

Er nickte.

Das alles passierte vor mehr als sechzig Jahren. Es ist wirklich ein Phänomen. Und es begegnet mir so oft.

Wir alle, die wir nicht dabei gewesen sind, können nur zu einem Bruchteil erahnen, wie schlimm es war.

Die Hoffnung aber haben sie alle nicht verloren.

Und an diesem Abend kam ich nach Hause und musste meinen Sohn an mich drücken. Doch schon nach kurzer Zeit hatte er sich aus der Umarmung gewunden und mich gefragt, warum ich denn heute so sentimental sei.

Er hatte ja keine Ahnung, genauso wenig wie ich.

Und ich bekam wieder Gänsehaut.

Portrait



Isabella Maria Kern, geb. 1968 in Oberösterreich

Nach der Matura an der Handelsakademie Rohrbach und der Matura an der HTL Wien arbeitete sie im elterlichen Betrieb. 2000 wurde ihre Ehe geschieden, seither lebt sie mit ihren 3 Söhnen (17, 15, 10) allein. Sie drückte von 2002 bis 2005 noch einmal die Schulbank, machte das Diplom als Krankenschwester und arbeitet seither in Linz in einem Krankenhaus.

Seit 2007 schrieb sie zwei Romane und einige Kurzgeschichten. Eine Geschichte wurde bei einem Wettbewerb von Jolie.de in einem Buch abgedruckt.

Ihr Traum: einen Verlag für sich zu begeistern und als freie Schriftstellerin zu arbeiten.

Stefanie Kieselmann

„Liebe ab der Ewigkeit"

Träne kullert hilflos, leise...
Macht sich sanft auf ihre Reise,
auf den Weg zum Erdengrund,
tut die Trauer heimlich kund...

Fällt aufs Grab, versickert ganz...
gibt der Stätte feuchten Glanz,
schickt dir einen Trauerregen,
einen kleinen stillen Segen...

Unsre Liebe bleibt fürs Leben...
kann dir mehr nun nicht mehr geben,
als Gefühle und Gedanken,
Liebe öffnet alle Schranken...

Warst mein Licht und meine Kraft...
Tod hat dich hinfortgerafft,
lässt mich nun allein zurück,
Ich zerfalle Stück um Stück...

Regen fällt, ich spür die Tropfen...
Herzchen, es fängt an zu klopfen,
weiß, dass du grad bei mir bist,
mich so wie ich dich vermisst!

Stefanie Kieselmann, geb. 1981

Jürgen Kirschner
Verkaufte Jugend

Meine Urlaubsreise sollte mich einmal in ein anderes Land führen. Die heutigen jugoslawischen Republiken wurden mir von einigen Kollegen aus Kroatien und auch Bosnien als sehr erholsam empfohlen. Eigentlich wollte ich ja auch schon immer einmal dorthin, doch bisher hatte es sich einfach nicht ergeben. Da ich Zeit hatte, plante ich nichts. Über Österreich fuhr ich nach Slowenien ein. Fast bemerkte ich nicht einmal, dass ich am Abend schon in Kroatien war. Ich kam sehr gut durch. Mehrere Baustellen und ausgeschilderte Umwege drängten mich schließlich von der großen Straße ab, und ich folgte nur noch irgendwelchen Schildern die ich nicht einmal mehr entziffern konnte. Als ich am folgenden Tag weiterfuhr, erkannte ich, dass ich mich heillos verfahren hatte. Irgendwie machte es aber auch Spaß – Urlaub einmal anders, Abenteuer pur. Über die Landstraßen der Gegend kam ich nur recht langsam voran. Gut zwei Tage trieb ich mich so in der Wildnis herum. Ich versuchte festzustellen, wo ich angekommen war. Auch mit Englisch klappte es nicht so gut. Doch ich meinte verstanden zu haben, dass ich wohl in Bosnien sein sollte. In einer Stadt suchte ich eine Anlaufstelle für Touristen. Doch wo sollte ich suchen? Schließlich fragte ich einen Polizisten, und wir tauschten uns in mehr oder weniger Kauderwelsch aus verschiedensten Sprachfetzen aus. Ob er überhaupt richtig verstanden hatte, was ich wollte, war mir damals mehr als unklar. Jedoch brachte er mich mit einem Kollegen zu einem Haus, das von außen her nicht viel hergab. An der Tür stand so eine Art Pförtner. Vor dem Gebäude reihten sich auch einige kleinere Tischchen, in Gruppen zusammengestellt. Nach dem ersten Eindruck der Gäste musste es sich wohl um ein Restaurant der gehobenen Klasse handeln. So ging ich einfach hinein und war über das Ambiente der Innenausstattung doch mehr als überrascht. An der Theke bestellte ich zunächst einen Kaffee. Die Preise waren aus meiner Sicht gesehen sehr moderat. Polizisten, Militärs, Internationale Soldaten der UNO-Truppen und ganz offensichtlich Geschäftsleute aus aller Herren Ländern waren in jenem Ruheort zu Gast. Die Sprachen, die ich dort zu hören bekam, erinnerten mich an alle großen Nationen dieser Welt.

Während ich noch so herumsaß und meinen Kaffee schlürfte, kam eine junge Frau zu mir. Sie setzte sich einfach dazu und versuchte mich in verschiedenen Sprachen anzusprechen. Ein Gefühl in mir ließ mich mit meinen wenigen Wor-

ten russisch anfangen, die ich erst vor einigen Wochen für den Job lernen musste. Unsere geschäftlichen Interessen richtete die Firma zurzeit weit nach Osten aus. Sie finanzierte uns den Sprachkurs, so wichtig war es für den Chef.

Das Mädchen stellte sich dann als Irina vor. Wie sie erzählte, kam sie aus der Ukraine. Als diese junge Frau sich so engagiert an mich heranmachte, fiel mir erst auf, wie spärlich sie doch bekleidet war. Unsicher sah ich mich um und bemerkte, dass unter den vielen Gästen dieses Hauses fast nur ältere Herren der gehobenen Klasse waren. Die Frauen – oder waren es nur Mädchen, noch halbe Kinder, die sich in den abgedunkelten Ecken eines schummrigen Nebenraumes befanden, waren teilweise noch spärlicher bekleidet als Irina. Plötzlich wurde mir klar, dass ich in einem Bordell angekommen war. Gespalten in meinen Gedanken, das doch sehr billige und mehr als attraktive Angebot anzunehmen, und mich doch auch nicht unbedingt auf mögliche Kinderprostitution einzulassen, versuchte ich Irina zu erklären, dass ich ein Zimmer für mehrere Tage suchen würde und nicht nur für einige Stunden. Irina verstand – besser als ich es zur damaligen Zeit auch nur erahnen konnte. Sie fragte mich, wie viel ich für das Zimmer ausgeben wollte? Ich zog mein Geld hervor und begann zu zählen. Mit den fremden Banknoten hatte ich noch so meine Probleme, besonders auch mit dem Wechselkurs. Als das schöne Mädchen mit den blond gelockten Haaren die Geldscheine in meinen Händen sah, nahm sie das Bündel und legte es dem Wirt hin. Dann erzählte sie ihm, dass ich für eine Woche lang ein Zimmer mit ihr, Irina, wollte. Während ich verdutzt und gleichzeitig doch auch fasziniert, überrascht, diese, wie sie mir schien, extrovertierte Frau ansah, packte der Wirt das Geld und legte mir einen Schlüssel hin. Als ich ihn nahm und gerade mit Irina gehen wollte, bemerkte ich einen Mann an der Theke, der in einer mir mehr als verständlichen Sprache, in Deutsch, mit einer anderen Person sprach. Er berichtete stolz davon, dass er bereits seit fast einem Monat dort jede Woche mit einem anderen Mädchen zusammenwohnen würde. Am Wochenende manchmal auch mit mehreren. Ich sah mich um und bemerkte, dass es sich um einen Offizier der Internationalen Polizei-Eingreiftruppe, IPTF, handelte.

Als wir auf dem Zimmer waren fragte ich die junge Frau, was das alles sollte?

Zärtlich schmiegte sich Irina an mich, legte ihre Hände elegant um meinen Hals, zog mich zu sich hin und küsste sanft meine Lippen. Dann nahm sie mich in ihre Arme und drückte mich fest an sich. Dabei begann sie leise in mein Ohr zu flüstern, sie spüre, dass ich nicht einer der üblichen Gäste sei wie all die an-

deren. Wenn ich nicht wollte, so bräuchte ich sie nicht zu nehmen, doch sollte ich nach außen hin den Anschein erhalten, dass ich sie fest im Griff hätte. Sie bat mich eindringlichst und gleichzeitig mit ängstlich zitternder Stimme, dieses zu tun, und wie auch immer, diese eine Woche mit ihr durchzuhalten. Sie würde mir dann alles erklären, wenn sie Vertrauen zu mir hätte und sicher wäre, dass ich ihr helfen könnte. Weiterhin bat sie mich eindringlich, nichts von dem öffentlich bekannt werden zu lassen, was sie mir sagen würde. Als Gegenleistung für meine Hilfe würde Irina alles für mich tun, was immer ich auch von ihr verlangte. Ich begriff, dass hier etwas nicht stimmte und die Mädchen, die hier arbeiteten, dieses ganz eindeutig nicht freiwillig machten. Schließlich schoss der Gedanke in mir auf, dass ich selber auch in Gefahr kommen könnte, wenn diese Sache, was auch immer Irina vorhatte, schief gehen sollte. So wurde ich zwangsläufig ihr Komplize, bei was auch immer.

Diesen Urlaub hatte ich mir zwar anders vorgestellt, doch reizte mich nun der Gedanke, in meinen Träumen in einem Actionthriller oder auch einem James Bond selber die Hauptrolle zu spielen. Zumindest fühlte ich mich so!

Am Abend des Tages erklärte mir Irina, dass es einen Garten im Rückbereich des Hauses gebe, in dem ich mich mit ihr sehen lassen sollte. Dabei müsste ich sie aber fest am Arm halten und auch an ihr herummachen, um den Schein zu wahren. Ich tat wie sie mir sagte und genoss das Spiel. Als ich mich über sie beugte, sagte das Mädchen leise in mein Ohr, dass man uns beobachtete, so wie sie es erwartet hatte. Ich sollte laut lachen und so tun, als würde es mir sehr viel Spaß machen, und gleichzeitig sollte ich sie auch unter der Wäsche berühren.

Am folgenden Morgen konnten wir auch außerhalb des Hauses spazieren gehen. Ein gewaltiger Schatten begleitete uns im Hintergrund. Ich legte meinen Arm fest um die Hüften meiner russischen Freundin und schlenderte durch die Gassen der Stadt. Dabei flüsterte sie ihre Geschichte leise in mein Ohr.

In der Ukraine, und nicht etwa in Russland, wie ich zunächst dachte, lebte Irina mit ihren Eltern in bitterster Armut. Sie hatten keine Arbeit. Als Irina 15 Jahre alt war, kam ein fremder Mann vorbei und erzählte den Eltern, dass er junge Mädchen für Küchenarbeiten in der Türkei suchen würde und er von dieser armen Familie gehört hätte, der er auf diese Weise helfen wollte. Die Eltern waren zwar skeptisch, doch der Mann konnte gut reden. Schließlich ging sie mit, um diesen Job als Küchenhilfe anzunehmen. Unterwegs stiegen noch zwei weitere Mädchen und drei andere Männer mit dazu. Irgendwann merkten sie, dass

sie nicht Richtung türkische Grenze fuhren. Doch da war es schon zu spät. Ihnen wurden die Pässe abgenommen. Eines der anderen Mädchen versuchte wegzulaufen. Ein Mann zog eiskalt seine Pistole und erschoss das Mädchen. Sie war sofort tot. Dabei meinte er nur, dass solch ein Fall immer mit einkalkuliert würde. Sie ließen die Leiche einfach liegen. An einem Abend, es war schon sehr spät in der Nacht, kamen sie an einer Grenze an. Dort warteten andere Männer; die beiden Mädchen wurden auf ein Podest gestellt, ausgezogen und begutachtet. Dann kamen die fremden Männer und berührten die Mädchen überall. Schließlich wurden sie ersteigert. Irina brachte einen Preis von 1900 Euro. Das andere Mädchen, sie war keine Jungfrau mehr, brachte nur 1400 Euro. Danach wurden Fotos von ihnen gemacht, in einen falschen Pass geklebt und abgestempelt. Irina war nun 19 Jahre alt und hatte eine „gültige Arbeitserlaubnis", als Schuldsklavin. Zuerst wurde sie in Serbien verkauft. Im ersten Bordell wurde sie von drei ehemaligen Soldaten einer Todesschwadron „ausgebildet". Sie war verletzt und konnte vor Schmerzen nicht richtig arbeiten. Nach wenigen Tagen wurde sie an einen anderen Herrn als unbrauchbar weiterverkauft. Dort musste sie 17 bis 18 Stunden an sieben Tagen in der Woche ihre Dienste an allen Kunden ableisten. An den Fenstern der Zimmer waren schwere Eisengitter. Es führte nur eine Tür hinaus. Dort saß immer ein Mann mit zwei großen, scharf abgerichteten Hunden. Schließlich wurde die Sklavin Irina weiterverkauft, dorthin, nach Bosnien, wo ich sie fand.

Als sie das Wort Sklavin benutzte, sah ich sie zuerst fast ungläubig, seltsam berührt an. Sklaven? So etwas sollte es bei uns, in unserer zivilisierten Welt, doch nicht mehr geben, dachte ich! Und Sklaven, waren das nicht früher Afroamerikaner auf Baumwollfeldern in den Südstaaten der USA? Doch dann begriff ich, was das Wort Schuldsklave bedeutete. Man investierte wie hier, beispielsweise in junge Mädchen und Frauen – aber auch in Jungens – versprach ihnen einen Job und eine bessere Zukunft irgendwo weit weg von Zuhause und verkaufte sie dann als Sklaven, um die bisher eingesetzten Investitionen wieder reinzuholen. Die Kosten, die diese Mädchen und Jungens „verursachten", mussten sie als Schulden abarbeiten, so schnell und so gewinnbringend wie nur möglich. So wurden sie Schuldsklaven. Doch die Schulden wurden nie weniger. Je mehr sie an Gewinn einbrachten, desto höher stiegen auch ihre Schulden an.

Ich verstand nun, dass wir „zivilisierten und kultivierten Menschen" vergessen hatten, was Freiheit und Sklaverei bedeutete, da wir diesen modernen Skla-

venhandel offen vor unseren Augen wieder zuließen und sogar dabei mitmachten. Wir vergaßen wieder, nicht mehr zu vergessen, und vergaßen deshalb die Realität des Lebens, an der wir nun selber wieder schuldig wurden. Wir alle sahen und übten uns in Vergessen. Was man nicht weiß und was man nicht sieht, das gibt es einfach nicht. Würden wir nicht vergessen, so müssten wir Verantwortung übernehmen. Wer aber will uns das zumuten?

Mit den Informationen, die ich so nach und nach von Irina bekam, ging ich nach meinem Urlaub an die Presse. Das Bordell wurde nun von den Polizisten gestürmt, die sich bisher als Gäste darin tummelten. Es konnte offiziell nicht mehr gedeckt werden. Irina kam, als sie im 5.Monat schwanger war, wieder frei.

Wenige Tage, nachdem der Sklavenmarkt aufgeräumt wurde, entstand er im Nachbarort erneut, wieder gedeckt von ganz oben – und auch wieder von der IPTF. Doch er konnte sich nicht mehr lange halten. Es war zwischenzeitlich zu bekannt, was dort passierte. Die Hoffnung, dass sich etwas ändern würde, keimte in einigen Leuten auf, ebenso auch in Irina und in mir selbst.

Heute lebt Irina zwar wieder in bitterster Armut bei ihren Eltern, doch sie erzählt ihre Geschichte und warnt junge Mädchen vor fremden Männern, die mit viel versprechenden Erzählungen kommen und Glück und falsche Hoffnungen denen anbieten, die schon immer Opfer waren und sind.

Doch viele Menschen müssen offensichtlich erst ganz nach unten hin abstürzen, um die Wahrheit einer verleugneten Realität zu erkennen.

Irina hat es bitter erfahren müssen.

Portrait

Jürgen Kirschner, Alter: 44

Internet: http://www.netz-tipp.de/autoren/Juergen

Silja Korn

Aus der Trostlosigkeit heraus wieder Hoffnung schöpfen

Liane saß am Küchentisch und schaute enttäuscht zum Fenster hinaus. Der Himmel sah schon wieder so aus, als würde es gleich zu regnen beginnen. Schade, dachte sie so bei sich, also wird es heute wohl wieder nichts, dass ich eine Fahrt mit meinem neuen Sportrolli unternehmen kann. Seit zwei Wochen regnete es ununterbrochen.

Bevor sie den Unfall hatte, war sie bei jedem Wetter losgelaufen und hatte es genossen, wenn der Regen, Schnee oder die Sonne sie im Gesicht berührten. Kein Wetter hatte sie daran gehindert, hinaus in die Natur zu laufen. Schon als kleines Mädchen konnte man sie nicht dazu überreden, erst abzuwarten, bis es dann aufgehört hatte zu regnen oder zu schneien. Bis die Eltern es aufgaben, sie daran zu hindern, hinaus zu laufen. Für jede Witterung hatte sie passende Kleidung im Kleiderschrank hängen.

Ihre Eltern hatten anfänglich nur mit dem Kopf geschüttelt und sich gefragt, von wem sie diese Art geerbt hatte. Die Mutter war eher eine Frostbeule und der Vater ein Stubenhocker. Sobald es draußen wärmer wurde, bestand sie darauf, dass der Vater zusammen mit ihr das kleine Einmannzelt im Garten aufstellte. Sie liebte es, nachts in den Himmel zu schauen und von fernen Galaxien zu träumen. Ihre Schwestern belächelten sie und teilten diese Leidenschaft zur Natur nicht mit ihr. Greta ihre zwei Jahre ältere Schwester, tat manchmal so, als würde sie ihre jüngste Schwester nicht kennen, weil man sich im Dorf über sie lustig machte, wegen ihrer seltsamen Art. Claudia, ihre zweitälteste Schwester, fand ihr Verhalten ganz und gar nicht ungewöhnlich.

In der Schule und in der Nachbarschaft gingen ihr die Kinder aus dem Weg, doch das störte Liane nicht, denn sie reichte sich selbst völlig. Im Dorf sprach man davon, dass sie krank und nicht normal sei!

Ein Junge trat eines Tages auf offener Straße ihr in den Weg und beschimpfte sie, hau ab du Scheusal, wir wollen dich hier nicht haben. Liane tat so als würde sie dies gar nicht hören, da nahm der Junge einen Stein auf und schleuderte ihn

nach ihr. Der Stein traf sie völlig unerwartet am Kopf. Sogleich fiel sie in Ohnmacht, und ab da konnte sie sich nicht mehr erinnern, was dann mit ihr geschah.

Viele Monate hindurch schwebte sie in Lebensgefahr. Die Ärzte hatten sie schon aufgegeben und die Eltern auf den Tod vorbereitet.

Die Eltern weinten viele Wochen hindurch bittere Tränen. Claudia verbrachte viele Stunden bei Liane am Bett, sang und las ihr viel vor.

Liane, sprach sie, auch wenn ich dich merkwürdig finde, mag ich dich gut leiden. Ja, leider habe ich dir das nie gezeigt und gesagt. Wie oft habe ich mich deinetwegen mit den anderen Kindern geprügelt, denn ich wollte nicht, dass sie so über dich sprechen, da ich dich nur so als deine Schwester sehen durfte. Manchmal ist man doch noch ziemlich naiv als Kind, nicht war? Nun ja, es ist schon traurig, dass erst dieser Unfall geschehen musste, bis ich es begriff! Da schlug Liane plötzlich die Augen auf und sah Claudia freundlich an. Claudia lief sofort zum Schwesternzimmer hin und rief völlig aufgebracht, sie wird wieder...! Kommen Sie bitte mit mir, meine Schwester hat gerade die Augen geöffnet.

Die Krankenschwester sah sie mit völlig verblüfftem Gesichtsausdruck an. Ja, es stimmt, rief Claudia außer sich.

Kommen Sie schnell! Die Krankenschwester folgte ihr mit schnellen Schritten und Liane sah der Krankenschwester mit wachen Augen geradewegs ins Gesicht. Die Krankenschwester beugte sich zu ihr hinunter und fragte dann, wie geht es dir denn? Die Lippen wollten ihr noch nicht so recht gehorchen so kam nur ein Schnarren aus ihr heraus.

Mensch Madel, das ist ja wunderbar, dass du doch wieder ins irdische Leben zurückgefunden hast. Da umarmte die Krankenschwester Claudia beherzt und sprach beruhigend auf sie ein. Wir müssen sofort deinen Eltern Bescheid geben, dass deine Schwester wieder zum Leben zurückgefunden hat. Ja, lachte Claudia schallend auf und trat zu ihr ans Bett und legte ihre Hand sanft auf die ihre.

Die Krankenschwester war lange fort und als sie wieder kam, brachte sie die Eltern mit. Kleines sprach der Vater, wir freuen uns, dass unsere Gebete geholfen haben. Du lebst und wir werden alles darum geben, dir dabei behilflich zu sein, wieder ins Leben zurück zu finden. Die Mutter sagte nichts. Sie saß bekümmert da und sah ihr besorgt in die Augen. Als würde sie befürchten, dass sie sogleich wieder ins Koma zurückfallen könnte. Sonja, Liebes, sprach der Vater liebevoll zu ihr, hab keine Sorge, sie wird es schaffen, das haben mir die Ärzte versichert. Greta kam nie zu ihr ins Krankenhaus, und auch nicht, als sie schon wieder so weit hergestellt war, dass sie für einige Zeit im Bett aufrecht sitzen durfte und sich auch wieder mitteilen konnte.

Eines Tages fragte sie Claudia nach Greta. Claudia wollte ihr ausweichen, aber Liane ließ nicht locker. Nun ja, Greta möchte dich nicht sehen, sie meint, sie sei nicht deine Schwester. Sie hat noch nie viel Notiz von dir genommen und bräuchte nun jetzt auch nicht mehr damit zu beginnen. Du seiest für sie wunderlich, und damit kann sie nichts anfangen. In Liane stiegen kleine Tränen auf. Was sie so gar nicht von sich kannte, denn sie konnte sich nicht daran erinnern, dass sie je eine Träne vergossen hatte. Claudia sah das sofort, trat zu ihr ans Bett und legte zum Trost eine Hand auf ihren Arm. Ja, das ist unsere Schwester! Weißt du, sie ist auf eine andere Art wunderlicher als du. Mama meint, all ihre drei Töchter seien so unterschiedlich, wie es nur sein kann. Mama sagt, ich habe von uns dreien am meisten von Papa und ihr geerbt.

Der Junge wurde leider nie gefunden, da sich Liane an sein Aussehen nicht mehr erinnerte.

Viele Wochen hindurch musste sie im Krankenhaus verweilen, bis sie eines Tages so gestärkt war, um eine Rehamaßnahme anzutreten.

Anfänglich wehrte sie sich dagegen, weil sie nicht von ihrer Familie getrennt sein wollte, bis der behandelnde Arzt eindringlich mit ihr sprach, Liane, diese Maßnahme ist für dein Gesundwerden sehr wichtig. Es besteht nämlich noch die Möglichkeit, dass du wieder laufen lernst. Dafür musst du aber zur Reha gehen.

Die Reha-Klinik ist nicht weit von Hamburg entfernt, so können dich deine Eltern und Freunde jederzeit besuchen kommen.

Freunde, hallte es in ihrem Kopf wieder, die hatte sie nicht. Das sagte sie aber nicht.

Liane konnte sich gar nicht daran erinnern, jemals den Wunsch geäußert zu haben, eine Freundin haben zu wollen. Wollte sie das denn überhaupt? Jetzt irgendwie schon, hörte sie eine energische Stimme in sich antworten! Aber wozu fragte sie sich? Die Stimme sprach unaufgefordert weiter, damit du dich mit ihr bezüglich Trauer ... austauschen kannst. Aber das brauchte ich doch sonst auch nicht, drängte sie die Stimme zur Ruhe. Ich kam bisher auch ganz gut allein mit mir zurecht. Kann schon sein, ließ sich die Stimme nicht einschüchtern, jetzt ist eine andere Situation. Na und! Ich will keine blöde Freundin, die alles nur besser weiß! He, sprach die Stimme, woher weißt du denn dieses, dass sie sich dir gegenüber so verhalten wird? Du kennst Sie doch noch gar nicht. Ich weiß das eben, rief Liane ins schwarze Nichts.

Am nächsten Tag holte sie der Vater aus dem Krankenhaus ab und fuhr sie mit dem Auto nach Büsum. Papa, sprach sie nun zu ihm, ich möchte das nicht mehr. Ich habe große Angst davor, weil ich nicht weiß, was mich dort erwartet; und dann weiß ich auch nicht, ob ich wahrhaftig die Geduld dafür aufbringen kann, damit die Anwendungen auch ihren nötigen Erfolg bringen werden. Herzchen, du schaffst das! Sicherlich Liane, das wird nun ein harter beschwerlicher Weg für dich werden. Kind, es ist so wichtig, damit es dir bald wieder besser geht, denn wir wollen nichts unversucht lassen, was wir später bereuen könnten, weil wir nicht gleich anschließend etwas unternommen haben!

Mama und ich erhoffen uns durch die Rehamaßnahme sehr viel!

Sie gab unwillig nach und sah trotzig zum Fenster hinaus.

Das war jetzt acht Monate her, als sie aus der Reha zurück nach Hause gebracht worden war. Man hatte sie vorzeitig aus der Reha entlassen, weil sie sich an den Therapien nicht beteiligen wollte. Die Ärzte riefen die Eltern an. Wir

können im Moment nichts für Ihre Tochter tun, so lange sie sich nicht an den Therapien beteiligt.

Nun gut, ich werde sie dann wohl abholen müssen, sprach der Vater traurig. Daheim saß sie Tag um Tag am Küchentisch und sah wie gebannt zum Fenster hinaus. Das einzige, was sie innerlich froh stimmte, war, dass sie vor zwei Wochen von der Krankenkasse einen Sportrolli bewilligt bekommen hatte. Der, seit jenem Tag, als er geliefert worden war, noch nicht ausprobiert worden ist, da es nur am Regnen war. Allein im Regen hinauszufahren erlaubte ihr die Mutter nicht. Da sie noch nicht allzu gut mit dem Rollstuhl umgehen konnte. Die Mutter bot ihr ständig an, zusammen mit ihr raus zu gehen. Das wollte sie aber ganz und gar nicht. Ihr war bange davor, mit ihrer Mom allein zu sein, weil sie dann diesen Moment nutzte, auf sie einzureden, und das wollte Liane nicht. Da verzichtete sie lieber darauf, hinaus an die frische Luft zu kommen.

Irgendwann fragte ihre Mom sie überhaupt nicht mehr.

Plötzlich stand die Mutter neben ihr und riss sie aus ihrem Gedankenkarussell. Liebes, sprach sie, heute früh habe ich einen Anruf von der Reha bekommen. Sie haben sich nach deinem Befinden erkundigt. Sie wollen wissen, ob du dich noch weiterhin weigerst, mit den Rehamaßnahmen fortzufahren. Liane sah weiterhin unverwand zum Fenster hinaus. Da trat die Mutter auf sie zu und legte ihre feingliedrige Hand auf ihren Arm. Bitte Kind, überlege es dir noch einmal gründlich, bevor du es erneut verneinst. Liane, du hast große Chancen, dich eines Tages wieder ohne Rollstuhl bewegen zu können. Natürlich nur, wenn du dich in nächster Zeit in Behandlung begibst. Morgen wird dich ein Rehatherapeut anrufen und mit dir darüber reden wollen. Liane ... Sie verstummte, denn das Telefon klingelte.

Liane starte ungerührt vertieft zum Fenster hinaus. Warum lassen die mich nicht einfach in Ruhe? Was hat das Leben noch für einen Sinn? Als Krüppel würde sie doch niemand haben wollen! Innerlich fröstelte sie bei diesem Gedanken.

Am Abend kam eine Freundin ihrer Mutter vorbei und erzählte sehr aufge-

regt, dass ihre Cousine eine Freundin hat, deren Mann vor zwei Jahren einen schweren Autounfall erlitten hatte und genauso wie Liane völlig auf den Rollstuhl angewiesen gewesen ist. Seitdem er die Rehamaßnahmen erfolgreich beendet hat, kann er wieder etwas laufen. Er muss natürlich noch weiterhin zur Krankengymnastik gehen, aber sein Gesundheitszustand ist stetig auf dem Weg der Besserung. Kindchen, sprach die Freundin nun zu Liane gewandt, das schaffst du auch! Wir werden dir alle dabei behilflich sein.

Nein, schrie Liane, lasst mich einfach alle nur in Ruhe! Ich möchte nichts mehr davon hören. Verschont mich nur mit Euren Geschichten, die gehen mich alle nichts an.

Die Mutter und die Freundin sahen sich entrüstet an. Also gut, hier gibt es nichts mehr für mich zu tun, sagte die Freundin und stand verärgert vom Tisch auf. Dann werde ich mal gehen. Mira warte, ich bringe dich noch zur Tür. Lass gut sein, Sonja. Ich finde den Weg schon allein hinaus. Die Tür fiel geräuschvoll ins Schloss. Also dann, Liane, teilte ihr die Mutter verstimmt mit, ich werde dich in Zukunft auch nicht mehr damit behelligen. Sie ging mit eiligen Schritten hinaus aus der Küche und Liane hörte die Tür zum Wohnzimmer zufallen.

Am nächsten Morgen saß der Vater ungewöhnlicher Weise noch in der Küche und las die Zeitung. Liane kam aus ihrem Zimmer gerollt und platzierte ihren Rollstuhl am Küchentisch. Der Platz, wo sie seit Monaten aus dem Fenster starrte, war besetzt. Die Katze Finnia saß auf dem Stuhl, der sonst auf der anderen Seite des Tisches stand.

Ihr Vater sah nicht einmal von der Zeitung auf, als sie ihm einen Guten Morgen wünschte. Von weiten hörte sie ihre Schwestern und Mutter leise miteinander reden. Da läutete das Telefon neben ihr. Geh schon ran, hörte sie die Stimme ihres Vaters unfreundlich hinter der Zeitung sagen. Liane Peters ... Das ist ja super, hörte sie eine sehr wohlklingende Stimme in der Hörmuschel sagen. Mit Ihnen wollte ich auch sprechen. Mein Name ist Thomas. Ich bin vom Verein der .... Sie ließ ihn gar nicht mehr weiter sprechen, sondern sagte auf Wiederhören und legte auf.

Nun nahm der Vater die Zeitung vom Gesicht fort und starrte sie mit gerunzelter Stirn an. Wer war das, wollte er wissen. Niemand den wir kennen. Der hat sich offensichtlich nur verwählt. Nun ja, möchtest du Kaffee, Liane? Sie nickte nur mit dem Kopf, unfähig, noch etwas zu sagen. Weißt du Kind, so kann es einfach nicht mit dir weitergehen. Es macht uns alle fertig, dass du dir nicht helfen lässt! Er achtete nicht auf ihr verbittertes Gesicht, sondern sprach unbeirrt weiter. Wenn du dir nicht helfen lässt, dann müssen wir uns leider von dir trennen. Mama kann schon bald keine Nacht mehr schlafen, weil sie sich so sehr um dich sorgt. Ich finde keine Ruhe mehr auf der Arbeit, weil ich innerlich so wütend bin, weil du deine Chance, wieder völlig hergestellt zu werden, vertust. Claudia zieht ab heute zur Oma, da sie es nicht mehr ertragen kann, wie du da sitzt und nur noch aus dem Fenster starrst. Ja, Greta hat es bisher nicht interessiert, wie es dir ergeht. Nun meint sie aber, wir können nicht weiterhin tatenlos zuschauen, als wäre alles in bester Ordnung. Ich habe mir heute zwei Tage von der Arbeit frei genommen, um dich heute und morgen nach dem Frühstück zu sämtlichen Einrichtungen zu fahren, wo man sehr bequem als Rollstuhlbenutzer wohnen kann. Damit du dir das entsprechende neue Zuhause selbst aussuchen kannst. Ich bin es allmählich leid, mein eigenes Leben für dein Selbstmitleid hintan zu stellen. Wir verstehen es sehr gut, dass du dem neuen Leben so mit Groll gegenüber stehst. Es ist ja nicht dein Verschulden, dass du dich nun in dieser prekären Lage befindest. Jedoch hilft es dir nichts, dich völlig gehen zu lassen. Dadurch wirst du auch nicht wieder laufen können. Wir wären auch froh, wenn dies nie geschehen wäre!

Papa, hörte sie sich sagen, das ist doch jetzt nicht Euer Ernst! Habt Ihr mich denn überhaupt nicht mehr lieb? Es ist doch gar nicht raus, dass ich jemals wieder richtig laufen kann? Kein Arzt hat mir dies 100 Prozent bestätigen können. Immer sprechen sie nur davon, dass eventuell ...!

Oh ja, das ist uns sehr ernst, denn wir haben alle unser Bestes gegeben und sind sehr geduldig auf dein Leid eingegangen. Sicher, doch haben wir dich sehr lieb. Darum macht es uns ja so ohnmächtig, dich so zu erleben. Das steht jetzt jedoch außer Frage. Wir sind eben auch Menschen, die das Recht haben, sich wohl zu fühlen zu dürfen, und das tun wir, seitdem du von der Reha zurück bist, nicht mehr. Wir wollen das alle wirklich nicht, aber unsere Kräfte sind allmäh-

lich erschöpft. Ohne dass du jegliche Behandlung versucht hast, solltest du die Hoffnung nicht begraben, wieder hergestellt zu werden.

Vielleicht tut dir eine neue Umgebung ja gut und du wirst dort besser zu dir finden können. Wir hier sind keine ausgebildeten Therapeuten oder Pflegepersonal. Wir dachten, wir würden dies als deine Familie leisten können, nun merken wir aber, dass wir damit völlig überfordert sind. Solange du jegliche Hilfe ablehnst, wollen wir uns von dir distanzieren, da die Familie auseinanderzubrechen droht. Mama und ich haben uns darum an Herrn Thomas von der Rehaklinik gewandt, ob er uns dies raten kann, in unserem Fall so zu handeln, dich erst einmal als Übergangslösung in ein betreutes Wohnen zu geben. Bis wir, und auch du, uns im klaren darüber sind, wie es wohl weiter gehen kann oder wird. Herr Thomas hat uns zu diesem jetzigen Schritt ermutigt, damit du vielleicht dadurch eher zur Besinnung findest! Diese Maßnahme ist uns nicht leicht gefallen, das musst du mir glauben.

Pa-pa .... Das könnt Ihr doch nicht so wirklich meinen? Oh doch, mein liebes Kind, wir haben uns das sehr gründlich überlegt. Es muss endlich ein Schlussstrich unter dein Selbstmitleid gezogen werden, bevor wir alle völlig zusammenbrechen. Schau jetzt nicht so böse drein, Liane, es ist uns entsetzlich ernst damit. Nein, bitte schickt mich nicht fort. Ich verspreche Euch, alles zu tun, damit ich wieder gesund werde. Nun ja, das kann ich nicht allein entscheiden, dafür müssen wir die anderen Familienmitglieder hinzuziehen, falls sie dazu kommen wollen. Bitte Papa, ich will es versuchen! Lass uns bitte die anderen dazu holen. Er stand sehr langsam vom Stuhl auf und sah sie dabei prüfend an. Gut ich gehe zu den anderen und werde ihnen die neue Lage berichten. Es kann jedoch dauern bis ich wieder zurück bin. Macht nichts, ich kann warten! Es schien ihr, als würde die Zeit stehen bleiben. Als sie schon glaubte, dass sie verloren hatte, stand die ganze Familie, sogar einschließlich älterer Schwester, vor ihr. Also gut, wir haben uns beraten, sprach der Vater sanft zu ihr. Wir wollen dir noch eine Chance geben. Danke, danke, ich werde alles Notwendige dafür tun, damit ich bald aus dem Rollstuhl wieder aufstehen kann.

Jetzt ergriff ihre Mutter das Wort und zeigte auf das Telefon. Ruf bitte gleich in der Reha an und lass dir ein Termin geben. Die Telefonnummer liegt neben

dem Apparat. Liane zitterte am ganzen Körper und wählte im Beisein ihrer Familie die Nummernfolge, die auf dem Zettel stand. Es meldete sich am anderen Ende dieselbe Stimme wie die, die sie schon am Morgen am anderen Ende vernommen hatte. Die Mutter sah sie erwartungsvoll an. Ja, hier ist Liane Peters. Der Mann am anderen Ende schien erleichtert zu sein und sagte, das ist wunderbar ...!

Acht Augenpaare waren auf sie gerichtet! Ich möchte sofort mit der Reha beginnen, sprach sie mit belegter Stimme in den Hörer. Der Vater und auch die Mutter traten hinter sie und legten jeder eine Hand auf ihre Schultern. Als wollten sie ihr damit sagen, du bist nicht allein. mein Schatz, gemeinsam schaffen wir das schon, denn der erste Schritt ist nun getan! Jetzt kann alles gut werden!

Liane sah in die Gesichter ihrer Familie und sprach zu ihnen, vielen Dank! Dass Ihr mich nicht aufgegeben habt!

Sie erwachte am Morgen mit klopfendem Herzen, denn sie fürchtete sich vor dem, was ihr nun bevorstand. Da trat die Mutter ins Zimmer, guten Morgen. Liebes, wir glauben an dich, und wir lieben dich von ganzem Herzen.

Stell dir vor, der Regen hat nun endlich aufgehört. Mami bitte, zieh die Gardine zur Seite. Ich möchte noch einmal hinaus sehen. Bevor ich für längere Zeit fort bin.

Auf dem Baum vor ihrem Fenster saß ein kleiner Spatz und sah zu ihr ins Zimmer!

Auf Wiedersehen, kleiner Spatz, ich werde wirklich alles tun, damit ich bald wieder laufen kann!

Der kleine Vogel nickte ihr ermunternd zu, als würde er sie verstehen, und flog davon. Vor dem Haus stand die ganze Familie erwartungsvoll und wartete, bis Liane im Reha-Bus eingestiegen war. Ihre Schwester Greta trat auf sie zu und nahm ihre Hand in die ihre und sprach in besänftigtem Tonfall zu ihr.

Du, ich wünsche dir viel Kraft, dass du diesmal die Reha durchhältst und bald wieder bei uns sein kannst. Auch wenn es anfänglich so aussieht, als steuerst du einem Untergang entgegen, geht ganz bestimmt irgendwo ein zaghaftes Türchen auf.

Danke dir, dass du mir dies wünschst. Es wird mir ganz bestimmt dabei helfen, wieder auf die Füße zu kommen.

Wir müssen allmählich losfahren, drängte der Busfahrer ungeduldig, ich muss noch andere Patienten von daheim abholen. Du schaffst das, Liane, rief die Familie ihr noch nach!

Sie sah noch lange aus dem Fenster und winkte, bis sie niemanden der Familie mehr erblickte.

Ein Jahr dauerte es, bis sie wieder soweit hergestellt war, dass sie ohne Rollstuhl und Gehhilfe gehen konnte.

Portrait*: siehe oben: Kunst Platz 3*

Panja Küpper
Ruhe im Sturm

Portrait



Panja Küpper, Leimen, geb. 1969 in Crailsheim

E-Mail: mail@panja-kunst.de
Internet: www.panja-kunst.de

Tel. 0175/2708007

1987-90 Ausbildung zur Krankenschwester, Staatsexamen. 2001 Beginn eines autodidaktischen Malstudiums in der Acryl- und Öl-malerei. 2006 Mitarbeit im Projekt Balsam der Universität Heidel-

berg. 2007 Aufnahme in die Publikation Kunstprofil 2008. 2008 Kunstpreis der Aue Art Galerie Dortmund Kategorie Newcomer. Seit 2006 diverse Ausstellungen, weitere Ausstellungen in Vorbereitung.
Leuchtende, kräftige Farben mit Strukturen, veredelt mit Gold- und Silber-Effekten, außergewöhnliche Formate und Arbeiten mit Metallelementen charakterisieren ihre Arbeit.

Linni Lind

„Sieh“ spricht die Grille.

„Wer hat sich den Strom weggedacht? Wer verdammt hat noch mal Winter gebracht? Weshalb is´n das heute so kalt?

Erst Sonne? Dann Nacht?

Kälte huhhuhhh, vorm Rauchfang bibbern die Strümpfe und drücken mir ihren Mief durch die Nase.

Wer bitte hat den Griller auf kalt gestellt?

Was hat das frühe Hundegebell mit meinen Ohren gemacht?

Wieso sind´n die seit fünfe schon wach?

Augen verklebt. Stirn, Hagel oder Hohlraum im Kopf.

Durch die Jalousie steht ein Auto, das hat Schnee aufm Dach!

Durch die Jalousieritzen kriechen die Streifen aufs Bett . . .

Frost kratzen und Handschuh vergessen, das härtet echt – aber was sag ich da,

hab ja noch beide Hände voll unter Kontrolle!

Und das Unkraut aus Eis am Fenster,

sogar richtige Blumen!“

. . . Kratzen mit Fingernägeln war wahr, wahr war auch das Loch unterm Bett!

(Eine Luft ist das hier, der nackte Wahnsinn liegt – selber schuld –wie waagrecht unter dem Bett!)

„Wenn ich aufhör zu atmen, kommt der heilige Geist . . . am besten, ich geh heute mal gar nicht nach draußen, ich steh heut mal lieber nicht auf, ihr sauft ja doch alle nur Dosen, und außer mir Grille friert keiner so schnell. . .“

aufm Dachfenster, genau über mir drüber, da prasseln die Regentropfen und können gar nicht doll genug – prasseln wie auf ´ner Zeltplane in Kindertagen herum! Aber waste da aufwühlst, das braucht keiner mehr! Was da rumfliegt, ist bloß ´ne Plastiktüte voll Staub oder Feinstaub, der flog, sagte Mutter, über die Maikäferstrasse bis zu den Nachbarn, du meine Güte, hinüber.

Aber was schon mal war, wer will das schon noch? Unwiederholbar ihr Leute, ich muss mal den Boden wischen, damit – wer kämpft kann verlieren, ich weiß – damit, lieber Nachbar, kein Hotel und kein Puff hier, darauf steh ich nicht so. Hätte mal lieber einen Supermarkt unterm Bett statt der halben Mine-

ralwasserflasche.

(Durch die Jalousieritzen kriecht was Grünes von draußen und ich frier!)

Jetzt kennt ihr mich von meiner gemütlichsten Seite! Seid aber auch nicht viel besser – oder macht ihr euch etwa Gedanken und habt in die Plastiktüte Bier rein getan als Ersatz für Intimität?

Wer kämpft kann gewinnen, und die Plastiktüte braucht keiner mehr! Schmeißt sie ins Wasser und stellt die Dusche endlich auf warm, klarer Kopf, sagte Mutter: „Was heute noch wie eine Ausrede klingt, kann morgen schon seine Richtigkeit haben."

„Guten Morgen, liebe Sorgen seid ihr auch schon alle da?", spielte das Radio und „pfleget das Singen", und das Loch unterm Bett (ich stells mir nur vor) würde das Loch in der Tasche. Würde zum halben Loch in der Flasche und zum Loch in eurer Scheißwahrheit!

Ich stelle mir in der Streifenaussicht lieber ein besseres Leben vor! Stelle mir dort oben durch Jalousieritzen scheibenweise vor auszuwandern in ein Reich mit verständlicherweise tropischer Intimität!

Und am Bett ein Grashalm über das Loch und ein Hüpf hinüber zum anderen Ufer!

Was heute noch wie ein Märchen klingt, kann morgen schon, aber morgen nehmt ihr ja doch nur wieder das eine. Vernehmt mal was anderes als was in eurer blöden Tüte geschieht! Nüchtern sein ist keine Illusion. Bloß sein, das seht ihr an mir, ist nur Kälte im Bett und kam wie ein Rudel hier an heute morgen um fünfe und

jetzt wieder alles so still? Nur auf der Bundesstraße 455 zwischen Oberursel und Homburg laufen die Kängurus über die Straße. . . . viel zu schnell lief alles vorbei,

was mir blieb, warst du, sage ich, du, meine Kleine, kamst mir an die Brust und warst ein echter Wärmflaschenersatz. Ich gab dir dafür mein Hemd, lieber wolltest du (ABER JA!) du wolltest

dein eigenes T-Shirt, weil´s besser zu deinem Teint passt und in der Nase Schulranzengeruch (times are changing) Staub, sagte Mutter, bis über die Maikäferstrasse flog der Mief meiner Socken, wo ich am stärksten dir nahe war.

ABER! Mach was du willst, die Kälte hat mich sowieso schon dahingerafft! Mein Gesicht im Spiegel erschrak ich, so sollte ich aussehen, so grillig und grau?

Stell dir dabei mal mein Elend vor aus Furcht vor dem ewigen Loch in der Schwärze!

(Auch euch wird eines Tages der Schnee aus den Nasenlöchern wie eisiger Feinstaub entweichen – und ein letztes Grillern vor Frost – und euch wird die Gehirnhaut durchzittert werden!) (Ihr nehmt ja doch alle nur Drogen!)

Aber was ist mit dir, Kleine, frierst du auch? Und soll ich dir eine Mütze stricken, die besser zu dir passt als meine frostigen Ohren? Fingerhandschuhe, weißen Schnee fingern vom Auto weg? und eine Flockendecke für unters Bett damit der Hohlraum gut schläft?

Stell dir vor, unser ein leeres Zimmer mit blauem Dekor und goldenen Sternen . . .

. . . unser ein Zimmer voll schönster Adjektive, duftig,

. . . schau die Konturen der grünen Gräser, schau richtiges Gras!

„Komm, meine Grilli, wir legen uns Löffelchen, und erzählen uns was von früher, vom Schnee und wie die Eisblumen langsam das Zimmer eingruben. . . Bin ja nur froh, dass wenigstens grüne Streifen reinkriechen wie das Licht auf den Gräsern! Und wer froh ist, der füllt das Gerecht Gottes gut aus, das gute Leben!“

(Natürlich tankst du´s zuerst um dich selber herum, das glückliche Glück),

aber dann um den Nachbarn und dann tankst du immer so weiter, bis die fleißigen Bienen einen Jeglichen mit Honig erfüllen. . .

„oder stell dir ein Land vor, schön gemalt, und dahinter die Konturen der Berge, ein Land voller Adjektive, in dem Milch und Honig auf Lastwagenstraßen, Schiffe in alle Richtungen fließen, Knotenpunkte vernetzten Grille zu Made und Made zu Speck und massenhaft tropisches Flair. . . und Sesam öffnete tausend und eine Nacht und meine kleine Prinzessin kommt mir an die Brust!“

Und unser das Reich, Gottesreich! Und unser der Himmel bis in Ewigkeit und, ach, Adjektive gibt es wie Sommerbienen.

Und unser das Licht von der Ampel in Streifen! Einen Supermarkt mit Sahne und Speck, denn Mein (unser) ist dies Land, mein (unser) Ziel ist der Weg von Anfang bis Ende, von Sonne bis Sonne!

Was heute noch wie ein Märchen klingt, könnte morgen schon Wirklichkeit sein: Durchlauferhitzer, trockene Socken von echten Schafen, warm duschen, und die Grillen stopfen eines Tages die Löcher mit Gesang wieder aus . . .

(wenn der Strom wieder geht), ziehst du den Faden durchs Nadelöhr, stichst

die Spitze der Nadel zuerst für alle Fälle immer erst um den Rand, dann immer herum um das Loch und bringst so langsam das ganze Loch unter ein Fadengitter aus guter Wolle (für alle Fälle ein Netz in der Tasche)

wer sich die Strümpfe stopft, kann gut leben, ich weiß es.

***Portrait**: siehe oben: Kunst Platz 2*

Kerstin Lötzerich-Bernhard

Emanzipation

Sanftheit des Lufthauchs lässt
Galgenbaums Schössling erzittern

Zartes Blatt fällt
durch der Brise unablässiges Rütteln

Tanzt befreit im Wind davon
Hat keine Angst vorm Fliegen

Schwebt durch ungebrauchte Entität
Entdeckt gelöstes Leben

Rote Rose stirbt
Weiße Lilie erblüht

Portrait



Dr. rer. nat. Kerstin Lötzerich-Bernhard, Neunkirchen am Brand, geb. 1970

e-mail: postmaster@kopfwortewelt.de
Internet: www.kopfwortewelt.de
phone: +49 (0) 172 9805881

Sie ist promovierte Chemikerin, war Entwicklungsleiterin, machte 2008 ihre langjährige Passion zur alleinigen Profession und arbeitet seitdem als freiberufliche Reisejournalistin, Autorin und Lyrikerin. Sie publiziert u. a. in verschiedenen Anthologien, im März 2009 erschien ihr erster Gedichtband „Seelenteile“. Ihr zweites Buch steht kurz vor der Vollendung.

Birgit Malow

Hoffnung

Heute sehe ich alles schwarz.
Mein Herz ist schwer
und Tränen laufen mir über die Wangen.
Ich stehe an Deinem offenen Grab,
der Pfarrer sagt ein paar tröstende Worte.
Wir versuchen zu singen.

Ich verabschiede mich von Dir,
für immer?
Auf jeden Fall für eine lange Zeit.
Da steht eine Kerze auf Deinem Grab.
Sie brennt.
Trotz des Windes geht sie nicht aus.
Du lebst weiter.

Plötzlich empfinde ich Trost,
die letzten Tränen versiegen.
Ich bete und glaube,
Du hast das Lebensziel erreicht,
Du bist bei Gott.
Das gibt mir Kraft
und hoffend verlasse ich den Friedhof.

Portrait

Birgit Malow, Hemer, geb. 1967

E-Mail: Birgit.Malow@t-online.de

Werkstoffprüferin (Physik) im QS-Labor

Der Text „Hoffnung“ entstand nach dem Tod ihres ältesten Bruders Wolfgang 2003.

Christoph Mann
Höhlenmenschen

Ich sah Sonnenstrahlen in der Höhle
Drinnen
Ich dachte schon ich wäre
Draußen
Drum tanzt ich wie von
Sinnen

Portrait

Christoph Mann, Bamberg, Alter 27 J.

2008 beendete er sein Studium, betätigt sich schon seit langer Zeit als Notiz-Buch-Träger und Gelegenheitsdichter, veröffentlichte bisher journalistische Artikel. Derzeit ist er als freier Journalist und Bamberger Stadtführer tätig, beides mit viel Freude, leider aber nicht unbedingt ausschweifender Bezahlung.

Katja Marx
Die Weiße Wölfin

Mit glühenden Augen schlich er durch die mondlose Nacht. Ein paar wenige Sterne gaben ihm genug Leuchtfeuer, um die Spur leicht zu halten. Immer wieder hielt er inne, um mit seiner feinen Nase den Boden zu beschnüffeln. Indra war nur kurz vor ihm und gab die Richtung der heutigen Jagd an. Plötzlich dröhnte ein Schuss durch den schlafenden Wald. Fistol fiel sofort zu Boden, Blut rann aus seiner rechten Pfote. Winselnd versuchte er, sich fortzubewegen. Wo war Indra? Hinter einem Baum konnte er ihre Augen leuchten sehen. Er kroch auf sie zu, immer näher, noch ein Stück. Da verschwamm alles vor Fistols Augen und seine Sinne flogen davon.

Als er erwachte, war da kein Schmerz, nur strahlender Sonnenschein und freche Schmetterlinge, die um sein Maul flatterten. „Wartet," brummte er, „gleich krieg ich euch!" Und er schnappte nach alter Wolfsmanier flink zu. Doch was war das? Keine Schnauze in seinem Gesicht, keine spitzen Zähne! Er betrachtete seine Pfoten und sah zwei Menschenhände ohne Fell. Nur ganz feine, blonde Härchen entdeckte er. Fistol sah aus wie ein 12-jähriger Junge. Die Schmetterlinge kicherten und flogen davon.

Fistol rannte auf Händen und Beinen – wie ein Wolf – zu einer Wasserstelle in etwa 20 Meter Entfernung. Hier konnte er sich das erste Mal betrachten. Er sah tatsächlich aus wie einer der Jungen, welchen er und Indra neulich am Waldrand entdeckt hatten. Es war frühmorgens, in den kurzen Momenten, wenn die Sonne aufgeht. Der Junge war mit noch drei anderen dort und hatte furchtbar geweint.

„Wieso sah er, Fistol, der Wolf, nun aus wie dieser Junge?"

Er drehte sich auf den Rücken und blinzelte in die Sonne. Merkwürdig war das, ein Mensch zu sein. Aber wo finde ich etwas zu fressen und wo finde ich Indra? Fistol kratze sich am Hinterkopf, während er auf ein paar Grashalmen herumkaute. „Wenigstens leckere Gräser wachsen hier!" Da flog ein großer Rabe über ihn hinweg, so dicht, dass er mit seinem Flügel fast Fistols Bauch streifte.

„He!“ Er sprang auf, um den Raben zu schnappen. Erwischte aber nur eine lange, schwarze Rabenfeder. Diese steckte er in die Tasche in seiner Hose, die er entdeckt hatte. „Menschen sind so merkwürdig, aber kleine Höhlen am Körper sind was Tolles.“ Er meinte natürlich die Hosentaschen.

Nun beschloss er, einfach aufzubrechen, loszuwandern. Vielleicht fand er ja eine bekannte Spur. Da fiel ihm wieder ein, dass er ja jetzt ein Junge war, und er wusste, Menschen können keine Spuren riechen. Sonst hätten sie ihn und Indra schon längst erschossen mit ihren lauten Pistolen! Abrupt blieb er stehen und betrachtete seine rechte Hand. Da fiel ihm alles wieder ein. Er war ja angeschossen worden, verletzt, und auf dem Weg zu Indra kam plötzlich diese Wolke und nahm ihn mit. Was war das nur? Was sollte aus ihm werden? Da kullerten dicke Tränen aus seinen blauen Augen. „Auch das noch, Wölfe weinen nicht! Menschen weinen, Wölfe können das nicht!“ Fistol schluchzte herzerweichend, alles war ihm jetzt egal. Eine große Trauer überrollte schließlich sein Herz, bis er erschöpft einschlief.

Als er die Augen wieder öffnete, sah er ein weißes Blitzen in der mondlosen Nacht. Dann noch ein blaues, ein gelbes, ein rotes Blitzen. Das weiße Blitzen wuchs und wuchs und verwandelte sich in ein helles, weißes Licht, das rasch näher kam. Fistol zuckte zusammen: „Die Weiße Wölfin!“ Schon seit den alten Tagen erzählten sich die Wölfe untereinander von der Göttin, der Weißen Wölfin. Sie ist die Mutter aller Wölfe und beschützt sie. Sie gibt Nahrung und Trost. Sie ist es, die bei jeder Geburt und bei jedem Tod eines Wolfes erscheint und ihn geleitet. So ist sein Weg leichter, vertrauter und liebevoller.

Aber warum war sie jetzt hier? „Sterbe ich jetzt?“ Fistol fragte sie ganz direkt mit Tränen in den Augen.

„Lieber Fistol, schau in diesen Spiegel!“ Die Wölfin hielt ihm einen Spiegel hin. Fistol schaute hinein und sah nicht das Jungengesicht, keine Jungenarme, sondern sich, Fistol, den Wolf, mit Tränen in den Augen! Wölfe können also doch weinen. Er rang weiter mit seiner Fassung.

„Dies ist ein Geschenk an die Wölfe“, sprach nun die Weiße Wölfin. „Erzähle allen davon. Sie sollen weinen, dürfen weinen, aus Trauer, aus Liebe, vor Glück, aus Leid, ja aus purer Lust sollen sie weinen und lachen lernen!“

„Lachen können wir auch?“ Fistol kratzte sich am Hinterkopf.

„Ja, lieber Fistol, lachen auch! Erzähl es ihnen in aller Welt. Alle Rudel sollen davon erfahren, dass ein neues Zeitalter angebrochen ist, in dem Wölfe wieder die Freunde der Menschen sind.“

„Der Menschen? Aber sie schießen auf uns!“ „Lass ihnen Zeit, Fistol. Der Anfang ist gemacht. Ich wünsche dir auf deiner Mission alles Liebe!“

Da verblasste das weiße Licht und mit ihm die Göttin.

Fistol hetzte durch die Nacht. Seine Spürnase war auf Hochtouren. Endlich hatte er Indras Spur gefunden. „Indra, warte!“, rief er in ihre Richtung, und Indra blieb stehen. „Fistol, mein Guter! Da bist du ja! Wie geht es dir? Zeig deine Pfote! Soll ich sie dir lecken?“

„Indra, es geht mir gut. Ich bin vollkommen heil!“

„Aber wie kann das sein? Ich habe dich doch fallen sehen, und dann kamen die Menschen und ich musste weg.“

„Lass uns nach Hause gehen, Indra. Ich muss dir etwas Wichtiges erzählen.“

In ihrer Höhle angekommen und nach einem leckeren Mahl erzählte er dann jede Begebenheit haargenau. Indra lauschte schweigend und sah ihn die ganze Zeit nachdenklich an. Als er seine Erzählung schloss, wartete er gespannt, was Indra zu der Geschichte sagen würde.

Indra sagte nichts, ihr Blick schien leer. „Indra?“

„Dann bist du das also „, flüsterte sie.“ „Wie, ich?“ „Du bist der Wolf, von dem unsere alte Prophezeiung handelt!“

Fistol kratzte sich am Hinterkopf. „Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst, Indra. Du weißt doch, dass ich lieber draußen spiele, als in der Höhle zu hocken und den alten weisen Wölfen zu lauschen.“

„Also, pass auf, Fistol! In der Prophezeiung der Weißen Wölfin heißt es, dass ein Wolf kommen wird, um die Wölfe wieder in die alte Ordnung zu bringen, so wie in der alten Zeit, als der Mond noch ein Baby war und im Erdenschoß ruhte und Mensch und Wolf noch ein Rudel bildeten. Dieser Wolf und ein ganz besonderer Menschenjunge werden Freundschaft schließen und somit den alten Bund wieder aufleben lassen.“

„Dann weiß ich auch schon, wer dieses Menschenkind ist. Natürlich der Junge , in dessen Haut ich steckte.“ Indra nickte und legte ihre Pfote liebevoll auf seine.

Dann flüstere sie: „Das mit dem Lachen wirst du von ihm lernen.“ Sie schnaufte tief durch und rollte sich zum Schlafen ein. Fistol kroch dicht an sie heran und fand auch bald einen tiefen Schlaf.

Er träumte zu fliegen, und plötzlich sah er den Jungen vor sich stehen. Aber es ging ihm nicht gut. Er lag in einem Krankenhaus an vielen Geräten und Schläuchen. Eine weinende Frau stand vor seinem Bett und flüstere immer wieder: „Mein Tommi, Tom wach doch auf!“ Tom schlief tief und fest. Fistol konnte auch sehen, was Tom träumte. Immer wieder kamen die drei Jungen auf ihn zu, im Wald dort auf der Lichtung. Die Jungen bedrohten Tom mit Stöcken und schlugen schließlich auf ihn ein, bis er am Boden lag. Immer wieder und wieder passierte das. Tom hatte keine Chance zu entrinnen. Da öffnete sich plötzlich Fistols Herz ganz weit und er ging auf Tom und die drei Jungen zu. Die drei wollten gerade wieder auf Tom einprügeln, als sie den Wolf erblickten. Fistol fletschte seine Zähne und setzte zum Sprung an. Den ersten zwickte er ins linke Bein, den zweiten in die rechte Wade und den dritten zog er ein Büschel Haare aus dem Kopf. Die Jungen krochen entsetzt davon. Laut schreiend und immer wieder vor lauter Angst fallend, liefen sie aus dem Wald heraus.

Tom war unversehrt. Er starrte Fistol an. Der Wolf nickte und sagte: „In deiner Tasche ist eine Rabenfeder!“ Zitternd griff Tom in die Hosentasche und zog die lange schwarze Feder heraus. Da flog auch schon ein Rabe krächzend über die beiden hinweg. Tom erkannte Fistol endgültig als seinen Retter an und lachte vor lauter Glück, solch einen starken Freund zu haben. Dann streckte er seine Hand mit der Feder aus und kitzelte Fistol ganz sanft am linken Ohr. Dem Wolf war es komisch im Magen. Dann kitzelte der Junge Fistol am anderen Ohr. Jetzt kroch dem Wolf etwas den Magen hinauf. Was war das nur? Fistol kratzte sich am Hinterkopf. Nun kitzelte ihn Tom an der Nase. Da brach es endgültig aus Fistol heraus und er musste lachen, lachen, lachen. Ja, er fand das Lachen so schön, dass er die ganze Zeit weiterlachte. Tom grinste über das ganze Gesicht, dann sagte er zu Fistol: „Meine Mutter ruft!“ „Ja, geh schnell zu ihr!“ Fistol gluckste ein letztes Mal, dann machte auch er sich auf den Heimweg.

Im Krankenhaus schlug Tom die Augen auf und sah seine Mama am Bett sitzen. „Mama, es ist nichts passiert. Es geht mir sehr gut. Ich habe jetzt einen Wolf als Freund!“

„Ach, Tommi!“ Sie weinte tausend glückliche Tränen und lachte dazu.

Fistol erwachte neben Indra und erzählte lachend und prustend und glucksend, was passiert war. Indra steckte das Lachen so sehr an, dass sie auch anfing, erst zart zu kichern, dann auch zu glucksen und schließlich laut zu lachen.

Eine gute Woche verging. Alle Wolfsrudel auf der ganzen Welt hatten inzwischen von der Erfüllung der Prophezeiung gehört. Sie freuten sich alle auf die „Neue Zeit“, die nun anbrach, und trafen sich schon in Gruppen, um das Weinen und das Lachen zu üben. Denn es liegt ja in ihrer Natur, sie haben es nur vergessen über die Zeit.

Portrait

Katja Marx wird 1978 in Bernburg (Sachsen-Anhalt) geboren, arbeitete seit 1999 als Erzieherin in Bayern, ist seit 2003 Mutter, beschäftigt sich seit 2008 intensiver mit der Schriftstellerei und lebt seit September 2008 in der Schweiz.

Elke Metke-Dippel

Der Himmel ist leer

Ich machte mich auf, Gott zu suchen. Ich war wehrlos, ohne schützenden Mantel vor der Kälte, ohne einen Stab, der mir Halt böte.
Ich machte mich auf und durchquerte die öden Hügel.

Der Weg unter mir war schmal und gewunden.
Steine säumten ihn und graue Büsche, deren dornige Äste zuweilen in ihn hinein ragten.

Endlos schien der Pfad. Er wand sich durch die kahlen Hügel, mal hinauf und wieder hinunter.
Kein Fels markierte eine Stelle, an der ich mich ausruhen konnte, innehalten, Ausschau halten.
Ausschau nach Gott.
Unter meinen Füßen knirschte das mürbe Gestein.

Tagelang wanderte ich durch die Öde.
Erschöpft und durstig, vom Wind zerrüttet und schon beinahe erkaltet, hörte ich ein Rauschen. Ich hob die Augen zum Himmel und suchte Gott, damit er niederfahren möge und mich rettete.
Doch der Himmel war leer.

Blind vor Gram stolperte ich über die Hügel und fand die Quelle des Rauschens.

Es war das Meer.

Ich stieg hinab von der Öde und betrat die sanften Wellen. Ich fühlte ihre schmeichelnde Nähe, ihre Umarmung, ihre durchdringende Gegenwart. Ich verband mich mit ihnen, löste mich in ihren Armen auf.

In der Verschmelzung mit der unendlichen Weite spürte ich das Rauschen als eine Stimme.
Die Stimme Gottes:
„Was suchst du mich im Himmel?“

Portrait

Elke Metke-Dippel, geb. 1955 in Gießen, ging in jungen Jahren ins Ausland und verbrachte zehn Jahre in England und Kanada. Lebt heute in Wetzlar mit Mann und zwei Töchtern. Ein Sohn lebt in Kanada. Seit 1989 für Zeitschriften und Tagespresse journalistisch tätig.

Nina Molter

Am Tag, als der Regen kam

Robert konnte nicht laufen. Er konnte seine Hände nicht bewegen und er konnte auch den Rest seines Körpers nicht spüren. Jeden Morgen um 7.15 Uhr ging Roberts Schwester Maya zur Schule. Robert nicht. Jeden Mittag kam Maya aus der Schule und setzte sich an den Mittagstisch, um mit ihrer Mutter zu essen. Robert nicht. Jeden Nachmittag machte Maya ihre Hausaufgaben. Maya konnte lesen und schreiben und rechnen und malen. Robert nicht. Wenn die Mutter oder der Vater einen Witz machte, dann lachte Maya. Robert nicht.

Robert war seit seiner Geburt vom Hals abwärts gelähmt. Robert konnte hören, sehen, riechen und auch essen, wenn ihm jemand dabei half. Und Robert konnte weinen. Robert weinte oft. Robert weinte, wenn er alleine in seinem Zimmer lag, er weinte, wenn er sah, dass sich vor seinem Fenster graue Regenwolken vor den klaren blauen Himmel schoben. Und Robert weinte, wenn er sich nach dem Sinn seines Lebens fragte.

Er weinte nie, wenn jemand bei ihm war, nur wenn niemand da war. Wenn Robert Besuch hatte, wenn jemand mit ihm sprach, dann erzählte Robert Geschichten. Wenn jemand Robert fragte, ob er Schmerzen habe,dann erzählte Robert von den Wolken, die an manchen Tagen den Himmel bedeckten und ihn grau und düster machten. Er erzählte von den Falten in seiner Bettdecke, denn wie sie, so lang und finster und unruhig, so stellte sich Robert das Meer vor. Und Robert erzählte vom Krieg des Sekundenzeigers gegen den Minutenzeiger auf dem Zifferblatt der großen weißen Uhr, die gegenüber von Roberts Bett hing.

Und wenn jemand Robert fragte, ob es ihm gut ging, dann erzählte Robert Geschichten von der Sonne, wie sie am Morgen rot und rund und riesig vor seinem Fenster stand. Und Robert erzählte von den Staubflocken in seinem Zimmer, die fröhlich durch die Luft tanzten und hin und her zappelten und schließlich übermütig zu Boden flatterten. Über seinen Körper sprach Robert nie.

Manchmal schrie Robert im Schlaf, er schrie lange und durchdringend und er riss dabei die Augen weit auf. Dann plötzlich entspannte sich sein Körper und Robert schloss seine Augen wieder. Wenn jemand ihn am nächsten Tag fragte, was er denn Schlimmes geträumt habe, schaute Robert nur lange aus dem Fenster und schwieg.

Als Robert klein gewesen war, hatten sich seine Eltern sehr große Sorgen um Robert gemacht. Sie waren mit ihm von einem Arzt zum nächsten gezogen und waren immer mit dem gleichen Ergebnis zurückgekehrt. Robert war ein Pflegefall, für immer ans Bett gefesselt, Robert brauchte seine Medikamente und Infusionen, sonst würde Robert sterben.

Robert dachte viel über den Tod nach. Er stellte ihn sich wie ein großes Durcheinander an Farben und Bildern und Formen vor, wie Wachsein und Träumen zugleich; wie Fallen und niemals ankommen.

Immer wenn Robert an den Tod dachte, fühlte er sich frei und lebendig.

Eines Tages kam ein Mann zu Robert. Robert konnte sehen, wie sich die Tür öffnete, die Mutter den Mann hereinschob, Robert ein aufmunterndes Lächeln zuwarf und die Tür dann schnell wieder schloss. Einen winzigen Spalt ließ sie offen. Der Mann hatte eine Glatze, er trug eine dicke Brille mit halbmondförmigen Gläsern und einen schwarzen Rollkragenpullover. Unter seinen linken Arm hatte er eine braune Ledertasche geklemmt. Er setzte sich auf den Stuhl neben Roberts Bett. Seine grünen Augen, die durch die Brillengläser groß und rund und wässrig aussahen, schauten Robert mitleidig an. Robert schaute mitleidig zurück. Er überlegte sich, ob er seine Augen schließen sollte, entschied sich dann jedoch dagegen. Robert kannte diese Männer. Sie kamen und fragen ihn, ob er unglücklich sei, ob sie ihm helfen könnten, ob er über seine Träume und Gedanken sprechen wolle. Robert hatte sich angewöhnt, dann die Augen zu schließen, und sie erst wieder zu öffnen, wenn die Männer gegangen waren. Doch irgendetwas in den grünen Augen des Mannes bewegte ihn dazu, diesmal die Augen geöffnet zu lassen.

Der Mann nahm seine Brille ab und und polierte die Gläser mit seinem Pullover. Robert konnte sehen, dass sein rechter Fuß nervös auf und ab wippte. Robert konnte sehen, dass sein Zeigefinger unruhig über die braune Aktentasche strich. „Ich habe dir einen Vorschlag zu machen. Deine Eltern und ich haben uns überlegt, dass dir etwas Abwechslung gut täte. Wir würden dich, wenn du damit einverstanden bist, gerne in eine Art Kurhotel bringen, ans Meer. Dort hättest du dann ein hübsches großes Zimmer, und das Besondere ist, dass du ein riesiges Fenster hast, durch das du genau auf das Meer schauen kannst“, begann er, ohne sich vorzustellen, ohne zu sagen warum er da war und ohne Robert zu fragen, ob er glücklich sei.

Robert überlegte kurz.

Dann blinzelte er, nur ein ganz kleines bisschen, doch der Mann hatte es gesehen. „Ich nehme an, das war eine Zustimmung“, sagt er geschäftsmäßig. „Dann geht sie also bald für dich los, die große Reise“, fügte er lächelnd hinzu, bevor er die Tür leise hinter sich schloss.

Robert war wieder allein. Er war mit dem Krankentransporter gefahren und dann mit dem Hubschrauber geflogen. Gesehen, wo hin es ging, hatte er nicht. Er hatte sich von seinen Eltern verabschiedet, und auch von Maya. Mit Tränen in den Augen hatten die drei lächelnd sein Zimmer verlassen.

Robert schaute sich in seiner neuen Umgebung um. Ein Krankenbett, eine weiße Decke, eine Uhr, die laut tickte, ein brauner Sperrholzschrank. Das Bild eines bunten Schmetterlings an der Wand. Dies alles kannte Robert, und es erinnerte ihn an sein eigenes Zimmer zu Hause. Doch das besondere an Roberts neuem Zimmer war das Fenster. Wie der glatzköpfige Mann versprochen hatte, war eine Wand von Roberts Zimmer vollständig verglast. Er konnte den Strand sehen, den körnigen, hellbraunen Sand, und ganz weit hinten, dunkel und schäumend, sah Robert das Meer. Der Himmel war grau und wolkenbedeckt, und wenn Robert sich anstrengte, konnte er den Wind auf seiner Haut spüren und das Salz auf seinen Lippen schmecken.

Früher, als Robert klein war, hatten seine Eltern Robert einmal im Rollstuhl an den Strand geschoben, da hatte er zum ersten Mal das Meer gesehen.

Lange starrte Robert über den menschenleeren Strand, er sah die weit entfernten Wellen und einige Muscheln und Steine, die im Sand lagen. Irgendwann schloss Robert seine Augen und fiel in einen tiefen Schlaf.

Nachts plagte Robert wieder einer seiner schrecklichen Träume. Er stellte sich vor, über eine Wiese zu spazieren, über das zarte grüne Gras. Dann plötzlich wurden seine Füße schwer wie Blei, und er konnte sie nicht mehr bewegen. Er versuchte zu laufen, zu rennen, er strengte sich an, sein gesamter Körper war angespannt. Plötzlich fiel er wie ein kleines Häufchen Elend in sich zusammen und wurde vom braunen, feuchten Boden aufgefangen. Er fühlte, wie die Erde unter seinen Füßen wegrutschte, wie er fiel und fiel, unaufhaltsam in die Tiefe stürzte. Er wollte gerade schreien, doch da riss er seine Augen auf. Das Erste, was er sah, war das Meer. Roberts Atmung wurde wieder gleichmäßiger. Ein

schneller Blick auf die Uhr sagte ihm, dass es 6 Uhr morgens war. Robert starrte angestrengt aus dem Fenster, er versuchte seinen Traum zu vergessen. Der Strand lag noch immer da wie am Abend, nur das Meer hatte sich noch ein Stück weiter von ihm entfernt. Es war Ebbe. Plötzlich entdeckte Robert eine Gestalt am Strand. Robert sah wehende graue Haare und ein schwarzes Tuch, das im Wind flatterte. Humpelnd bewegte sich die kleine gebeugte Gestalt vorwärts. Sie ging genau auf das Meer zu und Robert konnte sehen, dass sie keine Schuhe trug. Langsam glaubte er, schemenhaft eine alte Frau ausmachen zu können, die in ein schwarzes langes Kleid gehüllt war. Ihr Gesicht war halb von einem schwarzen Schal bedeckt. In ihrer Hand hielt sie etwas, das wie ein verdorrter Blumenstrauß aussah. Die Gestalt entfernte sich immer weiter von Robert, und bald konnte er nur noch einen winzigen schwarzen Punkt am Horizont sehen. Die Frau musste nun das Wasser erreicht haben, doch unaufhaltsam bewegte sich der kleine Fleck weiter Richtung Meer. Robert begann sich Fragen zu stellen.

Fragen nach dem Sinn des Lebens, Fragen nach dem Ende des Universums und dem Anfang der Welt und Fragen nach der Geschichte der unbekannten alten Frau. Er lag so lange nachdenklich in seinem Bett und schaute dem Sekundenzeiger bei seinem Weg über das Zifferblatt zu. Robert hatte Zeit, sich Fragen zu stellen,denn Zeit war etwas, von dem Robert genug hatte, und Denken war etwas, von dem sein Körper ihn nicht abhalten konnte.

Sein Blick wanderte wieder Richtung Fenster. Der schwarze Punkt war nun vollständig verschwunden. Er sah, dass die Wellen etwas an Land spülten. Robert strengte sich an, und plötzlich konnte er sehen, dass da am Strand, wo die Wellen den Sand leicht berührten, ein nasser, in sich zusammengefallener Blumenstrauß lag.

Robert dachte nach. Er konnte seinen Blick nicht von dem Blumengebinde abwenden. In Roberts Kopf entstanden Bilder. Er war sich sicher, dass die alte Frau, die er gerade beobachtet hatte, den Ozean überwunden hatte, dass sie über das Wasser gegangen und in ein Land voller bunter Farben gekommen war. In ein Land, in dem man keine Gliedmaßen brauchte, in ein Land, wo man in die Tiefe fallen konnte und niemals landen musste, in ein Land, wo man zugleich wach sein und träumen konnte. Robert konnte in seinem Herzen die

Sehnsucht spüren, dass auch er dieses Land erreichen wollte.

Das viele Nachdenken hatte Robert erschöpft. Er schaute die Wellen an, wie sie erbarmungslos an den Strand schlugen, wie sie Sand aufwirbelten und Steine, Algen und Muschelstücke in die endlose Tiefe des Meeres hineinzogen.

Robert spürte einen kühlen Luftzug. Er war frisch, doch er erschien ihm nicht unangenehm. Robert blickte an sich hinunter, und er konnte sehen, dass er nicht länger in seinem Bett lag. Er saß in einem Rollstuhl, der irgendwo auf einer Düne am Strand stand, und der leicht klirrte, wenn ihn ein Windstoß streifte. Robert schaute auf das Meer und sog die frische Luft tief in seine Lungen ein. Lungen, die nie etwas anderes eingeatmet hatten als sterile Krankenhausluft und die warme Heizungsluft seines Zimmers.

Robert schaute in zwei warme, braune Augen. Eine alte Frau, in schwarze Tücher gehüllt, beugte sich von hinten über Roberts Rollstuhl. Graue Haare flatterten vor ihrem Gesicht. Ihr Gesicht war wettergegerbt und verlebt, tiefe Falten durchzogen die lederartige Haut, doch ihr Blick war tief und warm und nachdenklich. Schweigend legte sie ihre linke Hand auf Roberts Schulter. Ihr Blick war starr auf das Meer gerichtet. So standen die beiden wohl eine Ewigkeit nebeneinander, niemand sagte ein Wort. Man konnte nur das Rauschen des Meeres und das Heulen des Windes hören. Die beiden standen noch immer dort, als weit hinten am Horizont die Sonne im Meer zu versinken schien, und am dunklen, schwarzen Nachthimmel der strahlende Mond aufging.

Als der Mond gerade über dem Meer verharrte, öffnete die alte Frau die Bremsen von Roberts Rollstuhl. Die Räder begannen sich zu drehen, schneller und immer schneller, Robert konnte den Fahrtwind im Gesicht spüren, unaufhaltsam raste er auf das tiefschwarze unruhige Meer zu und unaufhaltsam beschleunigten die Räder seines Rollstuhls.

Es war 7.15 Uhr, als ein blasser, hagerer junger Mann das Zimmer 513 betrat. Um 7.18 Uhr stellte der behandelnde Arzt den Tod des Patienten Robert F. fest. Den weinenden Eltern wurde später erzählt, dass der Junge mit einem Lächeln auf dem Gesicht eingeschlafen war.

Um 9.00 Uhr betrat eine junge Pflegerin das Zimmer 513, um das Bett für den nächsten Patienten zurechtzumachen. Ihr Blick schweifte aus dem Fenster. Sie

konnte sehen, wie die Wellen an den Strand schlugen. Der bleiche, leblose Körper einer alten Frau lag irgendwo im Sand und wurde vom eisigen, salzigen Wasser umspült. Es begann zu regnen.

Portrait

Nina Molter, Pluwig, 19 Jahre alt

Nach dem Abitur wird sie für 3 Monate nach Indien gehen, wo sie bei einer englischsprachigen Zeitung ein Praktikum machen will, um auch im Ausland einige Schreiberfahrungen zu sammeln.

Pyotr Magnus Nedov
„Muslim“

In Muslims 20 m² Wohnung an der Ecke zum Park mit der Fadeev-Statue an der Myusskaya Ploshad Nr. 21 trafen sich an einem windigen Januarabend der arbeitslose Lyriker Alexandr, die New Yorker Slawistikstudentin Amanda sowie der große Ausländerfan Zhenya aus Samara. In Muslims Küche, in der es schon seit zwei Wochen aus mysteriösen Gründen nach Naphthalin roch, rührte der in einer Dampfwolke eingehüllte Büroangestellte Denis in einer dickflüssigen Fleischbrühe mit einem selbst gezimmerten Holzlöffel herum. Es war nicht abzusehen, wann das Essen fertig werden würde, da Denis auf die Fragen aus dem Wohnzimmer nicht reagierte und sich womöglich bereits in einem Naphthalinrausch befand. Muslim selbst thronte in einem antiken roten Minidiwan unter seinem vom Patriarchen Alexij handsignierten altrussischen Kirchenkalender aus dem Jahr 2004 und nahm aus einer „Zolotaya Botchka“-Dose kräftige Priesen Bier zu sich, während seine Blicke abwechselnd von Amandas Busen zur ersten Ausgabe der Geschichte der KPdSU schweiften, auf deren soliden Einband eine weitere Bierdose neben den leicht nach Schweiß riechenden Plüschhauslatschen ruhte. Da die zweite Dose eine billige und kaum genießbare 8 Rubel 50 „Zhigulyovskaya“ war, versuchte Muslim, solange wie möglich die „Zolotaya Botchka“ zu genießen. An jenem Abend kreiste das Gespräch wie so oft um die Möglichkeiten, das submoldawische Lebensniveau, das alle Anwesenden bis auf die Amerikanerin Amanda ertragen mussten, zu verbessern. Eine der Möglichkeiten war es, ins Ausland zu gehen.

Mit einem Stipendium zum Beispiel. Da hatte Muslim den großen Vorteil, dass er als schwarzer Russe von Haus aus sehr international aussah – viel ausländischer und exotischer als Zhenya mit seiner im Perekrestok-Supermarkt an der Ecke erworbenen Plastiksonnenbrille und seinem aufgesetzten französischen Akzent, den ihm bei seiner sibirischen Fresse keiner abnahm.

Diese natürliche Angelegenheit hatte aber in Moskau seine Nachteile, die für Muslim mit einigen Krankenhaus- und Ausnüchterungszellenaufenthalten im nüchternen Zustand und mehreren auf dem Schädel zerschmetterten Flaschen seitens progressiver Punks an der Tschechovskaya oder angeheiterter Mitglieder der nationalistischen Putin-Jugend auf der Sadovoe Kolzo, die Muslim für einen unerwünschten afrikanischen Ausländer hielten, verbunden war. All seine

Freundschaftsdienste, Geschenke und anderen Versuche, sich bei seinen slawischen Mitbrüdern beliebt zu machen, halfen Muslim nichts – er blieb in Moskau optisch und auch emotional ein schwarzes Schaf, daran vermochten weder sein russischer Pass noch sein reiner Moskauer Dialekt etwas zu verändern. Lediglich die Gemeinde der altorthodoxen Sekte aus Sepukhovo, der sich Muslim vor einiger Zeit angeschlossen hatte, um das Beschwörungsritual des Zaren Nikolay II. besser studieren zu können, duldete Muslims Präsenz. Aber er wusste, dass auf diese gutmütigen bärtigen Träumer im Ernstfall kein Verlass war.

Deswegen hatte Muslim vor geraumer Zeit eine neue Strategie entwickelt, um in den Westen zu gelangen; diese bestand darin, die weibliche Population des Ausländerwohnheimes seiner Universität an der Tverskaya-Yamskaya Nr.43 zu umgarnen, bis sich eine der Studentinnen aus Deutschland, England, Frankreich oder Amerika in Muslim unsterblich verlieben und ihn um jeden Preis mit in den Westen nehmen würde. Die Kroatin Ivana, die sich tatsächlich in den schwarzen Russen verliebt hatte, wies Muslim strikt ab, denn Kroatien war nicht mal Teil des Schengener Raumes, also auf jeden Fall nicht westlich genug.

Muslims Wunschdestination war Ohio – dort, so hatte Muslim in der 2. Ausgabe von Andreews sowjetischem Almanach des Jahres 1978 gelesen, würden viele Afroamerikaner leben, und die dortige schwarze Gemeinde, dessen war sich Muslim sicher, würde ihn mit offenen Armen, einer Bleibe und einer Green Card aufnehmen. Sie würden in ihm einen der ihren erkennen und so würde sein schmerzvolles Dasein in Russland endlich ein Ende haben.

Der Schlüssel zu Ohio war die New Yorker Slawistikstudentin Amanda, die vor drei Wochen nach Russland gekommen war. Und Muslim wusste, dass Amanda vielleicht seine letzte Chance sein würde, aus Russland abzuhauen, denn seine unzähligen Ansuchen um ein Auslandsstipendium blieben unerhört – stets antwortete man ihm, dass sein Hauptfach – „Die Geschichte der KPdSU unter Stalin“ – keinen Auslandsaufenthalt erfordere.

Erst kürzlich bekam er ein Schreiben von seinem Betreuer, in dem eine erneute Absage eines Auslandsstipendiums so begründet wurde:

„Sie, Student Muslim Islamowitsch Alaew, befinden sich in der glücklichen Position, alles für Ihr Hauptfach nötige Material in unmittelbarer Nähe vorzufinden.

Hiermit lehne ich also Ihr Ansuchen um ein Stipendium an der Ohio State University ab, denn ich verstehe gar nicht, was Sie in den USA über die KPdSU

in Erfahrung bringen könnten, was nicht viel besser in unserem Keller dokumentiert und katalogisiert wäre.

Sie wissen ja, dass unsere Universität selbst in den Gebäuden der ehemaligen NKWD- und KGB-Archive errichtet wurde. Da brauchen Sie nur in den Keller zu gehen und lang genug unten zu bleiben, und im Nu haben sie reichlich Material, um ihre Diplomarbeit fertig zu stellen und nebenbei noch eine Biographie über Kalinin zu schreiben. Dort unten hat doch selbst Dzerzhinsky geheime Treffen mit Lenin während des Bürgerkriegs in den 20er Jahren abgehalten – da müssen Sie hier doch genug Inspiration für ihre Arbeit finden! Also hören Sie auf, sich lächerlich zu machen und meine Zeit zu verschwenden, Alaew.

Konzentrieren Sie sich lieber auf Ihre Arbeit.

Mit kollegialen Grüßen und besten Wünschen für die kommenden Winterfeiertage, Professor Roman Petrowitsch Uspenskij,

Leiter des Instituts für Zeitgeschichte und des Zentrums für Historische Anthropologie „Marc Bloc" der Russischen Staatsuniversität für Geisteswissenschaften, permanentes Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften."

Dass Muslim in Amanda seine ganze Hoffnung legte, wusste jeder, der Muslim kannte. Nur Amanda hatte von alledem wahrscheinlich keine Ahnung. Seit Wochen schon vernachlässigte Muslim sein Studium, um keine Gelegenheit vergehen zu lassen, Amanda und damit seinem Ohio-Traum näher zu kommen. Denn Muslim war unter starkem Zeitdruck – einerseits würde Amanda in einigen Monaten abreisen, und alleine, um sich einen Reisepass zu besorgen, wenn er Amanda so weit hätte, bräuchte Muslim mindestens fünf Wochen, und andererseits müsste bereits im Sommer sein unter dem Parteisekretär Chrustchew errichteter Wohnblock abgerissen werden, um dem der Vision des bauwütigen Moskauer Bürgermeisters Jurij Luzhkow entsprungenen megamodernen Einkaufskomplex „Millenium 2" Platz zu machen. Da würde man ihn, Muslim, irgendwo über sieben Berge ans andere Ende der Stadt nach Tscheryomuschki oder in den Tyopli Stan-Rayon umquartieren, wo es nur so von betrunkenen Hooligans, Satanisten, bewaffneten Neonazi-Brigaden und gewalttätigen Gopniks wimmelt, die bestimmt nicht lange zögern würden, ihm das Leben zur Hölle zu machen. Außerdem würden ihm die bequemen ausländischen Studenten bestimmt nicht ins wilde und gesetzlose Moskauer Umland folgen, wo er

ganz und gar auf sich alleine gestellt vereinsamen würde. Also musste sich Muslim tummeln, denn noch war nicht alles verloren.

Noch hatte er einige Monate Zeit.

Portrait



Pyotr Magnus Nedov, geb. 1982 in der Sowjetrepublik Moldawien

E-Mail: pyotr_magnus.nedov@pellicula.org

Internet-Kontakt:

http://www.jungeliteraturwerkstattwien.at

Aufgewachsen an der ukrainischen Grenze und in moldawischen Studentenheimen in Bukarest; Veröffentlichungen von Kurzgeschichten in lokalen Zeitungen. 2002 publiziert Nedov den Roman „Die heilige Truhe“ unter dem Namen „Petre Puskasu“ und arbeitet seither an seinem Roman „Freudenhaus Moldawien“.

Jessica Packert
Des Verlustes wegen

Jedesmal, wenn man einem Menschen sein Herz schenkt, ihm seinen Geist öffnet und ihm einen Platz in seinem Leben gibt, muss man damit rechnen, dass man das Herz nie wiederbekommt, der Geist vernebelt wird und man nie wieder fähig ist, jemand anderem diesen Platz zu geben!

Damit muss man rechnen. Darauf sollte man vorbereitet sein. Denn ansonsten fällt man in ein tiefes Loch wenn der Faustschlag der Enttäuschung kommt. Ein Loch, aus dem man nie wieder hervorzukommen droht. Man fällt so tief, und dann ist es zu spät.

Am Sichersten wäre es deshalb, von Anfang an eine gewisse Distanz zu wahren. Bloß niemanden zu nahe an sich heran zu lassen, damit man auch nicht verletzt werden kann. Denn sobald man bereit ist, sein Leben mit jemanden zu teilen, verliert man einen Grad an Sicherheit.

Wenn man hingegen ohnehin immer alleine ist, kann man auch von niemandem alleine gelassen werden. An die Einsamkeit gewöhnt man sich bestimmt mit der Zeit, so wie an die meisten Dinge im Leben.

Nur gegen das Gefühl des Verlustes wird man sein Leben lang nicht immun. Verlust tut immer wieder weh, es tut so furchtbar weh! Und man kann nichts dagegen tun… man ist so schrecklich machtlos dagegen!

Die Angst. Die Angst vor dem erneuten Gefühl des Verlustes hat mich in diese Ecke getrieben, in der ich jetzt womöglich mein Leben lang verweilen werde. Denn nur hier fühle ich mich sicher, nur hier habe ich die Hoffnung, den Faustschlag nie wieder erleben zu müssen. Nie wieder diese unendlichen Qualen ertragen zu müssen. Denn ein zweites Mal würde ich es nicht überleben.

Wenn man liebt, und dann ist da plötzlich diese Leere.

„Reiß dich zusammen!“, heißt es.

„Das Leben geht weiter!“

Und ja… mein Leben geht weiter.

Aber seines nicht! Verdammt nochmal, sein Leben geht nicht weiter!

Und er hat mein Herz! Er hat doch mein Herz! Er hat es mitgenommen auf den langen Weg in die Unendlichkeit. Wie soll ich also leben ohne meinem Herzen?!

Wenn ich abends im Bett liege und nicht schlafen kann, dann halte ich oft den Atem an und horche in die dunkle Stille hinein. Ich warte gespannt, was passiert, vielleicht auf ein Zeichen. Denn darauf warte ich schon lange, zu lange würde man mich fragen.

Aber das ist es ja gerade. Mich fragt man nämlich nicht! Hat es die anderen je interessiert, was ich dazu zu sagen habe?! Denn es ist immerhin mein Herz, welches jetzt irgendwo da draußen, durch Raum und Zeit schweben mag.

Und wenn ich dann abends im Bett liege und nicht schlafen kann, strenge ich mich oft an, um es zu hören. Ich halte die Luft an und lausche. Aber da ist nichts, kein Klopfen, kein vertrautes Geräusch, das mir die Gewissheit meiner Existenz gibt.

Ich höre nur das Ticken meiner Uhr, und nach einer Zeit fängt es an, mich ganz krank zu machen. Denn ich warte doch eigentlich auf ein ganz anderes Geräusch. Ich warte auf meinen Herzschlag, der mich seit einiger Zeit verlassen hat.

Stattdessen höre ich immer nur dieses eintönige Tick Tick Tick der blauen Uhr, die mir Theresa vor drei Jahren zu Weihnachten geschenkt hat.

Und so vergehen Nächte um Nächte, schlaflos. Ich wälze mich in meinem Bett, so gut es mir möglich ist, denn meine Katze macht sich in letzter Zeit ganz besonders breit. Sie liegt bei meinen Füßen, und ich spüre die Wärme, die ihr Körper ausstrahlt.

Mein Körper hingegen ist kalt. Seit Wochen friere ich nur noch. Tagsüber trage ich dicke Pullover, und trotzdem habe ich das Gefühl, als würde ich nackt durch die Gegend laufen. Hilflos und völlig durchschaut. Man sieht es mir an. Man sieht mir an, dass ich nur noch ein Scheinleben führe. Theresa sagt das, und Mama sagt es auch.

Aber ich glaube nicht, dass sie verstehen, warum jegliches Leben aus mir gewichen ist. Denn sie wissen nicht, dass ich kein Herz mehr habe. Sie glauben, dass mir mein Verstand nur einen Streich spielt. Sie nicken, versuchen mir Mut zu zusprechen, erzählen mir Witze, um mich zum Lachen zu bringen. Und wenn ich dann ein Lächeln hervorbringe, sind sie wieder für ein paar Stunden zufrieden.

Wenn ich abends im Bett liege und nicht schlafen kann, dann habe ich immer sein Bild vor Augen. Die Gedanken an ihn spenden mir Trost, und das, obwohl

er schuld ist an meiner Schlaflosigkeit. Es widerspricht sich, wie so vieles in letzter Zeit.

Aber wenn ich an ihn denke, glaube ich manchmal fast, dass er da ist. Himmel und Erde trennen uns voneinander, und doch habe ich manchmal das Gefühl, er wäre direkt neben mir.

Einmal wollte ich ihn darum bitten, mir mein Herz zurück zu geben, aber ich habe es nicht über die Lippen gebracht. Was würde er auf diese Frage hin bloß von mir denken. Für schwach würde er mich halten! Für schwach und unsensibel.

Er will es nämlich gar nicht hergeben, mein Herz. Er braucht es doch, damit es ihm gut geht, da draußen. Er weiß, dass es für ihn schlägt, und das macht ihn stark.

Ich hingegen werde von Tag zu Tag schwächer, verliere jegliche Lebensfreude, vor allem aber verliere ich meine Kontrolle über mich selbst.

Vielleicht will er das ja. Vielleicht will er die Macht über mich.

Obwohl er mir immer gesagt hat, dass ich machen kann, was ich will, dass ich ein freier Mensch bin. Er hat nie versucht, mir meine Freiheit zu nehmen, und doch habe ich mich noch nie so abhängig von jemanden gefühlt wie jetzt. Jetzt, wo er nicht mehr da ist.

Wenn ich abends im Bett liege und nicht schlafen kann, vergrabe ich meinen Kopf manchmal ganz tief in meinem Polster, so dass ich kaum noch Luft bekomme. Oh ja, es gibt Momente, wo ich am liebsten schreien würde vor Verzweiflung, und stattdessen tue ich nichts außer mich zu verstecken.

Denn würde ich schreien, würden sie zu mir eilen, würden mir Fragen stellen, würden mir Blicke voll Mitleid schenken.

Ich brauche kein Mitleid! Was ich brauche ist Hoffnung! Aber die können sie mir nicht geben. Sie wissen nämlich genauso gut wie ich, dass er nicht zurück kommt!

Nur in meinen Erinnerungen ist er noch da. So nahe und so real.

„In der Vergangenheit zu leben ist Scheiße!"

Ja, das hat er immer gesagt. Und ich habe ihm immer recht gegeben, einfach weil Vergangenes vorüber ist, und weil man völlig übersieht, was direkt vor seiner Nase passiert, wenn man immer nur zurück blickt.

Und jetzt heißt es von allen Seiten, ich muss versuchen abzuschließen mit

dem Geschehenen. Ich soll daran denken, dass er es so wolle.

Nur... wenn ich nach vorne schaue, dann ist da nichts. Absolut nichts, nur Leere. Ein tiefer schwarzer Abgrund, auf den ich mich langsam zu bewege.

Hinter mir liegt Leben. Viel Erlebtes, Gesagtes, eine gemeinsame Geschichte. Nicht nur Gutes, auch Streit und Enttäuschungen.

Ich fühlte mich jedes mal schrecklich, wenn wir uns stritten oder auch nur wegen einer Kleinigkeit miteinander diskutieren. Es war, als würde ich mir selbst weh tun, wenn ich ihm Dinge sagte, die ihn verletzten. Und wenn er mir Worte an den Kopf warf, die mich wie Glassplitter auf nackter Haut trafen, fürchtete ich mich vor den Narben, die bleiben würden.

Und jetzt, wo er fort ist, sehne ich mich manchmal richtig nach diesen Auseinandersetzungen. Nicht direkt nach dem beiderseitig Gesagten und meist nicht so Gemeinten, sondern vielmehr nach dem Meinungsaustausch, nach dem Aufeinanderzugehen, nach dem Verständnis füreinander, welches letztlich folgte.

Nun bin ich alleine in meinem Kummer. Ich kann ihm nicht sagen, was mich stört, wonach ich mich sehne, und wie sehr ich ihn liebe.

Natürlich könnte ich es ihm sagen, wenn ich abends in meinem Bett liege und nicht schlafen kann. Ich könnte darauf hoffen, dass er mich da draußen hört, dass er spürt, was ich spüre, meine Gedanken hören kann.

Aber es würde nichts nützen. Es würde nichts nützen, weil ich weiß, was er davon halten würde.

Er würde mich nicht auslachen, nein. Er würde mir genau das sagen, was mir alle sagen. Dass ich nach vorne schauen soll. Dass ich abschließen soll mit der Vergangenheit. Weil er nicht zurückkommen wird. Er kommt nun mal nicht zurück. Damit muss ich lernen mich abzufinden. Und genau das würde er mir auch sagen. Er würde versuchen mich aufzumuntern, wenn auch vermutlich mit mehr Erfolg als Theresa oder Mama es haben.

Vielleicht würde ich ihm versprechen, dass ich mein Bestes geben würde. Womöglich würde ich sogar selbst daran glauben, es versuchen zu wollen.

Aber das kann er doch nicht ernsthaft wollen! Er kann sich doch nicht wünschen, dass ich ihn vergesse, all diese Erinnerungen abtue, als wären sie nie real gewesen!

Seinen Platz in meinem Leben kann ich nicht ersetzen durch irgend einen

anderen Menschen. Und wenn er glaubt, ich könnte das, dann unterschätzt er meine Liebe zu ihm! Sie vergeht nicht, wo immer er auch sein mag, wo immer er auch hingeht.

Schon alleine deshalb, weil er doch mein Herz hat! Es begleitet ihn überall hin, auf seinem Weg in die Unendlichkeit!

Ob er irgendwann vergessen wird, dass er es die ganze Zeit über bei sich trägt?! Dass ich immer noch hier bin, wo er mich zurückgelassen hat, alleine, ohne mein Herz.

Ich hoffe, dass er es niemals verliert! Dass es laut genug schlägt, so dass er es gar nicht verlegen kann. Und dass er, wenn er nicht immer daran denkt, obwohl er es bei sich trägt, sich dann irgendwann doch wieder daran erinnert. An mich erinnert.

Wenn ich abends im Bett liege und nicht schlafen kann, dann male ich mir manchmal aus, wo er gerade sein könnte, was er gerade tut, denkt oder auch fühlt. Das fällt mir nicht leicht, weil ich mir ihn so schwer ohne mich an seiner Seite vorstellen kann. Ohne seine Familie. Ohne seine Freunde. Ganz alleine da draußen, umher irrend, nach dem richtigen Weg suchend.

Andererseits hat er sich nie sonderlich schwer dabei getan, sich einer neuen Umgebung, einer unbekannten Situation anzupassen. Er kommt bestimmt klar da draußen, daran habe ich gar keine Zweifel!

Ach könnte ich auch so stark sein wie er! Könnte ich auch so vernünftig sein wie er, so entschlossen. Aber das bin ich nicht. Ich bin schwach. Schwach und alleine, und das, obwohl ich so viele Menschen um mich herum habe, die zu mir stehen, sich um mich sorgen.

Sie wollen, dass es mir wieder gut geht, dass ich endlich wieder glücklich sein kann. Genauso wie ich mir nichts mehr wünsche, als dass es ihm gut geht, da draußen, dass er glücklich ist!

Aber er hat es nicht so schwer wie ich. Denn er wurde nicht zurück gelassen. Ich bin es, die mit dem Gefühl des Verlustes leben muss. Ich bin es, die weiter leben muss. Ich bin es, die unter solchen Qualen leidet, er hingegen kennt keinen Schmerz.

Er kennt keine Zeit, keinen Raum, keine Vergangenheit und keine Zukunft.

Warum konnte ich ihn nicht einfach begleiten? Warum konnten wir den Weg nicht gemeinsam gehen?!

Stattdessen ließ er mich hier zurück in meiner Traurigkeit. In meiner Einsamkeit. In meinem Leben, das mir ohne ihn jetzt so leer und wertlos vorkommt.

Wenn ich abends im Bett liege und nicht schlafen kann, strenge ich mich gelegentlich an, im richtigen Rhythmus ein- und auszuatmen. Nicht nur damit ich endlich in die Welt der Träume finde, sondern auch um mich selbst zu beruhigen.

Ich versuche die Wut, welche manchmal in mir aufsteigt, zu unterdrücken. Denn die Situation, in der ich gerade feststecke, macht mich wütend. Er macht mich wütend. Weil er es zugelassen hat. Er hat zugelassen, dass ich mich in ihn verliebe, und dann ist er gegangen. Für immer.

Aber ich weiß, dass es dumm von mir ist, wütend auf ihn zu sein. Weil er doch eigentlich nichts dafür kann. Er ist nicht freiwillig gegangen.

Und wenn ich versuche, meine Trauer in Zorn umzuwandeln, mache ich mir nur selbst etwas vor. Ich bin kein zorniger Mensch. Es gibt viele solche Menschen. Diejenigen, die sich über alles und jeden beklagen, die fremde Menschen auf der Straße beschimpfen, bloß weil sie wegen irgend etwas oder jemanden schrecklich wütend sind. Vielleicht haben sie auch gar keinen Grund, wütend zu sein. Aber wenn sie einen Grund dafür haben, dann ist es trotzdem ungerecht, diese Frustrationen an den falschen Menschen auszulassen, nämlich an den Menschen, die noch da sind. Die einen nicht verlassen haben.

Ich werde meine Trauer nicht in Wut umwandeln, weil ich niemandem die Schuld für meinen Kummer geben will. Es kann niemand etwas dafür, auch er nicht. Er schon gar nicht. Er musste gehen, ist ja nicht so, als ob er eine Wahl gehabt hätte.

Aber mein Herz hätte er da lassen sollen!

Ich brauche es doch noch! Ich brauche es, um nicht zu erfrieren, in dieser ohnehin so kalten und düsteren Welt. Ich brauche es, um das Lachen nicht zu verlernen, um mich selbst nicht zu verlieren!

Wenn ich abends im Bett liege und nicht schlafen kann, denke ich meistens über viele Dinge viel zu viel nach. Zum Beispiel denke ich über seine Worte nach, aber auch über die Worte der anderen. Ich denke darüber nach, wie unfair mir das Leben doch scheint, und wie wenig ich gegen den Kreislauf des Lebens unternehmen kann.

Sie sagen alle, ich soll ihn vergessen. Sie sagen, ich soll aus der Ecke, in die ich mich verkrochen habe, herauskommen. Weil es so viel Schönes gibt auf dieser Welt, so vieles, was noch auf mich zukommt. Mein ganzes Leben steht mir noch bevor, sagen sie, und ich weiß, dass sie recht haben.

Aber sie wissen nicht, wie es mir geht. Auch wenn sie versuchen zu verstehen, sie können es nicht nachvollziehen. Sie begreifen einfach nicht, dass ein Leben ohne ihn kein Leben mehr für mich ist. Es ist ein gezwungenes Durch-den-Tag-schreiten. Ein trüber Alltag ohne Ende.

Dann denke ich an seine Worte, und es geht mir wieder gut. Wenn ich an seine Worte denke, weiß ich wieder, warum ich ihn immer noch liebe, warum diese Liebe nicht vergänglich ist, so wie sie es glauben! Wenn ich daran denke, was er mir gesagt hat, dann spüre ich wieder, dass ich nicht alleine bin.

Mag sein, dass ich mir einbilde, nicht alleine zu sein, mir einrede, dass er mich nicht zurück gelassen hat.

Wenn ich es wollte, dann könnte ich vermutlich auch zulassen, ihn langsam aus meinen Erinnerungen zu verdrängen. Ihn aus meinem Gedächtnis zu löschen. So als hätte es ihn nie gegeben. Als hätte er nie existiert. Als wäre er nie ein Teil meines Lebens gewesen, und ich ein Teil des seinen.

Wenn ich es zulasse, wird die Vergangenheit irgendwann unwichtig sein, und die Hoffnung, ihm irgendwann wieder zu begegnen, wird mit der Zeit erlöschen. Denn Zeit ist die beste Medizin gegen solch Traurigkeit.

Aber trotz all dem hat er immer noch mein Herz! Ich habe es ihm geschenkt, für die Ewigkeit.

Solange er es mir nicht wiedergibt, kann ich es niemandem anderen schenken. Solange er nicht wiederkommt und mir sagt: „Hier hast du dein Herz zurück, ich brauche es nicht mehr!“, werde ich ohne Herz weiter leben müssen.

Und er wird nicht wieder kommen.

Wenn ich abends im Bett liege und nicht schlafen kann, dann quälen mich viele Fragen, auf die ich keine Antworten finde. Aber eines weiß ich, und das macht mich fertig. In einem Punkt habe ich Gewissheit, eine Gewissheit, die ich verabscheue, wo ich Gewissheit im Allgemeinen doch immer gutgeheißen habe.

Er kommt nie wieder zurück. Und daran kann niemand etwas ändern. Er ist tot. Und mein Herz trägt er immer noch bei sich. Mein Herz hat er mit ins Grab genommen.

Portrait

Jessica Packert, Alter: 18 Jahre

Ihr Traum, einmal vom Schreiben leben zu können, sagt mehr über sie aus als manch andere Details. Seit diesem Herbst studiert sie an der Hauptuni in Wien Theater-, Film- und Medienwissenschaften.

Geschichten schreibt sie, seit sie schreiben kann. Es liegt ihr immer schon am Herzen, Menschen mit ihren Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen erreichen zu können, sie mit jemandem teilen zu können! Ob ihr das tatsächlich gelingt, müssen die Leser entscheiden!

Michael Pilath

NYC oder Moloch

Beton, Stahl, Glas,
der Untergrund spuckt Menschen aus
auf dampfenden Asphalt
in gigantomanische Proportionen des Raumes.

Kakophonie der Geräusche,
Sprachengewirr, Sirenen,
zerfetze Worte, gellende Musik,
blitzende Explosionen,
verletzen, zerstören,
Plegie, Paralyse der Welt!

Beton, Stahl, Glas,
Plomben in zerbombten Zähnen
der bedauernswerten, geliebten Architektur
verstecken vernarbte Proportionen im Raum.

Kakophonie der Geräusche,
Schreie, Jubel,
Enthusiasmus, Euphorie,
Sympathie des Augenblicks,
basarhafte, fröhliche Geschäftigkeit
oder Hypertonie des Glücks?

Euphonie des Jetzt auf dem Diamant im Hudson

Portrait



Michael Pilath, Köln

Internet: www.wortundworte.com

Mail: polynesier2105@web.de

Beschäftigt sich seit frühester Jugend mit Malerei, Literatur und dem Schreiben von Lyrik und Kurzgeschichten. MP ist als freier

Autor und Personal Coach für verschiedene Künstler tätig. MP hat bereits ein Vielzahl von deutschen Gedichten in verschiedenen deutschsprachigen Anthologien veröffentlicht und im April 2009 seinen eigenen Gedichtband „Liebens-, Lebens-, Lesenswertes aus (m)einer anderen Welt“ veröffentlicht. MP schreibt in Deutsch und Englisch und hält viele beachtete Lesungen und Rezitationen ab.

Olaf Plotke

Verloren in den 80ern

Ich war gestrandet und verloren. Ich war in den 80er und in der Pubertät. Meine Klassenkameraden sahen entweder so aus wie Thomas Anders oder Billy Idol, wenn sie Jungen waren, und wenn sie Mädchen waren wie Bonnie Tyler oder Nina Hagen. Und ich? Ich war zu klein für mein Alter, schüchtern, trug selbstgemachte Strickpullis von Oma, Birkenstock und eine Brille, die so überdimensioniert war, dass manche Menschen meinten, mein Vater würde in einer Autoglaswerkstatt arbeiten. Kurzum, ich war der, den man im besten Fall auf dem Schulhof auslachte und im schlechtesten in der großen Pause über die Flure jagte und am Ende „verkloppte“, wie das damals noch hieß.

Wenigstens wurde ich nicht „abgezogen“, wie ein beliebter Klausport bei Schülern ja heute genannt wird. Aber was hätte man mir auch stehlen sollen? Meine Klamotten, Birkenstock und Brille wollte ich ja nicht mal selber haben. Auch mein Tornister erzeugte keinen Neid – die Coolen hatten Rucksäcke. Also alle außer mir.

Einmal wurde ich dann aber doch „abgezogen“: Das war 1984, als ich mir nach mehr als einem Jahr des eisernen Sparens und mit meinem Kommuniongeld eine Swatch-Uhr für 64 Mark gekauft hatte. Ich war mir sicher: Jetzt würde ich dazu gehören. Denn Swatch war damals die angesagteste Uhrenmarke. Wer cool sein wollte, der brauchte eine Swatch. Und jetzt hatte ich endlich auch eine. Ich hatte sie mir heimlich gekauft, weil meine Eltern als alte 68er Markenware aus Prinzip ablehnten.

Ich saß also lässig in der ersten Stuhlreihe des Klassenzimmers (Streberreihe!) und spielte die ganze Stunde über betont unauffällig an meiner neuen Uhr herum. Als dann nach der zweiten Stunde die Pause begann, wurde ich ausnahmsweise mal nicht über über die Flure gejagt und dann „verkloppt“. Nein, meine Klassenkameraden schubsten mich erst ein wenig durch die Gegend, dann hielten sie mich fest, nahmen mir die Swatch ab und jagten mich anschließend über die Flure. Das Verprügeln fiel in dieser Pause aus, weil Andy „Der Metzger“ Kowalski vor seinen Freunden mit seiner neuen Swatch angeben musste.

Als ich am Nachmittag meinen Eltern die Geschichte vorheulte, hatten sie kein Mitleid für mich übrig. „Da siehste, was du davon hast, wenn du dich auf

diese Scheinwelt des Konsums einlässt“, rümpften sie die Nase, und damit war die Angelegenheit für sie erledigt. Ich glaube, sie hätten es am liebsten gehabt, wenn ich mit einer Sonnenuhr am Handgelenk in die Schule gegangen wäre. Wäre wenigstens „öko“ gewesen. Obwohl es die Begriffe „öko“ und „bio“ noch nicht gab.

Die Bioläden hießen damals noch Reformhaus, und wer da hinging, der war irgendwie komisch.

Wir gingen dahin. Denn meine Eltern waren das, was man heute „Ökos“, damals aber noch „Müslis“ nannte. Wir aßen dann auch wirklich morgens immer Müsli, mittags viel frisches Gemüse, das direkt vom Bauernhof ins Reformhaus geliefert wurde, statt Coca Cola („Imperialistenbrause“) gab es Milch in braunen Flaschen und statt Nutella einen Mandel-Nussaufstrich, den meine Mutter aus Reformhaus-Zutaten selbst angerührt hatte. Und mein kleiner Bruder Christopher wurde natürlich auf die Waldorf-Schule geschickt, wo er viel Demetersaft trinken musste.

Und während meine Klassenkameraden des Abends Bud Spencer-Filme gucken durften, saß ich mit meinen Eltern im Schneidersitz auf dem Fußboden, trank fair gehandelten Tee mit Kandis (auch fair gehandelt), spielte Canasta oder durfte stundenlangen Monologen meines Vaters über die Verderbtheit der Konsumgesellschaft und der kriminellen Lebensmittelindustrie lauschen. Wenn mal nicht mit erhobenem Zeigefinger geredet wurde, hörten wir Joan Baez und Georges Moustaki. Dann doch lieber die Monologe meines Vaters…

Ich dachte, es hätte nicht mehr schlimmer werden können. Aber dann kam der 26. April 1986. Es war der Tag, an dem Tschernobyl explodierte und Europa verstrahlte.

Von diesem Tag an gab es bei uns kein frisches Gemüse und keine frische Milch mehr. Alles verstrahlt, lernte ich. Stattdessen gab es Milch aus Milchpulver und Gemüse aus der Dose.

Ich glaube, dass ich erst da merkte, dass Lebensmittel auch Geschmack haben können. Nicht, dass die Milchpulver-Milch und das Dosengemüse geschmeckt hätten – ich merkte, dass mir das frische Gemüse und die frische Milch fehlten. So wie man immer erst den Wert einer Sache erkennt, wenn man sie nicht mehr hat. So änderte sich meine Einstellung zu unserem Essen, zum Reformhaus und zu „Müslis“.

Und auch in der Schule änderte sich einiges. Die Benetton-Clique um die

schöne Tina legte die Markenklamotten ab, zog selbst gebatikte T-Shirts an und trug die Schulsachen statt im Plastikrucksack nun in einer Jutetasche. Und Andy „Der Metzger“ Kowalski legte den Miami Vice-Blazer zu Gunsten einer Jeansjacke mit „Anti AKW“-Buttons und Greenpeace-Aufnähern ab.

Auch ich konnte erstmals mein Outfit ändern. Mittlerweile war Joschka Fischer Umweltminister in Hessen geworden und ich durfte deswegen sogar Turnschuhe tragen. Allerdings brachte mir das entgegen meiner Erwartung keinen Sympathiebonus meiner Klassenkameraden ein. „Realo“, schimpften sie und ließen mich rechts liegen. Aber wenigstens wurde ich nicht mehr gejagt und verkloppt. Als echte „Fundis“ machten meine Klassenkameraden so was natürlich nicht.

Wenn heute im Fernsehen auf allen Kanälen 80er Jahre-Shows laufen, dann wird dort immer das Bild eines Jahrzehnts voll Unbeschwertheit, lustiger Musik, schrägen Typen und grellen Farben gemalt. Meine 80er Jahre waren anders: einsam, voll blödsinniger Musik, Opportunisten und verstrahlt.

Das alles kam mir wieder in den Sinn, als ich gerade meinen kleine Bioladen abschloss und das Geschäft gegenüber musterte, das nach monatelangem Stillstand wieder einen neuen Mieter gefunden hatte. Gerade wurde der Werbespruch samt Namenszug auf das Schaufenster geklebt: „Natürlich frisch – Ihr neuer Bio-Metzger Andy Kowalski“.

Vielleicht waren die 80er doch nicht so schlecht ...

Portrait



Olaf Plotke, Uedem, geb. 1974

E-Mail: tellergerichte@web.de

Er ist Journalist und Autor. In seinen Büchern verbindet er seine Leidenschaft zum Schreiben mit der Liebe zum Essen, Trinken und Genießen. Sein Buch „Teller-Gerichte“ wurde bei den Gourmand World Cookbook Awards 2007 mit der Silbermedaille in der Kategorie „Best Food Literature Book in the World“ ausgezeichnet.

Patricia Radda
Ich, Hoffnungsträgerin.

Folgendes: ich habe noch nie geraucht (außer passiv, natürlich) – das wäre Verrat an meiner Überzeugung. Ich trinke auch keinen Alkohol (einmal Sekt-Orange bei der Vernissage von einer Freundin meiner Mutter – einfach eklig), und nehme keine sonstigen Drogen. Ich will mich um jeden Preis von der Masse unterscheiden, und erschreckenderweise geht das total leicht, indem man auf Dinge verzichtet, die man sowieso nicht braucht.

Jetzt sitze ich in meinem Zimmer. Es ist ein kleines Zimmer, stinkt immer nach Meerschweinchenkäfig, auch wenn ich das Fenster geöffnet habe. Natürlich sitze ich beim Schreibtisch und hacke auf den Computer ein; das ist meine normale, vermutlich sogar angeborene Haltung. Meine Finger schreiben echt tausendmal schneller, als ich denken kann, was nichts Schlechtes ist, weil meistens etwas Gutes dabei rauskommt. Wie immer läuft die Musik laut, aber diesmal höre ich eine DVD an: „*Die Band, die sie Pferd nannten*“ von den *Ärzten*. *Keiner sieht mich, ich bin einfach nur da* … gut. Guter Text, wirklich. Im Allgemeinen ist die Welt ja wohl irgendwo zwischen *Woodstock* und den neuesten *Gucci-Schuhen* verblödet und kleben geblieben. Ich nicht und der Typ, der dieses Lied geschrieben hat, auch nicht. Aber auch ein allgemeiner Vergleich zwischen *Rod Gonzales* und mir würde vermutlich zu seinen Gunsten ausfallen, denn: mich hört ja auch keiner. Wie auch immer, mein Bruder klopft an die Tür: „Leiser, bitte.“ Klar, er muss schlafen. Netter Typ, mein Bruder. War immer kleiner als ich, fast einen Kopf. Aber seit einiger Zeit wächst er ungefähr drei Zentimeter im Monat, und da ich schon mit zwölf meine jetzigen Körpermaße hatte, kann ich nicht mehr mithalten; er ist schon viel größer als ich. Bei den wichtigen Dingen sind wir uns einig, zum Beispiel: *Fettes Brot* ist scheiße, die *Gorillaz* dafür okay, *Farin Urlaub* wird immer besser, aber *Bushido* ist unser Hassobjekt, und außerdem: über einem Hemd einen Pullover anziehen und dann den Hemdkragen schön herausziehen sieht idiotisch aus! Naja, ich mach die Musik leiser. Mein Handy klingelt. Eine Frauenstimme kommt gleich zum Punkt: „Gehst du mit uns weg? So in einer Stunde? Holst mich ab?“ Ich brauche eine Zeit lang, um die kreischende Stimme zuordnen zu können. Ach ja, die. Das Phänomen, dass mich, obwohl ich nicht trinke, alle beim Weggehen dabeihaben wollen, kann man doch eigentlich auf Verantwortung zurückführen. Oder?

Ich bin immer die Fahrerin. Ich fahre den anderen zu langsam, aber es sind immer alle zu Hause. Irgendwann. Tja, das ist jetzt so. Damals, als noch niemand fahren konnte, wollten sie mich auch nicht dabeihaben und sind dann halt irgendwann am Boden herumgelegen. Meine Mutter war damals entsetzt, als sie zum ersten Mal von den Lehrern beim Elternabend davon gehört hat. „Wieso machen die das? Mit fünfzehn! Was soll das? Wieso denken die nicht nach!?" Ich habe nur die Schulter gezuckt und gesagt, dass ich das sowieso nie machen werde. Hab mich dran gehalten. Ich war damals nicht mehr besonders davon beeindruckt. Schließlich haben einige schon mit elf begonnen. Vielleicht früher, aber mit elf war es dann schon was, womit man angeben konnte. Das mit dem Rauchen hat ja auch schon mit acht begonnen. Eklig. Allein der Geruch. Letztens, ich weiß nicht mehr wo, aber es war ein geschlossener Raum, rieche ich sie schon: die am stärksten riechenden Zigaretten, die es gibt! Meine Augen rotierten, und dann konnte ich sie auch sehen. Noch überlegte ich: Mein Image oder meine Nase? Die Nase wollte Ruhe. Mein Image wollte aufrecht bleiben – cool, stark. Eine ältere Dame drängte sich an mir vorbei. Sie warf den Zigaretten auch vernichtende Blicke zu. Und ich dachte: Für unsere Nasen! Und ging auf die zwei Meter großen Typen zu (vielleicht waren sie auch nur 1,70 oder 1,80 m. Wenn man so klein ist wie ich, ist das schwer zu sagen: alle sind groß). Ich sagte es in meinem Lieblingston: freundlich/stechend. Keiner kann diesen Ton nachahmen. Ich habe sie nur gebeten, die Zigaretten, für die zehn Minuten, in denen auch andere Leute herinnen waren, auszumachen. Ich weiß nicht, warum, aber sie taten es. Die ältere Dame sagte beim Hinausgehen zu mir: „Wenn´s mehr Jugendliche wie dich gäbe, hätte ich Hoffnung!" Ich lächelte lieb und dachte: Ich Streberin!

Allerdings verflog mein Hoffnungsträgerdasein schon einige Stunden später. Ich verkaufte einem alten Ehepaar einen Schuhschrank, und die beiden beschimpften mich in einem fort, bis ich ihnen natürlich wieder freundlich/stechend die Meinung sagte. Da starb die Hoffnung von Morgen.

Portrait

Patricia Radda, Leibsdorf/Österreich, geb. 1989

E-Mail: patriciaradda@gmx.at

Internet: www.patriciaradda.wg.am, http://diegeschichtensammlerin.homepage24.de

Buch: „Anna und Alek”

Anna Catharina von Rosenthal
BeWusstSeinsErWeiterung

Augenpaare, die mich verfolgen
Blicke, die mich überwachen
Mustern. Abschätzen. Bewerten. Taxieren.

Stimmen, die mir zuflüstern
Stimmen, die mich ermahnen
Geringschätzig. Aggressiv. Bösartig. Vernichtend.

Geräusche, die bunter werden
Farben, die lauter werden
Düfte, die intensiver schmecken

Ich breite meine Flügel aus
– und fliege ihnen davon

Portrait

Anna Catharina von Rosenthal, 1980 in der ehemaligen DDR in Berlin geboren

Homepage: www.avonrosenthal.blog.de

2000 Abitur auf einem bayerischen Internat, 2000 bis 2005 Studium der Diplom-Soziologie, 2006-2007 Ausbildungen im psychosozialen Bereich. Tätig als Leiterin Institut für soziologische Praxis.

Diverse Veröffentlichungen. Derzeit Schreiben eines Online-Tagebuches.

Kim Schorn
Der Sinn des Lebens

Als er aufwachte, fühlte er zuerst einmal nichts, dann, als er die Augen halb öffnete, leichte Verwirrung, weil er keine Ahnung hatte, wo er war. Ebensowenig wie er wusste, wie er hierher kam. Er öffnete die Augen ein wenig weiter und stellte fest, dass er sich zweifellos in einem Krankenhaus befand.

Oje! Das konnte nichts Gutes bedeuten.

Er strengte sich noch einmal mehr an, um sich zu erinnern, was passiert war. Aber alles, woran er sich noch erinnern konnte war, dass er ein Spiel mit seiner Mannschaft gehabt hatte, und sie hatten sogar überraschend gut gespielt und waren gerade drauf und dran gewesen, den vermeintlich stärkeren Gegner zu besiegen. Soweit er seinem Gedächtnis trauen durfte, hatten sie schon 2:0 geführt, und er hatte beide Tore vorbereitet.

Aber irgendwo mitten im Spiel, wohl kurz nach der Pause, endeten seine Erinnerungen und er wusste beim besten Willen nicht, was danach passiert war. Der Gedanke schoss ihm in den Kopf, dass er das Spiel nur geträumt hatte, und es erst heute war – was natürlich blöd wäre, denn wenn er im Krankenhaus war, dann würde er vermutlich nicht spielen können.

Eine kurze Panik wallte in ihm auf. Er musste sofort wissen, welcher Tag heute war. Und er würde keinesfalls das Spiel gegen den Tabellenführer verpassen, ganz egal wieso er eigentlich hier war! Er öffnete die Augen ganz und sah sich um.

Mehrere Kabel hingen an ihm und waren mit einem Gerät verbunden, das neben seinem Bett stand, und regelmäßig ein leises Piepsen von sich gab. In seiner Hand steckte ein dünner Infusionsschlauch, der mit einer Infusionsflasche über seinem Bett verbunden war, aus der langsam eine undefinierbare Flüssigkeit tropfte. Oh, wie er Krankenhäuser hasste! Wieso hatte man ihn nicht gefälligst vorher gefragt, bevor man ihn hierher gebracht hatte?! Er hätte nie zugestimmt!

Okay, er sollte sich wieder beruhigen. Er wollte wissen, welcher Tag war. Die Panik kam wieder hoch, dass er das Spiel versäumen könnte. Außerdem schienen seine Gedanken irgendwie sehr zusammenhanglos. Sein Hirn schien nicht ganz auf der Höhe zu sein. Hoffentlich hatte er sich bei dem Spiel nicht eine Gehirnerschütterung geholt. Darauf konnte er sehr gut verzichten. Denn in zwei Wochen war schon das nächste schwierige Spiel, und auch das kommende Spiel

sollten sie nicht unterschätzen.

Er riss sich von dem Gedanken gewaltvoll los und nahm wieder die Inspektion seiner Umgebung in Angriff. Er musste wissen, welcher Tag heute war, alles andere konnte warten!

Am Boden neben seinem Bett stand seine Sporttasche. Die, die er zum Spiel mitgenommen hatte. Sie stand so nah, dass er, ohne sich irgendwelche Schläuche aus dem Körper zu reißen, hinlangen konnte. Sein Herz schlug höher. Wenn er nicht geträumt hatte, dann war er direkt vom Spiel hierher gekommen, und die einzige Erklärung für alles war, dass er bei einem Kopfballduell eine Gehirnerschütterung erlitten hatte, und er wusste von anderen Spielern, dass das drei bis vier Wochen Pause bedeutete. Und er wusste, dass er in zwei Wochen spielen musste, wenn er wollte, dass sein Team noch eine Chance auf den Meistertitel haben sollte. Koste es, was es wolle!

Er zitterte leicht, als er sich zu seiner Tasche hinunter beugte, aber ob vor Angst, oder weil ihn die kleine Bewegung schon überanstrengte, das wusste er nicht. Aber er wusste, dass in einem Außenfach sein Handy sein sollte. Nach einigem Suchen fand er es.

Er nahm das Telefon zu sich und legte sich wieder hin. Er hatte Angst davor, das Display anzuschauen. Wieso verdammt noch mal, brachte man ihn ins Krankenhaus und ließ ihn dann alleine? Was, wenn er einfach nach Hause ging? Er schloss die Augen, atmete tief durch und sah dann auf das Display seines Handys. „2:35 – 17.3.2008“ zeigte die Leuchtschrift. Das Spiel war am 16. gewesen. Das bedeutete: erstens war das Spiel gestern gewesen, und zweitens war es mitten in der Nacht und also eigentlich noch gar nicht richtig morgen. Seine Mannschaftskameraden saßen möglicherweise immer noch zusammen und feierten den Sieg und damit den wichtigsten Schritt in Richtung Meistertitel. Er wurde ein wenig sauer, denn immerhin hätten sie ohne ihn sicher nicht gewonnen, und nun ließen sie ihn hier alleine, und feierten ohne ihn!

Schnell rief er sich wieder zur Ordnung. Er wusste ja gar nicht, was passiert war, und vor allem wusste er auch nicht, ob sie überhaupt gewonnen hatten. Auf dem Display sah er auch, dass er sieben Nachrichten bekommen hatte. Sieben Nachrichten in ein paar Stunden! Bestimmt Glückwünsche zum Sieg. Die wollte er zwar jetzt garantiert nicht lesen, aber wenn er zumindest einen las, dann würde er wenigstens wissen, dass sie gewonnen hatten.

Er öffnete die erste SMS. Sie war von seiner Mutter!

„Hallo schatz! Ich hoffe, es geht dir besser. Ich komme dich morgen besuchen. Lg mama“

Okay…?

Schön, also die nächste: die war vom Trainer. Schon viel besser!

„Hallo Tom! Ich wünsche dir gute besserung und hoffe du überstehst das alles gut. Ich komm morgen wieder vorbei“

Aha… Ähm.

Die restlichen SMS waren von Teamkollegen, die ihm gute Besserung wünschten, ohne dass er daraus hätte erkennen können, was eigentlich sein Problem war. Er gab die Hoffnung schon auf, dass er noch erfahren würde, wie das Spiel ausgegangen war, jedenfalls konnte er sich wohl für den kommenden (schon angebrochenen) Tag auf einige Besuche einstellen. Wenigstens ließen sie ihn doch nicht ganz alleine…

Nur eine Nachricht war von einem Spieler, mit dem er bei seiner alten Mannschaft gespielt hatte. Er schrieb nur: „Hi gratuliere zum sieg. Hoffe es geht dir gut! Lg manu“

Also Sieg. Wenigstens etwas! Aber all die „Gute-Besserung“- SMS trugen nicht gerade zur Hebung seiner Stimmung bei. Obwohl er zugeben musste, dass er sich so schlecht gar nicht fühlte, angesichts der Tatsache, dass er im Krankenhaus war und alleine und keine Ahnung hatte, was mit ihm los war. Ja die Nachricht über den Sieg ließ ihn sogar schon fast euphorisch werden.

Er überlegte gerade, wen er denn am besten um diese Uhrzeit anrufen konnte, als die Tür zu seinem Zimmer aufging und eine Krankenschwester hereinkam.

„Oh, Sie sind ja endlich aufgewacht! Wie fühlen Sie sich?“, fragte sie etwas überrascht, aber sehr freundlich. Und sehr hübsch war sie auch.

Aber Tom hatte natürlich andere Probleme als hübsche Frauen. Er antwortete schnell und versuchte dabei möglichst zuversichtlich zu klingen: „Mir geht es bestens, nur hab ich keine Ahnung, was ich hier mache. Vielleicht könnten Sie mich da aufklären, hübsche Dame?“

Sie zog eine Augenbraue hoch, reagierte aber sonst nicht auf seine kleine Anmache.

„Schön, dass Sie sich gut fühlen. Ich werde einen Arzt holen, der wird Ihnen erklären, warum Sie hier sind.“

Damit ließ sie ihn wieder alleine.

Der Arzt ließ nicht lange auf sich warten. Er öffnete die Tür und begrüßte

Tom mit seinem Namen. Er sprach den Namen so aus, dass Tom annahm, dass er ihn schon aus der Zeitung kannte. Er sah auch irgendwie aus wie ein Fußballfan. Aber man sollte ja Menschen nicht nach ihrem Aussehen beurteilen…

Tom sah ihn aufmerksam an und wartete.

Der Arzt sagte erst nichts, sondern untersuchte ihn kurz und schaute irgendwas auf einem Zettel nach. Schließlich sagte er; „Ich nehme an, Sie wissen nicht, wieso Sie hier sind?"

Tom schüttelte den Kopf, ohne sein Gegenüber aus den Augen zu lassen.

„Können Sie sich an das Spiel erinnern?"

Tom nickte.

„Woran können Sie sich denn noch erinnern?"

Tom schluckte. „Dass wir gewonnen haben."

Der Arzt hob beide Augenbrauen, aber im Gegensatz zur Krankenschwester sah er dabei nicht hübscher sondern nur älter aus, weil sich die Falten auf seiner Stirn stärker abzeichneten. „Als das Spiel abgepfiffen wurde, waren Sie schon hier. Was ist denn das letzte, woran Sie sich erinnern können?"

Tom seufzte innerlich. Was sollte das Ganze? Sollte er ihm doch sagen, was er hatte, und dann würde Tom seine Sachen packen und nach Hause gehen, denn er musste spätestens in zwei Wochen wieder spielen. Und wenn der Arzt wirklich ein Fußballfan war, dann würde er das wohl verstehen! „Wir haben zwei zu null geführt, ich habe beide Tore vorbereitet. Nach der Pause ist im Spiel nicht so viel Spannendes passiert, ich weiß nicht genau, wie lange ich da noch gespielt habe."

„Ungefähr zwölf Minuten", klärte ihn der Arzt auf. Diesmal zog Tom die Augenbrauen hoch. Er hatte Angst davor, was jetzt noch kommen würde.

„Können Sie sich an die Pause des Spiels erinnern? Was der Trainer gesagt hat?"

„Ja klar, aber das wollen Sie nicht wissen, glauben Sie mir. Kabinenpredigten sollten außerhalb der Kabine nicht diskutiert werden." Diese Weisheit hatte Tom vor einigen Jahren auf die harte Tour gelernt. Er wollte lieber nicht mehr daran denken. Damals hatte er zwei Monate nicht spielen dürfen, weil er vor der Transferzeit sein Team verlassen musste und bei dem anderen noch nicht spielen durfte. Seither hatte er gelernt, seine Mundwerk im Zaum zu halten, und heute war er ein wirklich angesehener Fußballer.

„Wieso, war der Trainer denn nicht zufrieden? Immerhin habt ihr 2:0 ge-

führt.“

Vielleicht war er doch kein Fußballfan. Jedenfalls hatte er keine Ahnung. „Ein guter Trainer lobt seine Mannschaft in der Pause nicht, und schon gar nicht, wenn sie führt. Und unser Trainer ist nie zufrieden. Sonst würden wir nicht Meister werden.“ Tom sagte das so, also ob schon feststehen würde, dass sie Meister werden würden, aber er fühlte sich so positiv, dass er gar nicht daran zweifelte.

„Schön. Können Sie sich auch noch daran erinnern, wie Sie sich in der Pause gefühlt haben? Waren Sie müde, war Ihnen schwindlig, war irgendetwas nicht so, wie es sein sollte?“

Tom dachte kurz nach, schüttelte dann aber den Kopf. „Mir ging es wie immer. Natürlich war ich müde, es war ein anstrengendes Spiel.“

Nach einer nachdenklichen Pause holte der Mann im weißen Kittel tief Luft und sagte dann: „Sie sind in der 57. Minute ohne Fremdeinwirkung und ohne ersichtliche Ursache plötzlich bewusstlos zusammengebrochen. Sie hatten einen Herzstillstand, wurden auf dem Spielfeld wiederbelebt und dann sofort hierher gebracht.“

Er machte eine Pause und sah Tom an.

Der sah zwar in die Richtung des weißen Kittels, sah aber nur einen weißen Geist, der ihm Angst machen wollte. Sein Hirn weigerte sich, die Information aufzunehmen. Herzstillstand? Mitten im Spiel? Wiederbelebt?! Hieß das, dass er tot gewesen war? Wenn ja, dann sollte er das wohl als positiv sehen, denn immerhin hatte er etwas geschafft, was vor ihm nur Jesus gekonnt hatte: er war vom Toten wiederauferstanden.

„Verstehen Sie mich?“, mischte sich der Arzt in seine Gedanken.

Tom schluckte einen schweren Kloß hinunter. „Wieso Herzstillstand?“ war alles, was er schließlich herausbrachte.

„Man hat hier festgestellt, dass Sie eine Herzmuskelentzündung haben.“

Tom hatte das Gefühl, dass sich seine Eingeweide zusammenzogen. Wie alle Leistungssportler kannte er das Schreckgespenst natürlich. Und wie viel zu viele von ihnen hatte er immer gemeint, das betraf nur andere. Es tat ihm körperlich weh, dass es jetzt ihn getroffen hatte. Er kannte natürlich auch die Therapie (absolute Ruhe für mehrere Wochen und absolut kein Sport für mehrere Monate), aber erstens ging es ihm gut (langsam wurde ihm klar, dass das vermutlich mit dem kleinen Schlauch in seiner Hand zusammenhing) und zweitens war seine

Mannschaft am besten Weg zum Meistertitel und sie brauchte ihn, und er musste in zwei Wochen spielen. Er bemühte sich, möglichst überzeugt zu klingen, aber seine Stimme zitterte und er hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten, die schon wussten, was kam, bevor es Tom eigentlich wahrhaben wollte. „Wann kann ich wieder nach Hause? Ich muss nämlich spätestens in zwei Wochen wieder spielen."

Der Arzt zögerte kurz mit seiner Antwort aber offensichtlich nicht, weil er nicht wusste, was er sagen sollte, sondern weil er überlegte, wie er es Tom am schonendsten beibringen sollte. „Sie werden die nächsten paar Spiele hier verbringen müssen, und diese Saison werden Sie nicht mehr spielen können."

Pah! Der hatte doch keine Ahnung! „Wissen Sie eigentlich, wer ich bin?", platzte Tom heraus. Eine Frage, die er seit seinem Ausrutscher vor ein paar Jahren unter normalen Umständen garantiert nie gestellt hätte. Aber momentan war nichts normal.

„Ja, ich weiß wer Sie sind, und es tut mir ehrlich leid für Sie. Ich habe auch schon mit Ihrem Trainer gesprochen und er wollte es zuerst auch nicht akzeptieren, aber letztendlich musste er doch zugeben, dass Sie der Mannschaft noch weniger helfen, wenn Sie tot sind."

„Ich habe auch nicht vor zu sterben. Und ich spiele in zwei Wochen!"

Es gab eine kurze Pause, in der der Arzt mit einem leicht besorgten Gesichtsausdruck einen Bildschirm auf dem Pieps-Gerät neben Toms Bett betrachtete. Tom wurde klar, dass er sich nicht aufregen durfte, weil sein Herz ja nicht ganz auf der Höhe war. Er versuchte sich zu beruhigen, aber alles was er erreichte, war, dass ihm endgültig die Tränen in die Augen traten. Er drehte schnell das Gesicht weg.

Der Arzt meinte schließlich: „Sie sollten jetzt schlafen. Wir werden morgen weiterreden. Gute Nacht!" Und damit verließ er das Zimmer.

Er war wieder alleine. Diesmal nicht mit seiner Ungewissheit, sondern mit der Gewissheit, dass sein Leben zu Ende war. So oder so. Er wollte ohne Fußball nicht leben. Lieber würde er beim Fußballspielen sterben. Er wollte schon aufstehen und seine Sachen packen, als die Krankenschwester wieder hereinkam. Sie hatte einen Infusionsbeutel in der Hand und lächelte ihn an. Diesmal war es ihm ziemlich egal, wie hübsch sie war. Er wollte weg hier. Hübsche Mädchen gab es woanders schließlich auch. Sie tauschte den Infusionsbeutel aus und

meinte dann: „Sind Sie nun zufrieden?“

„Nein, ich will nach Hause“, antwortete er ehrlich.

„Zu Ihrer Mami?“, fragte sie frech.

„Ich geh auch zu Ihnen mit, wenn Ihnen das lieber ist“, gab er ebenso frech zurück.

„Nein danke, ich steh nicht so auf arrogante Fußballer“, antwortete sie.

Nachdem er nichts sagte, erklärte sie freundlich: „Tja, ich fürchte, Sie werden noch ein paar Wochen hier bei uns verbringen müssen, ob Sie wollen oder nicht. Und es kann sein, dass wir uns noch öfters über den Weg laufen. Also ich bin Sandra, sollten Sie mal was brauchen. Aber ich bin nur in der Nacht hier.“

„Ich muss gar nichts, wenn ich nicht will“, erklärte Tom mit etwas weniger Überzeugung als zuletzt. Und außerdem war er müde. „Aber du kannst mir ja deine Telefonnummer geben…“

„Nein, gebe ich dir nicht, sonst läufst du uns noch weg“, lächelte sie.

Als Tom wieder aufwachte, strahlte Tageslicht ins Zimmer. Neben seinem Bett saß seine Mutter. Sandra war weg. Er vermisste sie nicht besonders, er wollte nur weg hier.

„Guten Morgen Tom“, sagte seine Mutter freundlich.

„Mh“ war seine Antwort.

Die Dame bemühte sich, mit ihrem Sohn zu reden, aber Tom war gerade nicht dazu aufgelegt. Die absolute Frustration, die er erwartet hatte, konnte er nicht spüren, und auch Gedanken an Selbstmord hatte er nicht. Aber das lag vor allem daran, dass er sich völlig matt fühlte und Angst hatte, denken alleine könnte schon zu anstrengend sein. Der einzige Gedanke, der ihn ständig begleitete war: „Ich will Fußball spielen!“ Und nachdem seine Mutter das sicher nicht hören wollte, sagte er lieber gar nichts. Seine Mutter war nie begeistert von seiner Fußballerkarriere gewesen.

Nach einer kurzen Pause folgte dann eine Strafpredigt. Ein Arzt hatte seine Mutter offensichtlich darauf aufmerksam gemacht, dass eine Herzmuskelentzündung nicht von nichts kam. Er ignorierte sie. Er war so schon frustriert genug. Er lag nur da und hörte kaum zu, als seine Mutter sprach.

Schließlich kam ein Besuch, über den er sich mehr freute: René, sein bester Kollege aus der Mannschaft.

„Hallo Tom!“, begrüßte er ihn euphorisch. „Wie geht es dir?“

„Hi René!“, entgegnete Tom und ignorierte die Frage nach seinem Befinden.

Es herrschte kurz betretenes Schweigen, weil René offensichtlich Angst hatte, etwas Falsches zu sagen. Und Tom musste zugeben, dass er sich zwar über den Besuch freute, aber auch nicht wirklich wusste, worüber er reden wollte.

Sie unterhielten sich einige Zeit über das Spiel, bis Tom das zu anstrengend wurde, denn dadurch wurde der Wunsch, selber zu spielen, natürlich noch stärker. Dann redeten sie über Renés Freundin, die natürlich auch kein unerschöpfliches Gesprächsthema war.

In seiner Mittagspause kam ihr Trainer auf Besuch. Toms Mutter verabschiedete sich kurz.

Der Trainer redete ihm gleich mal ins Gewissen: bloß keinen Blödsinn machen! Warte, bis es dir wieder wirklich gut geht! Nicht ohne Erlaubnis der Ärzte mit dem Training beginnen.

„Wenn du etwas tust, was die Ärzte dir verbieten, dann zahlt dich der Verein nicht weiter“, sagte er. Und schließlich: „Tom, wir brauchen dich wirklich! Schau, dass du bald wieder gesund wirst, aber mir ist lieber, ich kann dich erst in einem Jahr wieder einsetzen, als du fällst mir dann nach drei Spielen wieder für drei Monate aus!“

Tom sah ihn traurig an, sagte aber nichts. Er nickte brav, aber das war nicht so ernst gemeint. Andererseits: wenn er das Geld vom Verein nicht mehr bekam, dann wusste er nicht, wovon er leben sollte. Und arbeiten konnte er ja jetzt auch nicht, wenn er den ganzen Tag im Bett verbringen musste. Also so viele Möglichkeiten hatte er nicht…

Die nächsten zwei Wochen verbrachte er in einem ständigen Drogenrausch im Krankenhaus. Mannschaftskollegen kamen ihn immer wieder besuchen. Seine Mutter anfangs auch, aber die musste bald wieder nach Hause. Sie arbeitete schließlich auch, und zwar in einer 400 km entfernten Stadt. Bevor sie heimfuhr, machte sie Tom klar, dass sie erwartete, dass er, sobald er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, zu seinen Eltern nach Hause käme, die ihn dann gesund pflegen würden. Pah! Als ob man da von gesund pflegen reden könnte! Drei Monate absolut kein Sport! Mindestens!! Für ihn war das die reinste Folter. Mit dem Ziel, ihn umzubringen…

Und mit der Nachtschwester Sandra freundete er sich so weit an, dass sie meist mehrere Stunden pro Nacht in seinem Zimmer verbrachte und er ihr vor-

jammerte, wie arm er doch war. Mit ihrer frechen Art munterte sie ihn ein bisschen auf, aber wirklich helfen konnte sie ihm auch nicht.

Er war permanent frustriert und sah nicht, wie sein Leben weitergehen sollte, aber im Nachhinein betrachtet war dieser Zustand noch richtig positiv im Vergleich zu dem, was ihn erwartete, als seine Beruhigungsmittel und Antidepressiva langsam abgesetzt wurden, um ihn auf seine Entlassung vorzubereiten. Er hatte überhaupt nichts zu sagen. Seine Ärzte regelten alles mit seiner Mutter. Sie würde ihn abholen kommen, würde ihm seine Tabletten besorgen und sich um ihn kümmern. Er wurde nicht nach seiner Meinung gefragt.

Samstag wurde er entlassen. Der Tag, an dem seine Mannschaft gegen den derzeitigen Tabellenzweiten spielte (nachdem sie das letzte Spiel gegen den Vorletzten nur 1:1 gespielt hatten, waren sie nur mehr Dritter). Ohne Antidepressiva war Tom nicht mehr frustriert, sondern schwer depressiv. Wenn er sich nur zu irgendetwas hätte aufraffen können, dann hätte er ohne zu zögern Selbstmord begangen, oder zumindest Pläne dazu geschmiedet. Aber Selbstmordpläne setzten voraus, dass man zumindest ein geringes Interesse in das eigene Leben (oder den Tod) zeigte, und Tom war alles egal. Er weinte manchmal, aber jedes Mal fragte er sich nach ein paar Minuten, wieso eigentlich. Er hatte absolut keine Hoffnung. Er wusste nicht einmal mehr, was das Wort Hoffnung überhaupt bedeutete. Ohne Fußball fühlte er sich wie ein Nichts. Ja noch weniger. Nicht einmal so viel, dass es für einen Selbstmord gereicht hätte. Nicht einmal der Gedanke ans Fußballspielen war mehr da. Nur ein großes schwarzes Nichts. Eine Hoffnungslosigkeit, die so absolut war, dass es weh tat. Obwohl, die Schmerzen in seiner Brust konnten auch daran liegen, dass sein Herz ja entzündet war.

Hatte er früher noch jede Frage oder jede an ihn gerichtete Aufmerksamkeit mit „Ich will Fußball spielen", beantwortet, so sagte er jetzt gar nichts mehr.

Er lag einfach nur da und rührte keinen Finger. Wenn ihm die Tränen übers Gesicht liefen, wischte er sie nicht weg. Er zeigte absolut keine Reaktion, wenn ein Freund zu Besuch kam. Er konnte nicht behaupten, dass er *dachte*, das wäre übertrieben. Was in ihm vorging, das waren nur mehr reine Gefühle. Er war nur mehr von seinem Reptiliengehirn gesteuert. Das Großhirn hatte ausgedient. Und das Gefühl, das nun sein ständiger Begleiter geworden war, war groß und schwarz. Er konnte es nicht einmal in Worte fassen, das einzige, was ihm dazu einfiel, war totale Dunkelheit und das Gefühl, alleine zu sein und nicht zu wis-

sen, wohin er gehen sollte. Es war, als liefe er vor etwas weg, und aufgrund der Dunkelheit, und aufgrund der Tatsache, dass er seinen Weg auch bei Tageslicht nicht gefunden hätte, rannte er immer weiter in den dunklen Sumpf der Hoffnungslosigkeit hinein. Irgendwann würde er dort stecken bleiben.

In der letzten Nacht gab Sandra ihm ihre Telefonnummer. Nachdem er nicht antwortete, als sie ihn fragte, ob er sie haben wollte, nahm sie einfach sein Handy, das neben seinem Bett lag, und speicherte ihre Nummer dort ein. Dann rief sie sich von seinem Handy aus an, damit sie seine Nummer auch hatte. Tom sah völlig teilnahmslos zu.

Selbst als sie am Morgen noch einmal in sein Zimmer kam, um sich zu verabschieden, und ihm dabei einen kurzen Kuss auf die Wange gab, zeigte er nicht die geringste Reaktion, obwohl er eindeutig wach war. Er schlief sowieso kaum noch.

Ein paar Stunden später kam seine Mutter, packte seine Sachen für ihn und musste ihn dann zwingen, aufzustehen und mit ihr zu kommen. Sie bedankte sich bei den Ärzten und verabschiedete sich freundlich, während Tom nur stumm vor sich hinstarrte. Im Auto sagte Tom kein Wort. Als sie am Nachmittag zu Hause ankamen, brachte sie ihn in sein Zimmer und passte auf, dass er sich ins Bett legte. Sie gab ihm ein paar Tabletten, und er schluckte sie, nur weil auch Gegenwehr dagegen ein bisschen Willen erfordert hätte, den er nicht hatte. Er lag im Bett und hoffte, bald einzuschlafen, denn je länger er schlief, desto kürzer war er wach. Und wach sein war ein Qual. Wieder dachte er ganz kurz daran, dass, wenn er tot war, ja die ganze Qual vorbei wäre. Aber wieder musste er feststellen, dass er den Willen, sich umzubringen, nicht aufbringen konnte. Er hatte ja jedes Selbstwertgefühl verloren. Es war ihm alles nur mehr egal. Wenn ihn ein anderer umgebracht hätte, dann hätte er sich bestimmt nicht gewehrt, aber sich selbst umzubringen, das erforderte eine Initiative, die er nicht aufbringen konnte.

Er schlief natürlich nicht ein, und nach einer unbestimmten Zeitspanne kam sein Vater nach Hause. Er kam sofort in Toms Zimmer, um seinen Sohn zu begrüßen. Tom zeigte wieder keine Reaktion. Seine Eltern ließen ihn schließlich alleine. Nach einer halben Ewigkeit schlief Tom doch ein. Als er aufwachte, war es noch dunkel draußen. Er war von einem Albtraum erwacht, an den er sich nicht einmal mehr erinnern konnte. Alles was davon blieb, war ein unbestimmtes Gefühl der Angst. Er lag einige Zeit wach im Bett. Später weinte er wieder

einmal, weil er allein war und nicht wusste, wie es mit ihm weitergehen sollte, aber dann war es ihm auch wieder egal. Das Spiel fiel ihm ein, und Renés Versprechen, ihm sofort nach dem Spiel das Ergebnis zu schreiben. Er nahm sein Handy und sah, dass er schon wieder vier Kurzmitteilungen empfangen hatte. Drei waren von Teamkollegen, die ihm wieder mal gute Besserung wünschten, René schrieb auch dazu, dass sie das Spiel 5:0 verloren hatten. 5:0! Plötzlich flammte der alte Gedanke wieder in ihm auf. „Ich will spielen!" Er wusste, dass sie mit ihm nicht so hoch verloren hätten. Bestimmt nicht! Er machte sich Vorwürfe, die Mannschaft im Stich gelassen zu haben. Er weinte wieder.

Die vierte SMS war von Sandra. „Hi Tom! Hoffe du bist gut heimgekommen und du ärgerst dich nicht zu sehr über das 5:0. Ohne dich geht ja doch nix. Werd schnell wieder gesund! Brav sein, ja? :-)"

Wäre er zu so einer Emotion fähig gewesen, hätte er sich bestimmt über die Nachricht von Sandra gefreut, aber so ärgerte er sich nur darüber, dass alle von ihm wollten, dass er schnell wieder gesund werde, wo doch das einzige, was er tun konnte, war, zu warten und nichts zu tun. Das war doch wohl nicht fair!!

Er verbrachte noch drei Wochen in seinem depressiven Zustand, ohne dass er in der Zeit irgend etwas Produktives tat, außer, sich zu langweilen, allen Menschen um ihn herum auf die Nerven zu gehen, indem er mit niemandem redete, und jede Menge Schundromane zu lesen. Die einzige Person, mit der er regelmäßig kommunizierte, war Sandra, und das nur deshalb, weil sie ihm nichts bedeutete, und er bei ihr also nicht aufpassen musste, was er sagte. Sie schrieben täglich ein paar belanglose SMS hin und her. Für Tom war es nur Zeitvertreib. Was Sandra sich dabei dachte, war ihm egal.

Etwa fünf Wochen nach seinem letzten Spiel, die Hoffnungen auf den Meistertitel waren ungefähr so groß wie seine Hoffnung, dass er jemals wieder so etwas wie ein Leben haben könnte, rief Sandra ihn an. Sie hatte schon öfter angerufen, aber er hatte nie abgehoben, weil er keine Lust zum Reden hatte. SMS waren bequemer. Er drückte auf ‚Ablehnen'.

Sie schreib eine SMS: „Tom, ich muss unbedingt mit dir reden. Wenn du nicht abhebst, dann komm ich persönlich bei dir vorbei!"

Das war eine gefährliche Drohung, und als sie ein paar Minuten später wieder anrief, nahm er gehorsam ab. Allerdings hatte er nicht vor, mit ihr zu reden. Aber er war bereit ihr zuzuhören, wenn es ihr so wichtig war. Dementsprechend

einseitig war dann auch das Telefongespräch.

„Tom?“

„Mh.“

„Hör mir zu:...“ Sie erklärte ihm, dass sie in vier Wochen nach Südafrika gehen würde, um in einem Straßenkinderprojekt zu arbeiten. Sie schwärmte ihm mehrere Minuten von der Organisation vor, und wie toll die Arbeit werden würde. Tom sagte kein Wort.

Schließlich sagte sie: „Tom, ich möchte, dass du mitkommst!“

Er legte wieder auf. Offensichtlich hatte sie alles gesagt, was sie zu sagen hatte. Und er hatte ganz bestimmt nicht vor, nach Südafrika zu gehen. Was täte er dort?

Eine halbe Stunde später kam die erste SMS: „Kommst du mit?“

Er antwortete nicht.

Ein paar SMS später schrieb er schließlich doch zurück: „Was täte ich dort??“

„Was machst du denn hier?“, kam die Antwort prompt.

„In ein paar wochen spiele ich wieder, wirst schon sehen.“

Dieser Satz war eine reine Lüge und entsprach überhaupt nicht seinen Gefühlen, aber deshalb wollte er ja auch nicht mit ihr reden. Schriftlich lügen war einfacher...

Aber sie hatte natürlich auch darauf gleich eine Antwort parat: „Wenn du für ein paar monate nach südafrika gehst, und, statt immer nur an dich zu denken, mal deinen enthusiasmus an die kinder dort weitergibst, dann tust du dir was gutes und ihnen auch!“

Aha.

„Ich will nichts gutes tun“ war seine Antwort, die schon viel mehr seiner Stimmung entsprach.

„Wenn dir fußball nur halb so wichtig ist wie du immer sagst dann kommst du mit!“

Häh?

Er ließ die Aussage ein paar Stunden auf sich wirken, dann – es war schon spät in der Nacht, er war sich nicht sicher, ob sie überhaupt noch wach war – rief er sie an. Sie hob sofort ab.

„Was willst du eigentlich?“, fragte er ohne Begrüßung.

„Dass du endlich damit aufhörst, in Selbstmitleid zu versinken, und deinen faulen Arsch bewegst und mal was Sinnvolles tust!“

„Wenn ich dürfte, würde ich meinen faulen Arsch schon längst bewegen und wieder trainieren, aber Frau Doktor verbietet es mir ja täglich!“

„Ich werde jetzt nicht mit dir diskutieren, ob Fußballspielen sinnvoll ist, oder nicht, aber…“ Sie holte tief Luft. „Du bist ein guter Fußballer, du kannst momentan sowieso nicht spielen. Dir geht es sehr gut im Vergleich zu ungefähr 80% der Erdbevölkerung, und du liegst seit Wochen daheim und tust absolut nichts. Versteh mich nicht falsch, das ist schon ungefähr das, was du tun solltest, wenn du als ‚was Sinnvolles tun’ ausschließlich Fußballspielen bezeichnest. Aber möglicherweise hast du schon mal was davon gehört, dass es noch ein, zwei andere sinnvolle Beschäftigungen gibt, und wenn nicht, dann sag ich es dir jetzt. Bei dem Projekt geht es nicht nur darum, die medizinische Versorgung und Schulbildung der Kinder zu verbessern, sondern auch darum, dass sie ihre Freizeit sinnvoll nützen können. Und ob du’s glaubst oder nicht, die Leute dort sind der Meinung, dass Fußball eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung für die Kinder dort ist. Und sie brauchen ganz dringend Leute, die fußballbegeistert sind, und auch halbwegs Fußball spielen können, und die ihre Begeisterung an die Kids weitergeben können! Und angeblich bist du fußballbegeistert und du kannst halbwegs Fußball spielen, und du hast sowieso gerade nichts Besseres zu tun, und außerdem…“ ihre Stimme wurde ganz leise, als sie hinzufügte: „Und außerdem habe ich Angst, da alleine hinzugehen.“

Tom legte wieder auf, ohne sich zu verabschieden.

Er lag lange wach und dachte nach. Nicht, dass seine Depressionen viel Nachdenken zuließen, aber ganz langsam begann er doch, die Sinnhaftigkeit ihres Angebots zu verstehen.

„Ist dir klar, dass keine meiner bisherigen Beziehungen länger als drei Monate gedauert hat?“, schrieb er, nur um sicher zu gehen.

„Ist mir scheißegal, ich bin lesbisch“, war die Antwort.

Ein paar Stunden später schrieb er: „Glaubst du, dass die Ärzte das erlauben werden?“

„Ich hab schon gefragt und sie sagen, es wird dir gut tun.“

Dann hielt er für einen ganzen Tag Funkstille. Er war verwirrt. In das totale Schwarz in seinem Kopf und in seinen Gefühlen hatte sich plötzlich ein kleines Licht eingefunden. Ein Licht am Ende des Tunnels? Oder ein Irrlicht? Er wusste es nicht. Aber er war verzweifelt genug, um die kleine Hoffnung auf Besserung anzunehmen. Er surfte lange durchs Internet, um sich alle nötigen Informatio-

nen zu suchen.

Schließlich, als Sandra schon dachte, sie hätte ihn mit irgendetwas, vielleicht mit der Aussage, sie sei lesbisch, abgeschreckt, bekam sie wieder eine Nachricht von ihm.

„Wann fliegen wir?“

Portrait

Kim Schorn, Innsbruck, geb. 1982 in Graz

E-Mail: kim.schorn@live.at

Nach der Schule mehrere Studienrichtungen belegt (u.a. Psychologie, Geschichte, Sport), aber nicht abgeschlossen. Einige Lehrgänge in Journalismus und Projektmanagement erfolgreich absolviert. Derzeit Arbeit als freiberufliche Journalistin. Freizeitbeschäftigungen: Lesen und Schreiben.

Erhard Schümmelfeder

Argumente der Anklage

Ein Vater-Sohn-Konflikt

Deine ganze Lebensführung gefällt mir nicht. Da liegt vieles im Argen. Du lebst in den Tag hinein. Du denkst nicht an Morgen. Das habe ich zwar auch eine Zeit lang so gehandhabt, aber ich wusste immer, wann es ernst wurde.

Du bist faul und antriebsarm. Ich war selbst nicht der Fleißigste im meinem Leben. Stimmt. Aber ich war auch mit weniger zufrieden. Vergiss das nicht.

Du bist oft betrunken. Ich habe auch mal einen über den Durst getrunken. Aber so extrem wie du habe ich es nicht getrieben. Da kannst du jeden fragen.

Du wirfst dein Geld zum Fenster raus und stehst mit leeren Händen da. Deine Finanzen stimmen hinten und vorne nicht. Warnungen schlägst du grundsätzlich in den Wind. Ja, ich habe auch ein paar Mal mein Konto überzogen, aber das waren Ausnahmen. Ich habe immer dafür gesorgt, dass es am Ende wieder Plus hatte. Das war bestimmt nicht einfach. Bei dir ist das Minus ein Dauerzustand. So kann das nicht weitergehen.

Die Suppe, die du dir eingebrockt hast, musst du auch selber wieder auslöffeln. Ich habe auch nicht jede Suppe, die ich mir einbrockte, selbst wieder ausgelöffelt. Zugegeben. Aber um was für Bagatellen ging es denn bei mir? Das war doch kaum der Rede wert!

Du bist gewalttätig. Als ob es nicht schon genug Probleme gäbe. Gut, mir ist auch ein paar Mal die Hand ausgerutscht, wenn mir einer zu dumm kam. Aber das waren doch ganz andere Zeiten damals. Wenn man früher nicht aufpasste, wurde man an die Wand gedrückt und zerquetscht. Da kannst du gar nicht mitreden. Du hast keinen Grund, gewalttätig zu sein. Kein Wunder, dass keine Freundin es bei dir aushält. Mit deiner Mutter habe ich mich nach jedem Streit immer wieder im Guten geeinigt. Man sucht sich eben ein Mädchen, das sich anpassen kann und das nicht bei jeder Meinungsverschiedenheit die Koffer packt. Du weißt es natürlich besser. Wie weit du mit deiner Ansicht gekommen bist, sieht man ja.

Du vergreifst dich ständig im Ton. Ja, auch ich habe mich einige Male im Ton vergriffen. Aber ich wusste, bei wem ich mir das erlauben konnte. Du scheinst das nicht zu wissen. Jetzt musst du mit den Konsequenzen leben.

Du bist faul. Ich sage, wie es ist. Ich muss hier kein Blatt vor den Mund neh-

men. Du hast dir den falschen Zeitpunkt für deine Faulheit gewählt. Ich war auch nicht immer der Fleißigste im Leben. Aber ich wusste, wann ich die Ärmel hochkrempeln musste.

Was du auch anfasst, geht in die Brüche. Ich will hier nicht verschweigen, dass mir nicht immer alles leicht gefallen ist und dass bei mir auch die eine oder andere Sache zu Bruch ging. Aber ich konnte es immer einem anderen in die Schuhe schieben. Bei dir sieht es nicht so rosig aus. Man darf gar nicht dran denken. Von den Kosten ganz zu schweigen.

Dir fehlt jeder Überblick für dein Leben. Dass ich einige Male den Überblick verloren habe, steht hier nicht zur Debatte. Vergleiche nicht Äpfel mit Birnen. Ich habe dich oft genug gewarnt. Ich habe dich nie gebeten, mich in dieser Hinsicht als Vorbild zu nehmen.

Deine eigenen Entscheidungen taugen alle nichts. Du tappst von einem Fettnäpfchen ins nächste. Es fing mit der falschen Schule an. Auch der Beruf war ein Fehlgriff. Statt mal zu Hause nachzufragen, ob das denn alles so richtig ist, setzt du immer auf die falschen Pferde. Typisch. Du lernst nix aus deinen Fehlern. Ich habe immer gesagt: *Lass die Finger davon*. Aber nein – du wusstest es besser. – Jetzt sollen wir den Karren ausm Dreck ziehen.

Du überhörst gute Ratschläge und stellst auf Durchzug. *Lass den ruhig reden*, denkst du, *ich mache ja doch, was ICH will.* Was für ein Schlamassel dabei herauskommt, ist ja nun bekannt.

Wenn wir dich zur Rede stellen, spielst du den Einsichtigen und backst ganz kleine Brötchen: *Es tut mir leid. – Es tut mir ja SOOO leid!* – Ich kann diese verlogene Jammerei nicht mehr hören.

Jetzt werden Nägel mit Köpfen gemacht und andere Saiten aufgezogen. Wir werden dir die Hammelbeine schon lang ziehen. Solange du deine Füße unter meinen Tisch stellst, sage ich, wo es langgeht. Jetzt ist Schluss mit lustig. Verdammich noch mal. Komm mir nicht mit faulen Ausreden*: Ich will mich bessern! – Ich will mich bessern. Ganz bestimmt!* Das –

das –

habe –

ich – auch – immer – ge-sagt …

Portrait

Erhard Schümmelfeder, geb. 1954

Erzieher und Schriftsteller, Verfasser von satirischen und grotesken Geschichten und Gedichten. Zuletzt erschien der Band „Leicht-sinn-Gedichte & Achilles-Verse“, 2008.

Thomas Stein

Treibgut

Wie dürres Holz trieb ich im Fluss,
am Ufer glitt das Jahr an mir vorüber,
kalt wie der Tod war'n alle meine Glieder,
die Weidenäste winkten, wie zum Gruß.

Arme und Beine waren steif, wie angefroren,
mein Mund war stumm und voller faulem Schlamm,
in meinem Hirn selbst die Gedanken waren klamm,
und jedes Zeitgefühl hatte ich längst verloren.

War ich es selber, der sich so belog?
Wie viele Stunden hab' ich uns dadurch verdorben?
Beinahe wär' ich durch die eigne Hand gestorben,
als mich Dein Lächeln sanft ans Ufer zog!

Portrait

Thomas Stein, Tangermünde, Jahrgang 1959

Homepage : www.thomas-stein.org

Liedermacher, Mitglied im „Club Altmärkischer Autoren

Susanne Steinle
Der lange Weg

Endlich klingelte der Wecker, und die schlaflose Nacht war endgültig überstanden. Wie viele solcher Nächte würde sie noch durchstehen müssen oder wollen? Sie wusste es nicht, sie wusste auch nicht, was sie dagegen tun konnte. Oder vielleicht doch, aber ob das wirklich half, würde sie frühestens am Abend herausfinden. Aber wahrscheinlich erst noch viel später, denn es würde wohl eine Weile dauern, falls es überhaupt half, was sie stark bezweifelte. Das Schlimme war, dass die Tage nicht viel besser als die Nächte waren. Hatte es wirklich einmal eine Zeit gegeben, als sie die Nächte durchgeschlafen und sich auf die Tage gefreut hatte? Ja, das hatte es. Zwar war tief in ihrem Inneren immer schon ein Hauch Beklommenheit gewesen, der die schönste Freude trübte und alles Erfreuliche anzweifelte, allerdings war das alles harmlos im Vergleich zu dem, was sie derzeit fühlte. Es war lediglich eine Warnung, die Vorboten dessen, was einmal sein würde. Sie hatte versucht, sie zu ignorieren, sich darüber hinwegzusetzen, und erschien nach außen hin immer lachend und voller Energie. Nein, es war damals kein komplett anderes Leben gewesen, sie hatte es nur fertig gebracht, das, was in ihr lauerte, zu unterdrücken und sich und den anderen etwas vor zumachen. Jetzt hatte sich das Bild gewandelt, alles um sie herum hatte sich geändert, und sie selbst erschien nicht mehr als die junge Frau, die immer lächelte. Lachen. Wann hatte sie das letzte Mal gelacht, so richtig, dass sie nicht mehr innehalten konnte. Ein Lachen, das sich immer wieder aufs neue entzündete, bis sie völlig erschöpft aufstöhnte. Sie hatte ein schönes Lachen, eines, das andere ansteckte, und eigentlich lachte sie sehr gerne. „Ich dumme Kuh“, sagte sie zu ihrem Spiegelbild und schüttelte den Kopf. Sie kannte dieses Gesicht gut, das ihr entgegenblickte, aber sie mochte es nicht. Es sah traurig aus, bemitleidenswert und schwach; Eigenschaften, die sie hasste und die sie dennoch verkörperte und sie wusste, dass sie nicht nur durch ihr Gesicht ausgedrückt wurden.

Oh ja, sie wusste sehr wohl, dass alles von ihr selbst aus ging. Es gab Leute, die konnten mit den absurdesten Ansichten Eindruck auf andere machen, weil es so glaubhaft von ihnen zu kommen schien, doch wenn sie etwas sagte, dann zweifelte sie selbst an der Echtheit ihrer Worte. Im Grunde genommen war ihr zur Zeit so ziemlich alles egal. Und wenn sie sich hinreißen ließ, zu etwas Stellung

zu nehmen, so achtete sie nur darauf, bei den wichtigen Personen keine Minuspunkte einzufahren. Aber sie hatte das Gefühl, dass gerade diese Personen, vor denen sie am meisten Angst hatte und die am meisten zu sagen hatten, nicht viel davon hielten, in ihr eine Befürworterin ihrer Gedanken zu haben. Sie verabscheute ihr eigenes Verhalten. Arschkriecher. So nannte man das, und so sah sie sich selbst, aber sie fühlte sich nicht stark genug, eine ernsthafte Diskussion zu führen, da es klar war, dass sie sowieso den Kürzeren ziehen würde, denn wie gesagt, eigentlich war ihr alles egal und sie stand nicht hinter dem, was sie sagte. Was war nur passiert, dass sie so weit gesunken war? Eigentlich nichts Schlimmes, sie hatte lediglich einen neuen Job angenommen, in einer fremden Stadt, etwas das monatlich bestimmt Tausende von Menschen taten, und bestimmt verhielt sich niemand so dumm wie sie. Sie hatte einen Job, einen unbefristeten sogar, verdiente nicht schlecht, und das war doch wirklich mehr, als sie sich wünschen durfte. Aber da war die Angst, diese Angst, die sie gepackt hatte, als sie den Vertrag unterschrieben und eingeworfen hatte und die sich seither in ihr eingenistet hatte und ständig wuchs. Ein schwarzer, großer Klumpen in ihrem Bauch, der hämisch grinste und ihr tags und nachts die schlimmsten Phantasien schickte. Er wuchs und wuchs und raubte ihre gesamte Energie und Lebensfreude. Sie wusste das und wusste nichts dagegen anzufangen. Ihren Freunden erzählte sie zunächst von dieser Angst, aber hörte bald auf damit. Denn keiner verstand sie wirklich. Immer häufiger hörte sie Kommentare wie: „Du machst deinen Job schon gut, mach dir keine Sorgen!“ oder auch „Ja, hat sich denn schon jemand bei dir beschwert, wegen deiner Arbeit? Na siehst du, sei froh, dass du einen Job hast.“ Und eigentlich wusste sie, dass sie recht hatten. Es gab genug Arbeitslose auf der Straße, und ein paar ihrer Freunde hatten noch keinen Job gefunden. Also gab sie es bald auf, über ihre Arbeit zu jammern, und versuchte sogar wirklich alles ein wenig mehr positiv zu sehen. Denn es stimmte ja. Keiner hatte sich bisher bei ihr beklagt, dass sie schlechte Arbeit ablieferte, aber wahrscheinlich traute sich nur niemand, ihr das direkt ins Gesicht zu sagen. Wahrscheinlich redeten ihre Kollegen hinter ihrem Rücken über sie, ja sicher taten sie das. Das verrieten ihr die Blicke, die sie austauschten und die Art, wie sie mit ihr sprachen. Keiner nahm sie für voll, das wusste sie, sie war das letzte Glied in der Kette, die Jüngste, die am dümmsten war und alles falsch machte.

Die Uhr zeigte bereits halb acht. Sie seufzte traurig und zog sich ihre Schuhe

an. Was würde sie darum geben, jetzt nicht dahin zu müssen. Eine Woche Urlaub lag hinter ihr. Eine Woche, in der sich all ihre Kollegen gegen sie verbündet haben würden. All ihre Fehler waren bestimmt ans Tageslicht getreten, und bestimmt lag schon das Kündigungsschreiben auf ihrem Arbeitsplatz. Die Kollegen würden sie schadenfroh angrinsen, und all die heimlichen Tuscheleien würden plötzlich aufhören. Warum denn noch tuscheln, jetzt wo es offiziell war, dass sie total versagt hatte? Sie würde ihnen zuvor kommen. Die Kündigung musste von ihr aus gehen. Sie würde gleich zu ihrem Chef gehen, ihm sagen, dass sie wüsste, sie hätte viel falsch gemacht und es täte ihr leid. Aber dafür war es wahrscheinlich schon zu spät, wenn die Kündigung tatsächlich schon auf dem Tisch lag. ‚Ich melde mich krank', dachte sie kurz und verwarf den Gedanken sofort wieder. ‚Ja, lauf nur davon. Das ist ja wieder typisch. Erst baust du Scheiße und dann willst du nicht dazu stehen. Nein, da musst du jetzt durch.'

Wenn sie abends in ihrem Bett lag und nicht einschlafen konnte und an all die schlimmen Situationen dachte, die sie verfolgten, dann gab es eigentlich immer nur einen Ausweg. Aber dafür war sie zu feige. Sie brachte es nicht fertig, sich die Pulsadern aufzuschneiden oder sich vor einen Zug zu werfen. Sie wünschte sich oft, diesen letzten Mut aufbringen zu können und dachte an die Ruhe, die danach folgen würde. Nie mehr Angst haben, nie mehr sich durch das Leben quälen, einfach nur Frieden spüren; denn sie war überzeugt, dass sie im Leben niemals diesen Frieden finden würde. War es dann noch ein Leben, das sich lohnte zu leben? War sie im Grunde nicht nur eine Belastung für alle, weil sie dieses Leben eben nicht meistern konnte und auch nicht die kleinen Freuden erkannte, von denen sie immer wieder zu hören bekam? Oh ja, sie würde gerne nach Feierabend eine Runde Joggen gehen oder Inline-Skaten, und sie hatte es auch ausprobiert, doch es endete immer damit, dass sie sich kraftlos auf eine Bank setzte, weinte und sich wünschte zu sterben. Sie hatte Zeit am Abend und wusste nichts damit anzufangen. Am Schlimmsten waren die Wochenenden. Zwei volle Tage, die sie herumbringen musste. Sie machte sich manchmal einen Plan, was sie am Wochenende alles tun wollte, wusste aber schon beim Aufschreiben, dass ihr nichts davon Spaß machen würde. Alles war eine einzige Qual. Sie wusste, dass sie sich einmal anders gefühlt hatte, aber sie konnte sich nicht vorstellen, dass diese Zeit einmal wieder kommen würde.

Sie stieg aus dem Auto aus, ganz leise, und hoffte, niemand würde sie sehen.

Vorsichtig sah sie sich um. Alles sah aus wie immer, oder wie sie es kannte. Nichts deutete auf die Katastrophe hin, auf die sie wohl heute zusteuern würde.

Sie öffnete die Tür und ging gleich in ihr Büro, das sie sich mit einem Kollegen teilte. Wie sie erwartet hatte, lag ein weißer Umschlag auf ihrem Schreibtisch. Alle Hoffnung, die sie noch gehegt hatte, wich aus ihr, und die Gewissheit raubte ihr die letzte Kraft. Sie setzte sich, ohne ihre Jacke ausgezogen oder ihre Tasche abgestellt zu haben, und starrte auf den Umschlag. Was sollte nur aus ihr werden? Wie sollte sie nur ohne Job überleben? Was sollte sie nur machen? Am liebsten wäre sie aufgestanden und davon gerannt, doch ihr Körper war wie gelähmt. Alles war bisher nur Phantasie gewesen, dumme Gedanken, schlechte Träume. Aber das hier, das war Realität. Die letzte Bestätigung ihrer Unfähigkeit, die ihr noch gefehlt hatte. Sie fühlte nichts, außer dem schwarzen Kloß, der vor Begeisterung in ihr auf und ab hüpfte.

„He, hast du einen Geist gesehen?“ Sie zuckte zusammen und fuhr herum. Jens, ihr Bürokollege, stand in der Tür und musterte sie merkwürdig. ‚Oh ja, er weiß genau, was in dem Brief steht,’ dachte sie ‚ob er wohl auch weiß, wie ich mich fühle? Das wird ihm total egal sein, Hauptsache er ist mich los.’

Der schwarze Kloß hüpfte immer stärker, und plötzlich merkte sie, dass ihr Frühstück mit ihm hüpfte. Sie stürzte aus der Tür ins Klo und übergab sich. ‚Oh Gott,’ dachte sie, ‚so geht das nicht weiter.’ Sie setzte sie auf die Klobrille und vergrub ihr Gesicht in den Händen. Sie versuchte verzweifelt die Tränen zurückzudrängen, die in ihr hochstiegen. Es gab eine Zeit in ihrem Leben, da konnte sie nicht weinen, so sehr sie sich es manchmal gewünscht hätte, jetzt verging kaum ein Tag ohne Tränen.

Sie wusch sich das Gesicht und ging ins Büro zurück. „Alles Okay mit dir?“, fragte Jens. Was sollte diese Frage? Wie sollte denn irgendwas Okay sein?„Du siehst nicht gut aus. Der Urlaub ist dir wohl nicht bekommen.“ Sein Ton überraschte sie. Da war keine Häme, da war keine Schadenfreude, sondern Besorgnis. ‚Naja,’ dachte sie, ‚wenigstens merkt er, dass mir das alles sehr viel ausmacht. Vielleicht erzählt er ja den anderen davon, und sie reden später nicht mehr nur negativ über mich.’

Sie sagte immer noch nichts zu Jens, spürte aber wie er sie beobachtete. Es schien, als ob er auf etwas wartete. Dieser Mistkerl! Er wollte tatsächlich ihre Reaktion sehen, wenn sie den Brief öffnete. ‚Was soll’s, ist doch eh alles egal!’

Sie atmete noch einmal kurz durch und öffnete den Umschlag. Ihre Finger

zitterten und der Umschlag zerriss. Sie holte das Blatt Papier heraus und faltete es auf. Zunächst verschwamm alles vor ihren Augen und sie konnte nichts lesen, und als sie dann erkannte, was auf dem Zettel stand, verstand sie es nicht. Hauptsächlich Zahlen, ein paar einzelne Worte und plötzlich wurde ihr klar, dass es sich um die letzte Gehaltsabrechnung handelte und nicht um ihre Kündigung. Sie legte das Blatt auf den Schreibtisch und starrte kraftlos aus dem Fenster.

„Oh, Mann, das muss ja ein furchtbarer Urlaub gewesen sein“, hörte sie Jens sagen.

„Was? Oh, nein“, antwortete sie und quälte ein Lächeln auf ihr Gesicht. „Ich habe nur gestern Abend etwas Falsches gegessen, glaube ich.“

‚Nochmal gut gegangen!’ dachte sie und war gleichzeitig tieftraurig. Sie wusste, dass sie sich auch heute wieder durch den Tag quälen würde, verfolgt von der Angst, alles falsch zu machen. Aber immerhin hatte sie am Abend ein Ziel. Nach acht Stunden verließ sie die Firma, fuhr in die Stadt und parkte vor einem weißen Haus. Ihr Herz klopfte, ihre Miene war unbeweglich. Sie las die Türschilder und klingelte bei „Gabi Heinze – Psychotherapeutin“. Vielleicht gab es doch noch Hilfe, vielleicht.

Portrait

Susanne Steinle, Greiling, geb. 1976

Homepage: www.auftragsdichterin.de

Michael Stenger
(k)eine Weihnachtsgeschichte

Er sass einfach da, ruhig, von keinem Gedanken, keiner Absicht getrieben; inmitten von Menschen. Noch ein Tag bis Weihnachten, ein grauer 23. Dezember. Er hat sich dem Tag anvertraut, im Grunde genommen kindlich. Noch immer. Plus 39 Jahre mehr oder weniger solider Erfahrung.

Sich umsehen: Sie war noch ein Kind. Am Tisch gegenüber. Sie lauscht ihrer älteren Begleiterin, vermutlich der Schwester, mit der Selbstvergessenheit des Kindes, aber aufmerksam. Und zwischendurch nippt sie an ihrem wässrigbraunen Apfelsaft. Die ältere der beiden raucht – die Pupillen weit geöffnet, fast angstvoll, doch offen, mit jungem, nervösem Begehren. Wie nach Erleichterung suchend bläst sie den Rauch schnell nach oben, zwischen den Sätzen. Sie bezahlen und gehen.

Vor einer türkisblau gekachelten Wand warten inzwischen drei lange Reihen von schlanken Gläsern mit silbriggoldenen Emblemen auf weitere – zumeist jugendliche – Gäste.

Es ist ein Tag vor Weihnachten, und er sitzt wirklich dort. Beobachtet und schreibt. Weggetragen und zugleich wie geweckt von der wirklichen Welt. Sein schwarzer Kugelschreiber zeichnet eine Geschichte wie ein Zeichner eine Skizze. Geschichten im Kopf. „...que reste que la poésie?“, hatte Klaus Mann geschrieben. Und sich dann umgebracht. Wenn Poesie nicht alles ist, wächst sie wenigstens *dann* über sich hinaus? Kein Gott, noch Rausch. Jetzt. Nur sehen, frei schwingend, selbstvergessen nachempfinden. Beinahe wie ein Kind. Weniger und zugleich mehr. Er schreibt es.

Ein dunkles Gesicht lächelt ihn an, hager, ausgezehrt. Doch es lächelt. „Willst ’nen Eiswürfel für dein Bier?“

Er lächelt zurück, und fast ohne Argwohn. „Wieso?“

„’s bleibt länger kühl.“

Er freut sich, dass die braunen Augen gegenüber auch leben. Beinahe fürsorglich: „Eine gute Idee, ja doch…“ Zugleich ein Hauch von Frage.

„Um dir zu demonstrieren, wie kalt's draussen is.“

Er lacht auf. Das wird er in seine Geschichte einbauen! Spontan rückt er dennoch zu dem wirklichen Menschen herüber, entlang der hölzernen, dunklen Bank an der Wand, direkt unter das Fenster zur Gasse. Begegnet leeren, schweren Augen und versteht sofort: Diese kantige Gesicht kann ihn nicht aufnehmen. In seinen Adern fliesst wie feurigtrübe Lava die kälteste aller Drogen. Vergeblich versucht er dem anderen zu erklären, er werde gerade Teil einer Geschichte. Erntet Misstrauen.

Eine Geschichte erfinden und zugleich real erleben ist kein Widerspruch. Kein Widerspruch auch: Obwohl er diesen Abgrund gesehen hat in den erloschen Augen des anderen, glaubte er einen Moment lang, die Kraft zu echter Sympathie zu haben, wollte sich aber nicht selbst loben.

Später wird ein leeres Bierglas am Boden zerschellen. Als der „Reiter des Drachens“ – so nennen das die Asiaten – sich erhebt. Wenigstens hat er noch die Kraft, rau, irgendwie ausgelassen zu lachen, während er in seine Eiswürfelwelt hinausschwankt. Die hölzerne Kneipentüre mit den matten, geriffelten Scheiben schiebt ihn sanft nach draussen. „Automatisch“ steht über dem Ausgang. Komisches Schild.

Könnte die Geschichte jetzt zusammen mit dem verlorenen Reiter das magische Fabelwesen besteigen und mit glühendem Schädel in die Nacht hinausstürzen, im Echo des orientalischen Singsangs eines Muezzins, der nur für ihn durch schmale, jahrhundertealte Gassen hallt? Auf seinem Teppich schwebtest du in angenehmes, neonblau unwirkliches Zwielicht. Und zuletzt in stinkende Toiletten, die jeder seit den „Kindern vom Bahnhof Zoo“ zu kennen glaubt? Wäre ein Anknüpfungspunkt dem Leser, mit dir. Du.

Schreiben ist auch Technik. Aber nicht, dass der Leser jetzt auch nur eine Spur zu misstrauen begänne! Kommt und sieht wieder ein kleines Stück von der

Welt. Schon gestern war es da, und du wusstest es nicht. Was immer man über Stil äussern mag, seine Wirkung bezieht er aus Übereinstimmung, einer Form des Wiedererkennens. Sagt Thomas Mann. Der Vater von Klaus.

Dann eine Wendung, eine Verwandlung beinahe. Er blickt durchs Fenster und glaubt die hypnotisierenden Gassen von Kafkas Prag zu sehen. Windungen und Schatten. Eine magisch-überall verdichtete Welt. Vielleicht, weil er kürzlich diesen grossen Fremden getroffen hat: keine Heimat in Polen wegen der Deutschen, keine Heimat in der Schweiz wegen, ja, weswegen?

Oder sollte er weiter, lieber doch, behaglichere Bilder zeichnen? Er für dich? Die Uhr beschreiben über der Theke, eine grosse runde Uhr aus kühlem Metall, auf der dicke, schwarze Zeiger auf dicke, schwarze Zahlen zeigen – glasüberwölbt und eingeschlossen. Die eigentümliche Theke beschreiben, zusammengeschraubt aus nackten Eisenrohrelementen wie ein Baugerüst. Darauf schwarze Holzbretter als Theke und darauf wiederum goldhelle Biergläser.

In einem Film etwa könnte soeben auch genau dieser Mann da mit der schwarzen Lederjacke und den dunklen Locken an eben diese Bar lehnen, sich eine Zigarette anzündend. Hinter ihm so etwas wie Andy Warhol, sogar mit Brille. Nur jünger.

Take / Dec. 23, 9.15 pm. Any year, almost. And Lucern, you know.

Aber eigentlich schreibt er eine Weihnachtsgeschichte: Jesus von Nazareth wird anno Domini 1938 – ein letzter Versuch des Himmels vermutlich – in Nürnberg geboren, während des „großen Parteitages“. Es war viel Volks in der Stadt. Im Rohbau einer der großen Luftschutzkeller der Großen Neuen Zeit kommt ER deshalb zur Welt. Flieht dann mit Maria und Joseph – nicht nach Ägypten, nein, an die Schweizer Grenze. Dort jedoch, höchst offiziell: Keine Aufnahme der Heiligen Familie. Die Herberge, Pardon, das Boot sei voll. „Ja – und der Vatikan?“, fragst du? Der huldigt bereits dem Braunen Messias der Macht. Wie immer. Nein, tut mir leid. Jesus, das Judenkind: kein Kreuz und kein Papst, sondern die Gaskammer. Auschwitz 1944. Keine Barockengel, kein Marzipan. Nur wir, wieder allein mit unserer Schuld.

Keine von den Weihnachtsgeschichten, die sich so fein erzählen. Wo die Endlösung uns plötzlich doch noch allen blühen kann. Nach der totalen, atomaren Machtentfaltung einer Handvoll verrückter Mullahs. Oder nicht allzu lange danach.

Vielleicht das: Jesus von Nazareth – angeblich Herr aller Christuskirchen – leidet in Wirklichkeit noch immer mit allen Leidenden, stirbt mit allen Sterbenden. Wenn sich doch nur ab und zu wenigstens einer so etwas wie schämen könnte vor dem Juden-Menschen-aller-Menschen-Kind in der Betonkrippe. Das wir auch heute wieder hingerichtet hätten. Oder wenigstens verhungern lassen. Diesmal mitten unter uns. In einer der vielen stillen Nächte.

Er wird noch eine Falaffel essen, gehen und sich von der Stille auflösen lassen. Wie Zen. Seit vier Tagen – oder waren es bereits fünf? – wohnt er im Kloster, in langen stillen Gängen hinter Gärten.

Jetzt handelt er gerade mit der afrikanischen Kellnerin die Falaffel aus: mit Chilisauce, ja, selbstgemacht. Und dann sieht er den Geruch des Orients: 1001 heilige Nacht. Von ferne. Von ganz weit.



Portrait

Michael Stenger, geb. 1954 in Homburg / Saar

Seit 1958 in der Schweiz. Gymnasium; 12 Jahre Lektor in einem Basler Verlag; dann für Privatradios am Mikrophon; 5 Jahre Redakteur in Zürich. In den letzten sieben Jahren mit Lebenspartnerin einen privaten Kinderhort aufgebaut. 2007 Preis des Literaturhauses Basel für Kurzgeschichte „Die Auflösung“.

Vanessa Strieth
Warten

17.45 Uhr Es nieselt. Auf einer Parkbank mitten in einem Park sitzt eine junge Frau. Sie hält einen Regenschirm, um ihre frisierten Haare und ihre geschminkten Augen zu schützen. Sie wartet.

17.50 Uhr Die Frau schaut auf ihre grüne Armbanduhr. Sieht sich um. Es laufen nur zwei Menschen in ihrer Nähe durch den grünen Park.

17.55 Uhr Aus der Tasche kramt sie eine „Mentos"-Packung hervor. Der Bonbon macht einen frischen Atem. Die Frau lächelt und ist etwas nervös.

18.00 Uhr Die Frau steht auf. Schaut sich um, doch sie kann ihn nirgendwo sehen.

18.02 Uhr Ungeduldig setzt sie sich wieder hin. Er verspätet sich.

18.05 Uhr Erneut schaut sie auf ihre Uhr. Stellt sich vor, wie sie zusammen im Restaurant sitzen werden. Spricht in Gedanken einen Dialog.

18.07 Uhr Jetzt schenkt er ihr Wein nach, lächelt sie an, berührt ihre Hand.

18.10 Uhr Die Frau holt ihr Handy hervor. Wählt seine Nummer. Legt sofort wieder auf, weil es unnötig ist. Er kommt ja gleich.

18.15 Uhr Er verspätet sich! Auf dem Handy spielt sie nun „Snake". Kann sich nicht konzentrieren. Schaut ihre Handyfotos durch. Wo bleibt er ?

18.15 Uhr, 30 Sekunden Mit einem Stöhnen wird das Handy wieder in die Handtasche gesteckt.

18.16 Uhr Sie steht wieder auf. Schaut erneut in alle Richtungen. Dann – endlich – sieht die Frau ihn! Richtet ihre Haare, setzt ein Lächeln auf, überlegt sich, wie sie ihn begrüßen soll. Hallo? Nein – das klingt so plump. Guten Tag – zu

formell… Erkennt, dass sie sich geirrt hat. War jemand anderes.

18.18 Uhr Vielleicht ist ihm etwas passiert? Auf einmal sieht sie ihn vor sich, blutverschmiert auf irgendeiner Straße. Vor ihm – ein Auto mit kaputter Windschutzscheibe. Einzelne Blütenblätter – verstreut auf dem Boden.

18.19 Uhr Neue Szene: ER – in irgendeiner Gasse. Ausgeraubt und verprügelt.

18.20 Uhr Vielleicht hatte er mit dem Taxi einen Unfall. Die Frau lauscht – nein Sirenen sind nicht zu hören. Trotzdem bekommt sie Angst. Holt wieder ihr Handy hervor. Keine SMS, kein Anruf.

18.21 Uhr Sie ruft die Auskunft an, fragt nach dem städtischen Krankenhaus, wird weitergeleitet. (…). Nein, im Krankenhaus ist er nicht.

18.22 Uhr Ach, er ist bestimmt unterwegs zu ihr. Irgendeine Kleinigkeit hat ihn aufgehalten.

18.22 Uhr 57 Sekunden Und wenn sie nun auf der falschen Bank wartet ? Schock. Wieder steht sie auf, sucht mit ihrem Blick alle Parkbänke in näherer Umgebung ab. Sie sind leer. Enttäuscht und gleichzeitig erleichtert setzt sie sich wieder hin.

18.23 Uhr Aber sie hatten doch 6 Uhr ausgemacht? In Gedanken geht sie das Gespräch noch einmal durch.

18.24 Uhr Ja, ganz sicher – 6 Uhr.

18.25 Uhr Er meinte doch nicht etwa morgens? Wieder ein kleiner Schock.

18.25 Uhr 30 Sekunden Natürlich meinte er nicht morgens!

18.26 Uhr Auch sicher diese Bank?

18.27 Uhr Ja, sicher. Die Bank mit dem eingeritzten Herz. Die Frau dreht sich

um, fährt mit den Finger über das Symbol in der Mitte der Parkbanklehne.

18.28 Uhr Ein versöhnender Geistesblitz kommt ihr: Wahrscheinlich dachte er, sie treffen sich um halb sieben. Na dann ist er ja gleich da.

18.30 Uhr Nein, anscheinend hat er nicht gedacht, sie treffen sich um 18.30 Uhr. Außer aber er hat jetzt Verspätung.

18.31 Uhr Und wenn er bei einer anderen ist?

18.33 Uhr Die Blonde hat er doch die ganze Zeit angeschaut!

18.34 Uhr Natürlich hat er sie angeschaut – das war die Bedienung und er wollte zahlen!!

18.35 Uhr Er hat sie doch nicht versetzt? Nein, das würde er nicht wagen. Der letzte Abend war doch so schön gewesen.

18.36 Uhr Er wagt es nicht! Nein, das tut er nicht!

18.37 Uhr Leicht schüttelt die Wartende ihren Kopf. Der kommt nicht mehr. Ein Kloß sitzt in ihrem Hals. Tapfer schluckt sie ihn herunter,

18.38 Uhr Wählt seine Nummer. Das „ Tuten“ nervt sie.

18.39 Uhr Immer noch hebt niemand ab. Schließlich: „ Hi…“ Die Frau setzt an, ihn zu fragen, wo er ist, als „das ist die Mailbox von…“ erklingt. Enttäuscht legt sie wieder auf. Unsicher, was sie tun soll. Kommt er noch?

18.40 Uhr Wenn er nicht in der Leichenhalle liegt, bringt sie ihn dorthin, sobald sie ihn sieht! Lässt er sie hier im Regen warten! Erneuter Blick auf ihr Handydisplay. Keine Nachricht.

18.41 Uhr 44 Sekunden Sie entscheidet sich zu gehen. Fast 45 Minuten auf einen MANN zu warten – das ist zuviel. Wer ist sie denn, dass man so etwas mit

ihr macht?

18.43 Uhr Sie sitzt immer noch und wartet.

18.44 Uhr Noch eine Minute gibt sie ihm.

18.45 Uhr Wieder schaut die Frau sich um. Niemand zu sehen. Entschlossen schließt sie ihren Schirm.

18.46 Uhr Bis 50 wartet sie noch. 50 ist eine gute Zahl. Ohne es zu bemerken, wippt sie mit ihren Füßen.

18.47 Uhr Gleich... .

18.48 Uhr Und wenn er doch noch kommt?

18.49 Uhr 50 Sekunden Der Park ist leer. Noch 10 Sekunden hat er.

18.50 Uhr Langsam steht sie auf.

18.51 Uhr Macht einen Schritt vorwärts.

18.52 Uhr Die Frau schimpft in Gedanken auf den Mann. Nennt ihn einen Idioten, seinetwegen ist sie nass geworden! Nie mehr braucht der sich bei ihr melden!

18.53 Uhr Wütend geht sie nun weg. Mit hoch erhobenem Kopf den Parkweg entlang. Versucht wieder etwas Stolz zu erlangen. Er hat sie tatsächlich versetzt!

18.59 Uhr Ein junger Mann erreicht die Parkbank. In der rechten Hand hält er einen Rosenstrauß. Schaut auf seine Uhr .Er lächelt – ist er doch pünktlich.

Portrait

Vanessa Strieth, Aulhausen, geb. 1991

Schülerin, Besuch der 11. Klasse des Gymnasiums „Rheingauschule“

2. Platz beim Ersten Rheingauer Jugend-Krimipreis

Peter Suska-Zerbes
Das Wunder der Vollbeschäftigung

Eine sinnlose Tat?

Wer würde ihn verstehen?

Niemand!

Vielleicht doch!

Falls das Hyperinfonetsystem davon berichtete, dann würde …

Melbin hatte schon damals, als es statt des elektronischen Hyperinfonetsystems noch gedruckte Zeitungen gab, an die Macht der öffentlichen Meinung geglaubt. Sie war träge, aber wenn sie sich bewegte, dann tat sie dies mit der Unbarmherzigkeit einer Lawine, die alles unter sich begrub. Mit seiner Tat könnte er eine lostreten.

Dann würde es nicht sinnlos sein.

Melbins Schatten kroch über den karg erleuchteten Asphalt des städtischen Elendsviertels. Jäh blieb er stehen, als wenn er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen wäre. Etwas hatte ihn aus seinen Gedanken aufgeschreckt, ohne dass er wusste, was genau.

Er schaute in die nur dürftig ausgeleuchtete Auslage eines verkommenen Second-Hand Ladens. In der schlierigen Glasscheibe starrten ihn die trotzigen Augen eines Mannes entgegen, den das Leid weit älter machte als seine tatsächlichen vierzig Jahre. Auf die durchgescheuerten Ärmel der Jacke hatte er einige Flicken genäht. Die Schuhe waren ausgetreten, hatten, wie er selbst, weit bessere Tage gesehen.

Unsicher blickte er die Straße hinunter, ob ihm jemand gefolgt war. Er sah niemanden außer einer jungen Zweckgemeinschaft mit einem kleinen Kind. Das Paar stritt sich unter einer fahl leuchtenden Straßenlampe.

Wieder einmal fand er sich mit traumwandlerischer Sicherheit in dieser abgelegenen Seitenstraße, in der es nach Urin und Müll stank.

Hier werde ich es heute tun.

Das wusste er seit Wochen, seit Monaten. Er fühlte bei diesem Gedanken sein Herz heftig pochen. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Er blickte zurück, hatte Angst, etwas, jemanden übersehen zu haben.

Weitermachen?

Wie bisher? Wie die anderen?

Nein! Das macht keinen Sinn!

Er kickte gegen eine zerbeulte Coladose, die scheppernd über den nassen Straßenbelag davon hüpfte.

Sein Mund war trocken. Er ging seinen einfachen Plan zum hundertsten Mal durch.

Seit diese Idee eines Morgens in ihm aufgekeimt war, beherrschte Melbin nicht diesen Gedanken, sondern dieser ihn. Der innere Kampf hatte ihn völlig ausgebrannt. Zwanzig, dreißig Mal am Tage hatte er den Plan verworfen, hatte sich endgültig dagegen entschieden. Dann fühlte er sich erleichtert, befreit für einen kurzen Augenblick!

Aber der Gedanke ließ ihn nicht los, tauchte unerwartet wieder auf. Wenn er einmal begonnen hatte, lief er immer in derselben tief eingefahrenen Furche. Es kam ihm wie ein Alptraum vor, der immer mit derselben, unvermeidbaren Katastrophe endete.

Nein! Unmöglich!

Doch! Es musste sein!

„Heh, Alter, hast du ´ne Kippe?“

Melbin schreckte hoch, zuckte bedauernd mit den Schultern, als er begriff, was man von ihm wollte. „Sorry, Nichtraucher!“

Er warf einen Blick auf das implantierte Informationssystem an seinem rechten Arm, dass ihn früher auf Knopfdruck mit dem Zentralen Computer, dem Zentcom, verbunden hatte. Da hatte er dieses System noch geschätzt. Jetzt verabscheute er ihn, hasste ihn, seit er die Tricks des Zentcoms vor drei Jahren zu spüren bekommen hatte.

„22.46, Mittwoch, 12. April, 2038, 4°, Schauerneigung 70%, keine persönlichen Meldungen“, zeigte der Minibildschirm an.

Er schleppte sich mit einem zähen Schlurfen weiter entlang der Straße, als wenn es darum ginge, möglichst viel Zeit zu brauchen, um zu seinem Ziel zu kommen. Er bewegte sich wie ein Polarforscher, der gegen einen Schneesturm ankämpfen musste. Er hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen, ging gebeugt. Seine Zweifel, seine Befürchtungen wirbelten in ihm auf, als er an die Sicherheitsmaßnahmen dachte.

Wird der Plan überhaupt funktionieren?

Er wird schief laufen wie alles in den letzten Jahren!

Und dann? Psychiatrie für den Rest des Lebens?

Er dachte niedergeschlagen an all die anderen in dieser Einrichtung, die ihre Zweifel am System zu vehement vertreten hatten.

„Hallo Melbin. So spät noch unterwegs?"

Melbin zuckte erschreckt zusammen. Sein Blick fiel auf die junge Frau. Als er seine frühere Kollegin erkannte, lächelte er ihr warm zu.

Sie schenkte ihm ein Lächeln, als wenn der Zentcom sie gerade über eine Lohnerhöhung unterrichtet hätte. Er brauchte sein Infosys mit den gespeicherten Daten nicht zu bemühen. Die wichtigsten Fakten über sie hatte er im Kopf. Das Wissen über ihre intimen Wochenenden in den sündhaft teuren Hotels teilte er mit dem Zentcom. Die Bedeutung des Worts `Liebe´ würde die Maschine nicht verstehen. Er hatte selbst eine Weile gebraucht, bis er begriff, dass es ihr um ein wenig Zärtlichkeit und nicht um eine Beförderung ging.

Das war in einem meiner früheren Leben.

Damals!

„Hallo Melbin, bitte melden! Wo bist du? Wieder einmal ganz off-line?"

„Hallo, Kareen. Entschuldigung! Bin etwas müde. Ich habe ein paar freiwillige Überstunden machen müssen."

„Freiwillig ist gut. Programm zur Verbesserung der öffentlichen Dienstleistungen, oder?"

„Volltreffer! Du bist gut informiert. Wie früher."

„Es muss schon eine Ewigkeit her sein, dass ich dich das letzte Mal gesehen habe. Bist du noch in der Verbrennungsanlage?"

Er registrierte gleich, dass sie sich nicht die Umstände machte, den langatmigen Namen der Einrichtung zu nennen. `Staatliche Organentnahmestelle und Einrichtung für Feuerbestattungen´, hieß sie offiziell. Melbin unterdrückte ein Lächeln. So kannte er sie. Diese Natürlichkeit passte zu ihr. Sie sagte, was sie dachte.

Ein Wunder, dass sie noch nicht in der Psychiatrie gelandet ist.

„Klar, immer noch dieselbe Stelle!" Damit lag er irgendwo im Graubereich zwischen Wahrheit und Wunschdenken. Das Thema mit seiner beruflichen Beschäftigung war ihm peinlich. Aber noch peinlicher war es ihm, ihr nicht die Wahrheit zu sagen, nicht sagen zu können.

Gerade heute!

Er wollte sich abwenden, am liebsten im Erdboden versinken.

„Heh, Melbin. Was ist los? Irgendetwas mit deiner Leitungsstelle?"

Er nickte. „Ich bin längst nicht mehr der Leiter dieser Betriebs. Ganz im Gegenteil.“

Sie warf einen Blick auf seinen grauen Gesichtsausdruck, auf seine abgetragene Kleidung.

„Verstehe! Staatliches Beschäftigungsprogramm?“

„Ja. Seit drei Jahren.“

„Diese Bastarde! Trotz deiner hervorragenden Abschlüsse von der Universität. Und jetzt?“

„Brennofen zwei. Arbeiter dritter Klasse.“ Für einen Moment kam es Melbin so vor, als wenn er über einen Fremden und nicht über sich selbst reden würde.

„Hast du keinen Einspruch erhoben?“

„Doch! Klar! Das Übliche kam zurück. Du weißt schon, Kareen.“

„Verstehe! Jede Arbeit ist zumutbar. Die Art von Scheiße?“

„Ja, die Art von Scheiße.“

Ihr Gesicht verriet für ihn Verständnis: „Es geht im Moment vielen so. Acht, vielleicht zehn Millionen Menschen, so die vorsichtige Schätzung. Mit steigender Tendenz. Sie arbeiten, ohne davon leben zu können. Das geht zwei, drei Jahre und dann Feuerbestattung, dritter Klasse versteht sich.“

Melbin hatte keine Ahnung, woher sie diese Zahlen hatte. Aus dem öffentlichen Hyperinfonetsytem sicherlich nicht. Er wusste, dass man dort nur Menschen mit und ohne Arbeit zählte. Die zweite Gruppe traf nur die über Siebzigjährigen und einige Mehrfachbehinderte; nicht gerade viele.

„Das Wunder der Vollbeschäftigung!“, höhnte sie.

Melbin fand, dass dieser politische Slogan, der von allen Videowänden herunterschrie, aus ihrem Mund wie eine Kampfansage klang.

„Es lebe der Aufschwung!“ Es geschah nicht oft, dass er sich in den Sarkasmus rettete. Der änderte auch nichts.

Sie schauten sich eine Weile an. Dann sagte sie in die Stille. „Du siehst auch aus, als wenn du morgen gleich mitverheizt würdest.“

Melbin erstarrte, wurde ganz blass. „Kareen …“ Er wollte etwas sagen, brachte aber über lange Zeit kein Wort heraus. Er war versucht zu ihr hinzugehen, ihr Gesicht zu streicheln, ihr alles zu sagen. Sie würde ihn verstehen. Zwei Tränen liefen ihm über die Wangen. Er schloss die Augen und holte tief Luft. „Kareen. Ich muss wieder.“ Es kam ihm wie eine Flucht vor. Aber er hatte es satt, es immer wieder durchzukauen.

Das war früher! Vorbei!

Reden ändert nichts!

Er hatte es jetzt wirklich eilig, wollte es mit einem Mal möglichst schnell hinter sich bringen.

„Es war schön, dich wieder zu sehen." Er klang ehrlich, aufrichtig. „Kareen, man sieht sich." Er wusste, dass das sehr unwahrscheinlich war, aber er konnte ihr nicht erzählen, dass ...

Eine sinnlose Tat?

Ohne weitere Förmlichkeiten wendete er sich abrupt ab, so dass er nicht mehr bemerkte, dass ihm die attraktive Frau enttäuscht hinterher blickte, als er seinem Ziel entschlossen entgegen stapfte.

Von einem Imbiss wehte im das künstlich erzeugte Aroma von frisch gebackener Pizza entgegen. Melbin spürte, wie der Hunger irgendwo in ihm nagte. Seit einigen Monaten trieb er damit sein eigenes Spiel.

Aus Trotz?

Als letzte Herausforderung?

Er wusste es nicht. Erst wenn er es nicht mehr aushalten konnte, ging er in einen Laden, um das Billigste zu kaufen, denn mehr war sowieso nicht drin.

Er drückte auf seinem Infosys einige Knöpfe.

„1634 Kalorien", zeigte das Gerät. Das war sein vom Zentcom errechneter aktueller Tagesbedarf.

Der Zentcom muss es ja wissen.

Bei seiner anstrengenden Arbeit verhinderte dies gerade das Verhungern.

Die Leistungskürzungen kalkuliert er nicht mit ein.

Mein Bauch schon!

Einmal hatte er versucht eine Dose Hundefutter zu kaufen. Er hätte wissen müssen, dass so etwas nicht funktionieren kann. Die Kassiererin zuckte entschuldigend mit der rechten Schulter, nachdem ein rotes Signallicht aufgeleuchtet war: „Sie sind leider nicht bezugsberechtigt."

Er versuchte die Situation zu retten: „Entschuldigen Sie, das ist mir jetzt sehr peinlich. Eine Verwechselung. Ich habe meine Brille vergessen."

Die vierzigjährige Frau hatte ihn verständnisvoll angeschaut, hatte sogar ein wenig tröstend gelächelt. „Das kommt häufiger vor."

Melbin konnte sich denken, dass diese Vergesslichkeit immer denjenigen unterlief, deren Info-Konto monatelang am unteren Ende stand. Er sah, dass sich

in ihrem Gesicht etwas wie Bedauern abzeichnete. „Ich fürchte, der Zentcom hat es bereits registriert.“ Ihr Mitgefühl klang für ihn ehrlich.

Melbin wusste, dass der Zentrale Computer seinen Versuch als Verstoß gegen die öffentliche Ordnung betrachten würde. Dreißig Prozent Abzug von der Grundversorgung errechnete der Zentcom sofort und zog die Summe in den nächsten sechs Monaten von seinen mageren Sozialhilfebezügen ab. Das bedeutete noch mehr Hunger.

Auf einen Einspruch verzichtete er, da er die standardisierte Antwort auf seinen Einspruch vor sich sehen konnte:

Die Regelung der Grundversorgung setzt nach §§ 14, 15a, 17b SGB voraus, dass sich die Bezieher an die gesetzlichen Bestimmungen und Regulierungen halten. […] Der Bezug von Tiernahrung oder von für den tierischen Verzehr vorgesehenen Produkten ist nach § 45 Abs. 4 nur Personen möglich, die …

Die komplizierten Rechtsmittelbelehrungen, die auf zwei weiteren dicht beschriebenen Computerseiten folgten, verstand er nur ansatzweise, obwohl er sich normalerweise mit rechtlichen Regelungen auskannte. Ihm war kein Fall bekannt, dass jemand mit einer juristischen Auseinandersetzung durchgekommen war. Nicht gegen den Zentcom.

Melbin stand jetzt vor einem Tag- und Nachtshop. Die Farben blätterten an vielen Stellen von der Fassade ab. Wie alle Geschäfte der dritten Klasse lag es natürlich weit abseits der überdachten Einkaufszentren der ersten und zweiten Klasse. Melbin kannte sich mit den Luxusgeschäften aus. Er war dort einer der angesehensten Kunden der Stadt gewesen.

Damals!

Sein Infosys piepste:

23.00 Uhr: Megabillig präsentiert die Schlagzeilen des Tages:

Wirtschaftsexperten sagen 4,3% Wachstum voraus

Vollbeschäftigung hält seit 21 Jahren an

Handel ohne jegliches Bargeld hat sich seit 10 Jahren bewährt

Therapeutische Erfolge bei Arbeitsverweigerungen um 43% verbessert

Jugendliche Krawallmacher bei Angriff auf Lebensmittelzentrale festgenommen

Melbin ging vor dem Laden hin und her. Eine der Kameras folgte jeder seiner Bewegungen. Zwei Sicherheitsbeamte kamen auf ihn zu.

„Können wir bitte Ihr Infosys sehen.“

„Ich bitte Sie, selbstverständlich!“ Er hielt ihnen den rechten Arm hin. Er wusste, Widerspruch würde die beiden nur provozieren. Wer konnte in einem solchen Staat schon sagen, ob diese beiden da Opfer oder Täter waren.

Wahrscheinlich beides.

So wie ich damals!

Mit einem Scanner fuhr einer der Männer sein Infosys ab, um eine Verbindung zum Zentcom herzustellen.

Melbin überfiel ein Gedanke, eine Art Galgenhumor. Er könnte sie fragen.

Wann habe ich zum letzten Mal eine Frau gevögelt?

Der Zentcom wird es wohl wissen.

Natürlich fragte er nicht laut. Dann könnte er die Sache mit seinem Plan vergessen.

Werde ich es überhaupt tun?

Es war immer noch Zeit, einfach zum Übernachtungszentrum zu gehen, wo er, wie hundertzwölf andere, im großen Saal, ein Bett und einen Spind hatte.

Einfach weitermachen, wie bisher?

Unmöglich!

„Herr Müller, was suchen Sie hier? Wir beobachten Sie schon eine Weile.“

„Freiwillige Überstunden. Konnte mich danach nicht so richtig entscheiden …“

Er klang überzeugend. Wenn die Sicherheitskräfte irgendeinen Verdacht schöpften, würden sie sein Infosys außer Betrieb setzen.

Vorübergehend!

Zur Überprüfung!

Melbin wusste was das bedeutete: Kein Zutritt zum Übernachtungszentrum, zu einem öffentlichen Fernsehraum, zu Verkehrsmitteln, zu seiner Arbeitsstelle, zum Hyperinfonetsystem, zu … zu nichts mehr!

„Ein defektes oder außer Betrieb gesetztes Infosys ist ein Fall ins Nichts. Ohne dieses bleibt noch nicht einmal das freiwillige Sterbehilfeprogramm“, hatte er früher neue Arbeiter im Beschäftigungsprogramm gewarnt. Deren Sorglosigkeit im Umgang mit dem Gerät war ja allgemein bekannt.

„Heh, Jim, der hier ist in Ordnung. Öffentliches Beschäftigungsprogramm. Einrichtung für Feuerbestattungen.“

„Super! Dann hat er ja nicht so weit.“

Beide lachten und ließen Melbin einfach stehen.

Dieser gab sich einen Ruck, ging zum Eingang des Geschäfts und hielt sein Infosys unter den Scanner an der Eingangstür. Es wäre nicht das erste Mal, dass die Computerstimme ihm ankündigte, er sei zur Zeit leider nicht zugangsberechtigt. Er war fast erstaunt, als er freundlich begrüßt wurde: „Herzlich Willkommen, Herr Müller, in Ihrem Megabillig-Markt. Im Gang fünf finden Sie wieder unsere Supersparangebote. Drei Scheiben Vollkornbrot für nur 6.50 Euro. Greifen Sie zu, solange der Vorrat reicht!"

Mit einem Knopfdruck rief er den aktuellen Kontostand von seinem Infosys ab.

„Haben: 8,36 Euro, Kreditrahmen: 0,00 Euro, Persönliche Meldung: Ihre Grundversorgung von Januar konnte aus technischen Gründen noch nicht angewiesen werden."

Drei Monate im Rückstand war keine Seltenheit.

Scheißegal!

Erklärungen oder Entschuldigungen durfte einer wie er nicht mehr erwarten.

„Seltsamerweise hat es solche technischen Probleme mit dem Zentcom nicht gegeben, als ich noch in den Geschäften der 1. Klasse kaufen konnte", hatte er beim ersten Mal seinen Einspruch kommentiert. 30 % Abzug von der Grundversorgung hatte der Zentcom sofort errechnet, die er dann in den nächsten sechs Monaten regelmäßig abzog. Bei den Abzügen gab es dann keine technischen Pannen. War auch nicht zu erwarten.

Seitdem kamen die Auszahlungen so regelmäßig wie die Ausschüttungen eines Lottogewinns.

Sie haben gewonnen!

Wenn sein Plan Erfolg haben sollte, musste er möglichst unauffällig vorgehen, um die Sicherheitsbeamten von seiner Harmlosigkeit zu überzeugen. Sein Herz schlug schnell und hart gegen seine Rippen. Er spürte, wie ihm der Schweiß den Rücken herunterlief. Seit langem wusste er, wo das Gesuchte zu finden war.

Als wenn er alle Zeit der Welt hätte, ging Melbin durch die Gänge des Megabilligmarkts. Zwei über Achtzigjährige, wahrscheinlich eine Zweckgemeinschaft, irrten umher.

So alte Menschen?

Eine Ausnahmeerscheinung!

Melbin wunderte sich, warum sich die beiden nicht für das freiwillige Sterbehilfeprogramm entschieden hatten. Dies war für alle Rentner kostenfrei. Bestattung zweiter Klasse mit eingeschlossen.

Der Zentcom hätte seiner Entscheidung, seinem Leben ein friedvolles Ende zu setzen, sicherlich auch zugestimmt.

Gegen das Recht, meine Organe zu verwenden.

Er wies den alten Leuten den Weg zum Gang 5 mit den Sonderangeboten. Er kannte sich hier schon seit langem gut aus.

Sonst sah Melbin niemanden. Immer wieder nahm er wahllos die unterschiedlichsten Waren aus einem der Regale, stellte sie wieder zurück, nahm etwas anderes. Ohne auf den Preis zu achten, legte er das ein oder andere Produkt in den Einkaufswagen, der ihm auf den schmalen Schienen überall hin folgte.

Bleib ruhig!

Alles geht nach Plan!

Ihm fiel die Szene ein, die ihn so unerwartet auf die andere Seite der Gesellschaft gebracht hatte.

Vor vier Jahren!

„Herr Müller, ich habe Sie hergebeten, um mit Ihnen über Ihre berufliche Situation zu sprechen", hatte sein Vorgesetzter im Gesundheitsministerium ohne Umschweife angefangen.

Melbin lächelte vertrauensvoll. „Ich habe es mir bereits gedacht, Herr Grossmann."

Der hatte sich erneut in Melbins Personalakte vertieft. „Ich verstehe! Sie arbeiten seit fünf Jahren als Leiter der staatlichen Organentnahmestelle und der angeschlossenen Einrichtung für Feuerbestattungen. Wir sind uns doch einig, dass Sie bei Ihren Zeugnissen völlig überqualifiziert für diese Stelle sind."

Melbins Lächeln wurde noch zuversichtlicher. „Die Leitung dieser Einrichtung ist eine interessante Aufgabe, aber Sie haben völlig Recht …"

„Na, sehen Sie. Wir haben derzeit keine freie Stelle im Wirtschaftsministerium, wo ein Mann Ihres Kalibers eigentlich hingehört. Ich will sagen: Noch nicht! Der Zentcom schlägt folgende Zwischenlösung vor: Sie übernehmen für ein Jahr die Vorbereitungen für die Achthundert-Jahr-Feier Ihrer Stadt. Bei gleichen Bezügen versteht sich. Danach sehen wir weiter."

Melbins anfängliche Begeisterung ließ schnell nach. „Ich weiß nicht, mir fehlen doch die entsprechenden Erfahrungen …"

„Sie sollen ja auch nicht die Organisation selbst übernehmen, sondern die Bemühungen Ihrer erfahrenen Kollegen koordinieren. Das gibt Ihnen noch einmal die Gelegenheit, Ihr hervorragendes Organisationstalent unter Beweis zu stellen, bevor Sie für immer hinter den Mauern eines Ministeriums verschwinden." Herr Grossmann lächelte Melbin gönnerhaft zu.

Melbin schöpfte gleich Verdacht. Das roch geradezu nach Abstellgleis. Wahrscheinlich hatte jemand mit guten Beziehungen an seinem Stuhl gesägt. Da gab es mehr als einen, der hinter seinem gut bezahlten Posten her war. „Ich weiß nicht, ob ..."

„Ich verstehe! Lassen Sie sich die Sache in Ruhe durch den Kopf gehen, dann sehen wir weiter."

Melbin hatte sich drei Wochen Zeit gelassen. Dann erhob er Einspruch gegen die Entscheidung des Zentcoms. Viel Hoffnung machte er sich nicht.

Hätte ich mal besser bleiben lassen!

Seine Einwendungen wurden rundweg abgelehnt. Es handele sich ja nur um eine vorübergehende Regelung, hatte es im Bescheid geheißen.

Nach den Feierlichkeiten des achthundert-jährigen Jubiläums der Stadt informierte der Zentcom ihn, dass es bedauerlicherweise derzeit keine freien Stellen im Wirtschaftsministerium gäbe. Da es im Rahmen des Programms zur Einsparung von öffentlichen Mitteln vorübergehend für leitende Positionen einen Einstellungsstopp gäbe, schlug der Zentcom ihm einen Platz im öffentlichen Beschäftigungsprogramm vor. Natürlich nur vorläufig! Es verstehe sich von selbst, dass auf seine Qualifikation und bisherige Berufserfahrung Rücksicht genommen würde. An seiner alten Arbeitsstelle gäbe es glücklicherweise eine freie Stelle. Er konnte als Arbeiter am Brennofen II beginnen. Einschlägige Erfahrungen mit dieser Einrichtung konnten ja unterstellt werden.

Der Zentcom hat seine eigene Art von Humor. Und nachtragend war er auch.

Melbin schöpfte darauf verbissen alle Rechtsmittel aus. Die Entscheidung des Zentcoms blieb unverändert.

Bis auf weiteres!.

Das war jetzt drei Jahre her. Seine Frau hatte ihn verlassen, als sie das neue Haus verkaufen mussten, hatte sich schnell mit einem erfolgreicheren Kollegen getröstet. Er war mit den Schulden zurückgeblieben. Seine beiden Söhne hatten sich nicht mehr bei ihm gemeldet, seit ihnen klar war, dass von ihrem Vater nie

wieder großzügige Zuwendungen zu erwarten waren.

Der konnte die Endgültigkeit, die Aussichtslosigkeit seines sozialen Abstiegs nicht einfach hinnehmen. Er schrieb Eingabe um Eingabe an den Zentcom.

Ohne Erfolg.

„Seitdem du zu den Querdenkern und politisch Unzuverlässigen rechnest, Melbin, ist eine Änderung deiner Situation in den nächsten fünfunddreißig Jahren so wahrscheinlich wie eine Erhöhung der Grundversorgung“ hatte sein Vorarbeiter gesagt.

An einem der folgenden Tage war Melbin der Gedanke an seinen Plan zum ersten Mal gekommen, hatte ihn angefallen wie ein wildes Tier.

Eine sinnlose Tat?

Die Menschen könnten vor diesem Unrecht nicht für immer ihre Augen schließen.

Schließlich kam Melbin in die Freizeitabteilung, seinem eigentlichen Ziel. Auch hier ließ er sich Zeit. Keinen Moment schaute er in Richtung der Kameras. Er wusste, dass dies sofort den Verdacht des Sicherheitspersonals geweckt hätte, sofern sich überhaupt jemand um diese Zeit die Mühe machte, ihn zu beobachten. Er stand schließlich vor einer Reihe von Flaschen und Kanistern, ging jedoch zunächst wieder ein paar Schritte zurück, als wenn er etwas übersehen hätte. In aller Gelassenheit schaute er sich um. Weit und breit war kein Mensch zu sehen.

Ist am Abend kaum zu erwarten.

Dann ging er wieder zu den Flaschen und Kanistern zurück.

Er zögerte.

Machte es einen Sinn?

Was würde es ändern, wenn …?

SCHLUSS!

Er würde nicht erneut mit seinen Fragen und Zweifeln anfangen! Er versuchte seinen schnellen Atmen zu beruhigen. Wie durch eine Zeitlupenkamera von der Decke sah er sich im Gang stehen. Er griff entschlossen mit beiden Händen nach einer der Flaschen, nahm sie behutsam herunter, starrte das Etikett an, als wenn er der Aufschrift nicht glauben könnte.

Ein Blick nach rechts und links den Gang entlang.

Niemand!

Gut!

Es war an der Zeit!

Das glatte Glas der Flasche glitt ihm langsam durch die Hände. Die linke Hand griff schon ins Leere, während die Flasche an den Fingern der rechten Hand vorbei rutschte. Dann fiel sie. Einen Moment später zerbarst sie mit einem Krachen auf dem Boden in eine Unzahl von kleinen Scherben.

Sein Gesicht verzog sich in einem plötzlichen Erschrecken. Auch das gehörte zu seinem Plan. Der von der Flüssigkeit aufsteigende ätzende Geruch ließ ihn die Nase rümpfen. Er beobachtete, wie die wässrige Lösung eine breite Lache um die Splitter bildeten und wie sie in kleinen Rinnsalen entlang der Fugen des Kachelbelags in Richtung eines Senkkastens lief.

Melbin hatte bei seiner Planung angenommen, die Sicherheitsleute hätten sich an seinen Anblick gewöhnt, und würden inzwischen, von seiner Harmlosigkeit überzeugt, gelangweilt mit einer Telebox spielen.

Aber sie begriffen sofort, reagierten schnell. Eine Sirene schrillte aus Richtung Kasse.

Verdammte Scheiße!

Er hatte weniger Zeit als gehofft.

Melbins Blick fuhr erschreckt hoch, starrte einen Moment überrascht in die Kamera. Dieses Mal war der Schrecken echt. Einen langen Moment, der ihm wie eine Ewigkeit erschien, stand er wie gelähmt im Gang zwischen den Freizeitartikeln. Dann reagierte er, oder besser gesagt, irgendetwas in ihm reagierte, agierte, ohne dass er bewusst dachte: Mit einem Griff in die Jackentasche zog er ein kleines Päckchen heraus. Ein kurzes Zischen. Er ließ das Hölzchen mit der bläulichen Flamme fallen. Es war erloschen, bevor es auf dem Boden ankam.

Scheiße!

Das nächste Hölzchen zerbrach, weil er zu heftig rieb.

Mist!

Das hatte er nicht geübt, hatte es nicht für notwendig gehalten. Überall an seinem Körper lief der Schweiß herab, der nach Angst roch.

Melbin nahm jetzt drei Streichhölzer und zündete sie zusammen mit einer knappen Bewegung aus dem Handgelenk an, warf sie dann auf den Boden. Die ätzend riechende Flüssigkeit fing sofort Feuer. Die Flamme huschte im Bruchteil einer Sekunde über die ganze Lache und die kleinen Rinnsale.

Melbin spürte wie er von oben nass wurde. Die Besprenkelungsanlage war sofort in Gang gesetzt worden. Wahrscheinlich ein aufmerksamer Sicherheitstyp,

der nicht wartete, bis das System selbst auf Rauch und Hitze reagierte. Die hohe Flamme auf der Lache ging trotzdem nicht aus, schien auf der Flüssigkeit zu schwimmen.

Melbin riss, stieß mit schnellen Bewegungen des Armes weitere Flaschen aus dem Regal, die nacheinander auf den Boden stürzten, zersplitterten. Das laute Bersten der Flaschen mischte sich mit den harten Tritten von Stiefeln, die sich hastig von allen Seiten näherten. Die Flamme wurde größer, wuchs in die Höhe. Das Feuer breitete sich trotz der Wassergüsse rasch entlang des Regals aus. Melbin stand wie durch ein Wunder außerhalb der sich vergrößernden Lache. Er spürte jedoch die Hitze stärker werden. Er wich einen Moment zurück.

Ich tue es für die anderen!

Zu seiner Überraschung bemerkte er, dass die Sirene im Hintergrund verstummt war. Stattdessen hörte er eine männliche Stimme Anweisungen über die Lautsprecher geben. Sie klang ungewöhnlich ruhig über ihm: „Verehrte Kunden! Es besteht kein Grund zur Panik. Alle erforderlichen Maßnahmen wurden zu Ihrer Sicherheit getroffen. Wir bitten alle Kunden und das Personal, sich sofort zu den Notausgängen zu begeben. Benützen Sie auf keinen Fall die Laufbänder und Aufzüge! Befolgen Sie bitte alle Anweisungen des Sicherheitsdienstes!“

Melbin wollte nun den Schraubverschluss einer Flasche öffnen. Er klemmte. Er ließ die Flasche einfach fallen, griff dieses Mal nach einem Kanister. Aus den Augenwinkeln sah er an beiden Enden des Ganges Sicherheitsleute auftauchen. Er schrie ihnen entgegen: „Bleiben Sie stehen. Das Dynamit kann jeden Augenblick in die Luft gehen.“

Wie er gehofft hatte, fielen die Sicherheitsleute auf seinen Trick herein. Sie blieben stehen, sahen sich gegenseitig fragend an.

Melbin wusste, dass dies nicht lange andauern würde. „Hören Sie zu! Ich tue es, damit man anfängt, in diesem Land zu verstehen“, rief er. „Die Vollbeschäftigung, der wirtschaftliche Aufschwung , alles ist Schwindel, auf dem Rücken der sozial Schwachen aufgebaut.“

Die Sicherheitsleute verharrten, hörten zu, wie man einem Amokläufer zuhört, der noch das Gewehr im Anschlag hat. Die Sirene begann erneut zu schrillen.

Mit der linken Hand hatte Melbin währenddessen den Deckel des Kanisters abgeschraubt. Er drehte ihn um. Die Flüssigkeit lief mit glucksenden Geräuschen aus dem Behälter, lief über seine Kleidung. Er roch den stechenden

Geruch des Brennspiritus.

Sofort fing Melbin Feuer. Die Flamme schnellte an ihm hoch, umhüllte ihn. Einen Augenblick später war er eine lodernde Fackel.

Keine sinnlose Tat!

Er rannte, wollte irgendwie diesem unerträglichen Schmerz entkommen. Sein letzter entsetzlicher Schrei schallte durch den Gang. Dann brach er zusammen.

Die Sicherheitsbeamten hatten inzwischen mit ihren Detektoren erkannt, dass die Sache mit dem Dynamit ein Trick war. Gemeinsam mit der Sprinkleranlage machten sie dem Feuer ein rasches Ende, bevor es zum finalen Inferno kam. Dafür waren sie ausgebildet.

Sie kehrten rasch zu ihrer gewohnten Gelassenheit zurück.

„Heh, Jim, der Vierte in dieser Woche."

„Der Zentcom mag wissen, was sie mit so sinnlosen Taten wollen."

„Keine Ahnung. So schlecht geht es uns doch nicht."

„Aber der hier hätte um ein Haar den Sprung ins Hyperinfonetsystem geschafft!"

Portrait

Peter Suska-Zerbes, Kaufbeuren, geb. 1954 in Trier

Mitte der siebziger Jahre Abitur in Bamberg. An der Universität Trier Studium der Pädagogik mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung. Freiberuflich arbeite ich mit verhaltensoriginellen Jugendlichen und unterrichte Sprachen (Englisch, Französisch, Spanisch, Latein und natürlich Deutsch.). Kreatives Schreiben benütze ich seit Jahren vor allem im therapeutischen Bereich. Aus beruflichen Gründen lebe ich mit meiner Frau und vier fast erwachsenen Söhnen seit etwa fünfzehn Jahren in der Nähe von Kaufbeuren. Dem dortigen Autorenkreis gehöre ich seit letztem Jahr an. Seit einem halben Jahr nehme ich an Autorenwettbewerb teil. Zwei Kurzgeschichten werden zur Zeit veröffentlicht.

Salina Petra Thomas
Wasser bis zum Hals

Alles zerbricht,
vor meinen Augen.
Hilflos – machtlos,
bin ich Zeuge der Zerstörung.

Sehe meine Welt zerschellen,
in Atome,
nichts bleibt mehr,
was mir wert.

Einzig ich,
allein im Beben,
schwankend im Sturm,
halte aus, halte an mich.
Wartend, zitternd,
ein Bündel Elend,
zerschlagen vom Leben,
was bleibt?

Ein kleines Hoffen,
zaghaftes Sehnen,
nach Leben.

Reicht es aus,
das Feuer,
neu zu entfachen?

Sacht schimmernd,
erweckt der Funke,
mich zu Neugeburt.
Und im Erwachen,
sammle ich die Scherben ein,

die ich einst war.
Setze daraus zusammen,
ein neues Bild,
ein neues Ich,
bereit für ein neues Leben.

Portrait



Salina Petra Thomas, Bonn, geb. 1968

E-Mail: SalinaPetraThomas@gmx.com
Tel: 0177/2832556
Internet: www.wort-licht.de

Sie ist selbständig als Coach für Persönlichkeitsentwicklung, außerdem arbeitet sie halbtags als Bankkauffrau. Durch ihre Texte möchte sie Menschen berühren und anregen, neue Perspektiven zu entwickeln. Es liegt ihr am Herzen, ein ganzheitliches Verständnis von Körper, Geist und Seele zu vermitteln. Ihr Motto heißt: Leben ist Veränderung.

R. Sebastian Tromm

Weit, weit weg.

Weit weg erkannte ich, dass es die Sonne gewesen war, die mich geweckt hatte.

Im Moment des Wechselns, zwischen zwei Zuständen , die verschiedener nicht sein konnten. Zwischen ihnen verlief eine klare Trennlinie. Es gab kein Bisschen eines dieser Zustände.

Man überschreitet die Linie, die Grenze und befindet sich vollständig in einem von ihnen:

Erst im Kampf.

Dann, jetzt, im milden Akzeptieren.

Im gelassenen Treiben.

Durch Mund und Nase sog ich mir mein Schicksal in die Lunge.

Mit einer Tüte Milch saß ich jeden Morgen an meinem Wohnwagen. Den Frühling, den Sommer. Seit drei Jahren nun schon. Mein Gesicht war bedeckt von Bart, ich stutze ihn, vielleicht eins, zweimal im Monat. Jetzt hatte er genau die richtige Länge. Mir gefiel, immer etwas dabei zu haben, an dem man sich festhalten konnte. Früher hatte ich mir immer, wenn ich mich beobachtet, unsicher fühlte, eine Zigarette angesteckt. Nun kratzte ich meinen Bart. Meine Haare waren immer noch dunkel, aber ich bildete mir ein, sie würden nun in mehreren, durch die Sonne ausgeblichenen, Farbnuancen schimmern, als immer nur im fettigen Dunkel. Dunkel Braun.

Im Winter, im späten Herbst, fuhr ich in die Städte, zog mich zurück. Suchte, mit meinem Rad, nach Spots, nach Leuten, nach Saisonfreunden:

Man hat genau für eine Saison Gesprächsstoff, dann trennen sich die Wege, und nächste Saison versteht man sich wieder blendend. Man geht zusammen Fahren, Surfen, man vertraut sich Dinge an, die man eben nur diesen halbanonymen Freunden erzählen kann.

Es geht nicht so weit, dass ich mich nicht mehr wasche und es naturbelassen nenne. Ich schätze die Natur. Die Gewalten, die in ihr wohnen. Ich versuche, sie für mich zu entdecken, trotzdem auch die Menschheit, mit all ihren Macken. Zurückgezogenes Einsiedlerleben, im Wald, selbst an einem Strand, an dem man vollkommen allein ist, das wäre nichts für mich. Es geht nicht darum, nur

mit sich in Einklang zu kommen, sondern eine Spur Gelassenheit auf andere abzufärben. Ihnen zu zeigen, dass man auch ohne Fernsehen auskommt.

Natürlich, die Verbundenheit mit der Natur ist weg. Unsereiner kann sie nicht spüren, wie jemand, der von Kindesbeinen an in ihr, von ihr lebte. Doch können wir lernen, dieser klein gezüchteten Stimme wieder Gehör zu schenken.

So saß ich jeden Morgen an meinem Wohnwagen und versuchte, Zeichen zu deuten.

Erst zu schätzen, was wohl die Wellen bringen würden. Was wohl der Wind für Einfluss haben würde. Die Temperatur zu ahnen. Das ist schon ein Anfang und man ist schlicht glücklich, wenn man nach ein paar Monaten herausfindet, dass man sicherer wird.

Geräusche sind schlimm.
Das Brett.
Auf das Dein Kopf geschlagen wird.
Dein Herz.
Dass Du noch drei Schläge hörst, bevor Du ohnmächtig wirst.
Das Tosen.
Das Dich umarmt und halten will.

Wer denkt, man müsse besonders gut sein, wenn man am Strand, im Wohnwagen lebt, der irrt. Es geht ja auch nicht ums Gut-Sein. Das verstehen heutige Menschen nicht. Surft man gemeinsam, zeigt man den anderen nicht, wie toll man das kann. Man macht es, um des gemeinsamen Erlebens willen, der einen trägt, der einen inspiriert und zu neuen Ufern trägt.

Surft man allein, beweist man sich allein, ohne Druck, das Augenmerk auf sich gerichtet, was man kann, wie eng man die Konzentration spinnen kann.

Um es klar zu sagen, übersetzt in die Worte, die ihr hören wollt: Ich kann es so einigermaßen. Ich schaff schon einiges, aber in Zeiten des Sponsorings gibt es Dreizehnjährige, die jeden Mittzwanziger in die Ecke stellen.

Auf warmem Sand schlafen, den Du über ein Feuer geschüttet hast. Das ist für mich Natur erleben. Diese Grenze zwischen ihrer zerstörenden Kraft, dem Feuer, das um sich frisst. Und dem Heilenden, das vor sich hin lebt, keine zu großen, unüberschaubaren Distanzen überwindet, andere Elemente angreift. Feuer und Mensch, Wasser und Mensch, alle Elemente ähneln dem Menschen.

In Eigenschaft und Auftreten.

Letztes Jahr war ein Mann ertrunken. Hier, gleich hier an den Klippen, unter meinem Wagen. Wir betteten ihn auf Sand. Deckten ihn zu, mit einer Decke. Er war nur bis zu den Knien ins Wasser gegangen, beim ablaufenden Wasser. Eine Welle riss ihn um, diesen Baum von Mann, riss ihn von den Füßen. Und wie stark sie an den Strand gebrochen war, ebenso stark sog sie nun wieder hinaus, die Welle. Sie hatte ihre Fänge ausgeworfen, ihr Netz und holte es nun erbarmungslos ein.

Hier wurde nicht bewacht. Man achtete gegenseitig auf sich. Abends war man hier zu fünft, zu dritt.

Mein Fehler war, dass ich zu langsam paddelte. Sie hatte mir einmal die Nase gebrochen. Da hatte ich versucht sie zu nehmen, war zu langsam, sie brach über mir. Jetzt stand sie frontal zu mir. Sie brach über mir. Ich schlug auf, die nächste riss mich wohl mit. Zu weit draußen.

Es ist sanft. Ich würde es nicht sagen, wäre ich nicht ohnmächtig gewesen, durch den Schlag. Den Kampf überbrückte ich, mit Ohnmacht, mit unbewusstem Sammeln des Meeres in meinen Körper.

Einen Zug noch.

Du denkst wohl, es sei erschreckend. Allein im Dunkel, fortgerissen zu werden, von einer höheren Macht, gegen die man nicht einmal mit der größten Maschine ankäme. Du denkst wohl, es müsse ein grässliches Bild sein:

Der kleine Körper, schleudernd unter allem, unter der Oberfläche.

Ich denke nicht.

Ich bin nun ein Teil ihrer.

Warm und geborgen, bin ich ganz allein mit ihr.

Hier ist die Sonne für Dich.

Sie sticht bis zu Dir herunter und scheint Dir.

Ich nehme meinen Zug.

Und fließe davon.

Portrait

R. Sebastian Tromm, Bremen, geb. 1989

Tel: 01625191849
E-Mail: sebotee@hotmail.de

Er versucht sich seit ungefähr drei Jahren ernsthaft im Schreiben von Gedichten und Geschichten. Im Moment studiert er Theologie in Münster.

Wolfgang Uster

Die Wandlung

Umringt von den Seinen im endlichen Schweiß
liegt zuckend der Rest seines Ganzen.
Schon ahnt er die Lichter tanzen,
durchdringend, umhüllend und lösend zugleich,
es treibt ihn dahin durch das Artenreich
und die Seele schmilzt ihm befremdlich heiß
bis ins Mineral zu den Pflanzen.

Im Urschlamm zerläuft ihm die erste Struktur,
ergötzt von den Molekülen.
Da spürt er Kristalle sich kühlen.
Es knackt im Gebälk, das Zylindrische bricht,
gestaltet sich neu und atmet noch nicht,
zerfällt aus geformter Lebenstinktur
auf dem Weg sich nach oben zu wühlen.

Im Strom getrieben durch Leiber und Meer,
pulsierend, verfließend und bleibend
und Erbmasse vorwärts treibend.
In Saft und Medium salzig daheim,
da knackt der Makrophage den Keim,
verdaut die Reste, es fühlt nichts mehr
in der Masse sich fließend entleibend.

Der Atem wird flacher im alten Kokon,
verklebt sich im Rippenbogen.
Da spülen ihn sanfte Wogen
in eine neue Seinsgestalt,
in Felsenspalten festgekrallt,
auf sandige Bänke, es treibt ihn davon,
mit den Flossen an Land gezogen.

Kaum dass nun sein Auge das Sonnenlicht trinkt,
das Bauchfleisch ihm schon zerrissen,
die zarten Wirbel zerbissen.
Er bäumt sich stöhnend im Sterbebett,
zu Brei zermahlen aus Blut und Fett,
bis ein Seelenanfang sich weiter schwingt
zu noch tieferen Daseinsgenüssen.

Noch streichelt es ihn beruhigend ein,
da stülpt er sich innerlich wendend
und schuppig sich häutend, verendend,
zum lappig beschichteten Lebensgekrauch
auf staubigem Grund mit schleifendem Bauch,
voll Lust auf das Leben im neuen Sein
und im Seelenspiegel sich blendend.

Den Eizahn gebraucht, die Schale zerhackt,
die feuchten Federn geschüttelt,
die Röhren zurechtgerüttelt,
schwingt er sich hinein in das Gasgemisch,
jetzt Vogel, erst Kriechtier, erst Lurch und dann Fisch,
voll Wollust der Schnabel das Kerbtier zerknackt,
derweil Menschsein sein Sterben betitelt.

Nun geht es zu Ende, das Herz schlägt gleich,
der Atem rasselt verstöret,
da ihm nun die Zitze gehöret,
das wärmende Fell und das Milchdrüsenfett
und er wird ganz ruhig im Sterbebett,
die zärtlichen Brüste, so sättigend weich,
was ihn lebensbejahend betöret.

Jetzt geht er dahin und ein Tränenbrand
umgibt die verblichene Spaltung,
den Humus der Seelenerhaltung,

deren Abdruck jedes Sandkorn kennt,
deren Erdenrund ihn formend brennt,
sich bildet, sich wächst zu neuem Bestand
einer Seinswerdung irdischer Faltung.

Und er lächelt verwundert aus jeglichem Halm,
aus den Flüssigkeiten der Tränen,
die sich immer noch nach ihm sehnen,
aus dem sich wandelnden Wolkenfluss,
aus dem Speichel im zitternden Beileidskuss
bis hinein in den Biss aus vergänglichem Qualm
zu den tiefen Wurzeln des Schönen.



Portrait

Wolfgang Uster, Hannover, geb. 1951

E-Mail: JSW.USTER@t-online.de

Seit 1980 Gedichte und andere Texte in diversen Anthologien (z.B. MiniDramen / Verlag der Autoren; Liebe heiter / Fackelträger Verlag; Aber besoffen bin ich von dir / rororo; Fleisch / Reclam; Philosophisch-literarischer Text „Nabelschnur und Kälberstrick“ in: Verstärker Online-Buch, Juni – August 2006; „Auch Du bist Deutschland“ - Beiträge zur Renovierung eines Werbespots - / Acheron Verlag, Leipzig 2006), in diversen Literaturzeitschriften (jüngere Daten z.B. „Maskenball“ Dez. 2006 / „Der Storch“ Ausgabe 2007 / Verstärker Version 20; April – Juni 2008). Preisträger bei mehreren Wettbewerben.

Wilhelm Vogel

ein stück brot

alles verloren
und doch hilft mir bis morgen
das eine stück brot

Portrait

Wilhelm Vogel, Wien, 54 Jahre

E-Mail: willi.vogel@aon.at

Naturwissenschaftler, Beamter, verheiratet, Vater von zwei Töchtern, Literaturliebhaber

Anke Weber
Suchen

Das Ach bläht sich auf,
verteilt sich in sämtliche Räume
bis in die letzte Ecke hinein.

Wehklagen vergiftet
Herz und Sinne.

Verzweiflungsschreie
lassen Wände und Furchen erzittern.

Nichts geht mehr.

Zögernd beginnt die Suche
nach den verloren gegangenen
Lächeln.

Ein Lichtstrahl durch
die kleinste Fuge hindurch
wirkt wie die Spitze einer Nadel
in die Hülle eines Luftballons.

Giftige Gase können verpuffen.

Es riecht nach Erneuerung.

Portrait

Anke Weber, Hamburg

e-mail: awoweber@aol.com

Sie ist verheiratet und wohnt mit ihrem Mann in ihrer Geburtsstadt Hamburg. Ihre Hobbys: Lesen, Gedichte schreiben, basteln und klassische Musik.

Matthias Wessolowski
ChipsFish



Portrait

Matthias Wessolowski, Hannover

E-Mail: froehlich007@gmx.de
Internet: www.qm-welt.com

Seit 1961 am Leben interessiert. Leben und Schaffen in Hannover.

Arbeitsfelder: PianoPoesie und Quadratmeterbilder

Sandra Zureck
Allein mit einer einzigen Verbindung

Super Film, nun ab nach Hause, mein Freund wird sich schon fragen, wo ich bin.

Huch, wo sind denn alle Menschen hin, die Straßen sehen ja aus wie ausgestorben. Keiner im Kino und keiner draußen. Es ist so still. Was passiert hier? Gab es eine Katastrophe oder werde ich einfach nur verrückt, aber vielleicht schlafe ich ja auch nur.

Ich schau am Besten auf mein Handy, welcher Tag heute ist. Hm, heute ist der Tag, an dem ich auch ins Kino gegangen bin, nur dass jetzt zwei Stunden seitdem vergangen sind. Was ist denn in Gottes Namen in diesen Stunden passiert? Warum bin ich hier die Einzige? Vor allem, wenn irgendein chemischer Unfall passiert ist, dann müsste ich doch auch davon betroffen sein, und es müsste Leichen geben, aber hier ist nichts, absolut nichts.

Panik steigt in mir auf, was soll ich tun? Ich rufe jetzt einfach meinen Freund an, ich weiß, dass es unwahrscheinlich ist, dass er noch lebt oder sonst was, aber ich muss jetzt einfach irgendetwas tun.

Es klingelt. „Oh Schatz, du weißt ja gar nicht wie froh ich bin, deine Stimme zu hören. Nein mir geht es gut, bin einfach nur froh von dir zu hören. Ja ich bin gerade aus dem Kino raus. Was? Ja der Lärm ist heute extrem auf den Straßen, einiges los hier. Ja wir sehen uns dann. Liebe dich, Kuss.“ Er lebt, ich konnte ihn hören. Ist das jetzt Zufall, dass er auch einer der wenigen Menschen ist, die hier noch leben! Aber was hat er denn für einen Verkehrslärm gehört? Hier ist doch alles totenstill. Er klang ja auch nicht so als wäre irgendetwas passiert. Das würde ja heißen, dass nur ich anscheinend das alles so verlassen sehe. Egal, ich gehe jetzt erstmal nach Hause. Wer weiß was ich hab, gibt sich bestimmt wieder.

Hm, keiner zu Hause, vielleicht ist er noch mal zu seinen Freunden gegangen. Ich ruf ihn noch mal an. „Hey, na wo bist du gerade? Wie? Du bist zu Hause? Ja klar, warum nicht. Ach ich, ich bin auch gleich da. Hatte noch jemanden getroffen. Ja bis dann. Freu mich. Kuss.“ Was ist hier los. Verdammte Scheiße, ich will wissen, was hier los ist. Hört mich jemand? Ich werde so lange schreien, bis mir jemand antwortet.

Ich renne zum Balkon und schreie, bis mir meine Stimme versagt. Tränen lau-

fen über mein Gesicht, und mein Herz pocht vor Wut. Wo führt das alles nur hin? Was habe ich getan, dass ausgerechnet mir das passiert?

Erschöpft lege ich mich erstmal auf die Couch, vielleicht wache ich dann aus meinem Traum auf.

Mein Handy klingelt. Scheiße, es ist mein Freund, der wird sich fragen wo ich bleibe, aber ich bin doch schon da. „Ja? Wo ich bin? Also naja, wie soll ich sagen. Ich bin, hm. Hör zu, du musst mir versprechen, mich ernst zu nehmen, egal was ich jetzt sage. Ok? Du liebst mich doch, und du musst das, was ich sage, mir einfach glauben. Ich flehe dich an. Also ich bin schon zu Hause und liege auf der Couch. Ja genau auf unserer Couch, in unserer Wohnung. Nein, ich mache keine Scherze, das habe ich dir doch schon gesagt. Ich weiß nicht, was hier los ist, ich kam aus dem Kino und keine Menschenseele war zu sehen, egal wo ich hinblickte. Und jetzt bin ich hier zu Hause, hatte gehofft dich zu sehen, da wir uns ja am Telefon hören, aber du bist nicht da, obwohl du sagst, du bist es. Nein ich kann mich nicht erinnern, einen Unfall gehabt zu haben, nein ich habe auch nichts eingenommen, sag mal, hörst du mir überhaupt zu? Mach das, geh mich suchen, aber zum letzten Mal, ich bin schon hier bei dir.“

Einfach aufgelegt, hätte ich vielleicht auch an seiner Stelle gemacht. Klingt ja auch verrückt.

Es sind nun schon drei Stunden um, und er hat sich noch immer nicht gemeldet. Hab in der Zeit mein Akku vom Handy und Telefon aufgeladen, die ja anscheinend meine einzige Verbindung zu der richtigen Welt sind, die Realität. Vielleicht ist ja meine Sicht, die ich jetzt habe, die Realität! Egal, ich will hier raus, einfach nur raus.

Mal sehen was im Fernsehen so läuft.

Mein Handy klingelt, mit klopfendem Herzen gehe ich ran. „Ja? Bin immer noch zu Hause auf der Couch. Hab gewartet, bist du dich meldest, kann ja eh nichts anderes tun, weiß nicht, was ich sonst machen soll. Ich vermiss dich, will dich sehen, berühren, verdammt ,was ist hier los? Du hast mich gesucht? Nichts gefunden? Warst sogar im Kino? Dann bin ich anscheinend wirklich wach und liege nicht irgendwo. Was sollen wir tun? Mich beruhigen? Sag mal wie soll ich mich bitte schön jetzt beruhigen können? Weißt du überhaupt, wie es mir gerade geht? Ach lass mich doch in Ruhe.“ Aufgelegt, nur diesmal war ich es.

Ich ertrag das einfach nicht, seine Stimme zu hören mit dem Wissen, ihn an-

scheinend nie mehr zu sehen. Ich brauche ihn doch aber zum Leben, wie soll ich ohne ihn jetzt klar kommen. Ich fühle mich, als wäre er gestorben und redet vom Himmel aus mit dem Telefon mit mir. Verrückt, einfach nur verrückt. Meine Familie wird sich fragen, wo ich bin, kann doch nicht immer nur mit ihnen telefonieren. Werden schnell merken, dass da was nicht stimmt, verdächtigen dann meinen Freund, oh Gott dann wird er vielleicht verhaftet... Aufhören, aufhören, beruhige dich, Mensch, jetzt dreh nicht durch. Tief einatmen und wieder aus, tief einatmen und wieder aus. So, jetzt in Ruhe mich hinsetzen und versuchen, klar zu denken.

Es ist nun schon dunkel und ich sitze noch immer auf der Couch. Was habe ich eigentlich die ganze Zeit gedacht? Mein Telefon schrillt in der Stille. Soll ich ran gehen? Oder wird mein Schmerz dadurch nur schlimmer? Nicht nur meiner, auch sein Schmerz. Ich atme tief ein und gehe ans Telefon. „Es tut mir leid was ich gesagt habe zu dir, es war nicht so gemeint. Nein jetzt lass mich ausreden. Nein ich will jetzt als erste reden. Ich wollte mich entschuldigen.

Was? Wie? Ehrlich jetzt? Bist du dir sicher? Du bist dir also sicher, den Fernseher nicht angelassen zu haben, aber jetzt ist er an? Hm, ich schaue gerade TV, nur ohne Ton. Bei dir also auch. Gibt es noch mehr Veränderungen die du siehst? Meine Sachen? Du kannst sie sehen? Ja meine Tasche habe ich vorn ans Bett gestellt. Aber mich siehst du nicht? Hm, ich sehe auch dich nicht. Wo stehst du jetzt genau? Ok, warte ich komme zu dir, vielleicht spüren wir doch irgendetwas, wenn wir uns berühren. Und? Spürst du was? Nein? Wirklich nicht? Bist du dir ganz sicher? Das ist so verrückt und gemein. Ja, ok, ich verändere jetzt irgendwas. Ok, habe ich gemacht. Richtig, der Fenstervorhang ist jetzt zu. Was hast du genau gesehen? Hm, also nur, dass er zu ist, aber nicht, wie er zugegangen ist! Was können wir damit anfangen? Wie geht es weiter? Ok, ich warte auf deinen Anruf. Genau, wir sollten noch mal über das Herausgefundene nachdenken. Bis dann. Schatz? Bist du noch dran? Ja? Ich wollte dir nur sagen, dass ich dich liebe und sehr sehr stark vermisse. Ich weiß, du hast recht, wir werden einen Weg finden. Bis dann, bye, Kuss.“

Mein Gesicht ist vom Weinen total nass, mal sehen, wo das alles nur hinführt. Aber aufgeben werden wir nicht, es wird sich eine Lösung finden, wann immer und was immer es sein wird, unsere Taten können wir ja schon sehen, vielleicht

ist irgendwann mehr möglich. Einfach nur eine Berührung zu spüren wäre schön.

Portrait

Sandra Zureck, Berlin, Alter 23 J.

E-Mail: sandra.zureck@yahoo.de

Sie arbeitet als Heilerziehungspflegerin in einem Wohnheim für geistig behinderte Menschen, diese Arbeit bringt sie oft ins Philosophieren, was sich dann in ihren Geschichten widerspiegelt.

Sie schreibt schon seit einigen Jahren Geschichten und Gedichte, zeichnet und malt nebenbei. Ihr Hauptinteresse liegt im Lesen, sie verschlingt monatlich einiges an Büchern, vor allem zu den Themen Fantasy, Mystery und Esoterik.

ANHANG

Im Anhang werden zwei Autoren mit ihren Beiträgen vorgestellt, die nicht zu den Gewinnern zählen, da sie in ihren Texten die in den Wettbewerbsbedingungen vorgesehene maximale Zeichenzahl deutlich überschreiten. Die beiden Erzählungen, die das Thema „Hoffnung im Untergang“ gut treffen, werden dennoch, außerhalb des Wettbewerbs, veröffentlicht, da sie lesenswert sind.

Ralf Blaustein

Trentens Weg in eine andere Welt

Trenten hatte lange Zeit gespart. Seit zwei Jahren hatte man an dem großen Kahn gebaut, der eine unschätzbare Masse an Menschen aufnehmen und in die Neue Welt bringen sollte. Genauso lange hatte Trenten auf all die Annehmlichkeiten des Lebens verzichtet. Nicht einmal ein Glas Bier zur Feier der Fastnacht oder der Kirchweih, nichts weiter als das Vorübergehen an einer Kneipe mitten in der Nacht, um wenigstens den Geruch all dessen aufzunehmen, was im realen Leben an ihm vorüber ziehen musste. Selbst das Geld, um sich die langen Haare schneiden zu lassen, hatte er am Ende auf ein Drittel reduziert.

Dann war endlich der große Augenblick gekommen. Trenten war es schon so lange leid, all die schönen Dinge des Lebens entbehren zu müssen, nur um irgendwann das nötige Geld beisammen zu haben. Und dann immer diese offene Frage: Irgendwann! Wann wird das sein? Irgendwann! Würde er selber es überhaupt noch erleben? Von einer Minute auf die andere kann das Leben eines Menschen zu Ende gehen. Als Staatsbediensteter hatte Trenten schon viele Menschen scheiden sehen. Zu viele. Trenten schmerzte es schon seit geraumer Zeit, seinen Dienst zu versehen. Und so kratzte er seine roten und hellen Rundlinge zusammen, legte alles auf die Seite, damit es zu einem Teil des großen Ereignisses werde, wenn die Königin aller Schiffe endlich ihren Hafen verlassen würde. Doch würde, so musste man sich im Laufe der Zeit fragen, dieser Tag jemals seine Wellen schlagen, baute man doch schon Woche für Woche, Monat für Monat, Winter für Winter? Eines schönen Tages jedoch, man hatte das große Werk noch nicht aus seinem Dock gezogen, da öffneten die Schalter ihre Klappläden, und ein Ansturm noch nie gesehenen Ausmaßes setzte sich wie auf Befehl in Bewegung. Trenten, des langen Wartens müde, wollte sich schon einreihen. Doch als er jene unüberschaubar großen Züge erblickte, nahm er sich vor, die Vorhut gewähren zu lassen und seinerseits lieber erst einmal noch einen oder zwei Tage zu warten. Erzählte er allerdings, so dachte er bei sich, den vor ihm stehenden Menschen hier, auf welche Weise er sein Geld verdiente, so ließe man ihn ganz gewiss sofort an einen der vielen Schalter gelangen, nur, um ihn nicht in den eigenen Reihen zu wissen, denn kein Mensch auf dieser Welt würde wirklich gerne einem Angehörigen seiner Berufsgruppe gegenübertreten wollen.

„Aber nein," meuterte Trentens innere Stimme der Gerechtigkeit in solchen Sekunden, „das wäre dann auch nicht freundlich, den anderen gegenüber. Und es wäre schließlich auch nicht nur von Vorteil für mich selbst, wüssten während der langen Reise alle Menschen, wer ich bin und was ich mache." So blieb er weise und geduldete sich noch für einen Tag, für eine Woche, für so manche Stunde mehr, die zu zählen er nicht fähig war. Dann aber, als die Schlangen an den Ausgabestellen langsam schrumpften, schickte er sich an, und so stand er schließlich selber bald einem Verkäufer gegenüber.

„Guten Tag! Ein Ticket, bitte! Nur für rüber. Einfach! Hinfahrt! Nicht gerade die teuerste Karte!" „Eine billige Hinfahrt, der Herr, ich verstehe", antwortet der schnöde Snob, der seine sorgfältig geordnete Haartracht unter einem beinahe an das Militär erinnernden Mützchen verbirgt, „Sie reisen alleine?" Trenten schluckt, als er diese Worte vernimmt. Wie soll er diese Frage nun verstehen? Er nickt nur. „Wie kommt es nur," interessiert sich da der Fahrkartenverkäufer, während er sich selbst über die schlanke dunkelblaue Fliege am Kragen seines weißen Hemds streichelt, „dass ein so gut gebauter junger Mann wie Sie alleine fährt?" „Oh Gott, auch das noch!" Trenten fährt es wie der Starkstrom in Person durchs Gebein. Würde dieser ansonsten doch so höflich wirkende Mann in Uniform und Dienstmützchen jeden Fahrgast hier so fragen, dann wären zumindest die langen Warteschlangen sehr leicht zu erklären. Andererseits würde er keinen Penny darauf wetten, dass dieser Amtmann so zuvorkommend und verständnisvoll bliebe, erzählte ihm Trenten, dass er einer der wenigen allseits verspotteten Männer dieser großen Stadt ist, die in der Freizeit durch die Wälder der Grafschaft Wembley rennen, um auf diese Weise ihren Körper in Hochform zu halten. Genauso wenig, so reimt sich Trenten zusammen, wäre es wohl seiner Sache dienlich, gäbe er nun preis, dass er zurzeit der Henker von London ist. So schweigt er einen Augenblick lang, was den schmächtigen Mann am Schalter jedoch nicht davon abbringen kann, ihn zu verulken: „Ja, ja. Der Herr reist alleine. Wohl noch keine abgekriegt, was? Und dann auch noch die Hinfahrt ohne Wiederkehr! Sie werden es doch nicht mit der Justiz zu tun haben? Entflohen oder so?" Trenten traut nun seinen Ohren nicht mehr. Mit einer solchen Frage hätte er nicht im Geringsten gerechnet. Der schmale Schnauzer am Schalter bemerkt sogleich, dass sein letztes Gefasel nicht wirklich zu den großen Glanzlichtern der Unterhaltung zählt und weicht rhetorisch zurück: „Na ja. Das war nicht alles

so ganz ernst gemeint. Im Grund genommen möchte ich nicht wirklich so ganz genau wissen, wer da alles mitfährt." „Ganz im Vertrauen," flüstert nun Trenten ins offene Fenster, „ich habe mit der Justiz zu tun. Aber, wenn diese Häftlinge hier zu mir kommen, dann sterben sie alle meist recht schnell. Jetzt möchte ich mich eben einmal da drüben umschauen, in der anderen Welt. Dazulernen. Gern auch drüben bleiben. Neue Dinge ausprobieren. Könnte ich jetzt bitte mein Ticket haben?" „Zweites Unterdeck, ja? Das macht dann siebzig Pfund." „Stimmt!" Trenten reicht das Geld hinein. Ein braungraues Ticket findet den Weg zu ihm heraus. Geschafft! Trenten hält in diesem Moment ein kleines Stück kartoniertes Papier in seinen Händen, von dem er viele Monate geträumt und das er sich viel größer vorgestellt hatte. Ein Plan, für den er all diese Zeit gearbeitet hat, ist nun in Erfüllung gegangen. Er hat es nun geschafft. Er, der er nur ein kleiner Staatsbeamter und nicht gerade wohlhabend ist, konnte sich einen Traum erfüllen, von dem die allermeisten seiner Zeitgenossen rund um den Globus ein Leben lang nur träumen können: Er hat DAS TICKET!

Tage später. Trenten ist inzwischen längst in seinem Dienst fortgefahren, nächtens die große Stadt von den kriminellen Elementen zu befreien, die irgendwelche Richter, die sich meist selbst nicht wirklich durch eine bessere Lebensweise auszeichneten als jene so genannten ‚dunklen Elemente', die ihnen gegenüberstanden, des weiteren Lebens in dieser schönen Stadt, in diesem so sittsamen Land, auf dieser heiligen Erde für nicht würdig erachteten. Trenten widerte es an, einen Menschen ins Jenseits zu befördern, nur weil er, oft auch nur versehentlich, einen anderen Menschen zu Tode gebracht hatte. In seinen jüngsten Träumen stand Trenten selbst schon regelmäßig vor Gericht. Sein eigener Anwalt sollte dem Richter nun erklären, weshalb ausgerechnet er selbst nun dem Galgen entgehen sollte, hatte er doch schon weit mehr Menschen an demselben verabschiedet, als er selber zu zählen fähig oder auch willens war. Aber dieser Anwalt in seinen Träumen war alles andere als in der Lage, gute Argumente vorzubringen. Des Richters Hammer fällt. Trenten blickt erschrocken zu seinem Verteidiger. Der trägt nun plötzlich die Fratze eines dieser hochnäsigen Richter, die Trenten nur zu gut kannte. Trenten wird abgeführt und in den Exekutionsraum gebracht. Diesmal trägt er die Fesseln an den Händen. Er erblickt die leere Schlinge, die an der Decke hängt. Sie kommt näher, näher, näher, ohne dass er selbst noch einen Schritt machte. Schweißgebadet schlägt er seine Au-

gen auf. Wieder nur ein Traum! Es ist noch einmal gut gegangen. Er ist frei. Und er darf leben. Aber arbeiten würde er trotzdem müssen. Schon in der nächsten Nacht wieder. Es ist noch früh am Morgen. Gerade die richtige Zeit, den unfähigen Juristen von eben im Wald abzuschütteln. Trenten müht sich aus seinem Lager, trocknet sich ab, zieht sich ein paar Sachen über. Dann geht es auf die Straße, durch die halbe Stadt, hinaus nach Wembley. Dort würde er seine Ruhe finden. Nach einer Stunde oder so. Eine Uhr besitzt Trenten ohnehin nicht. Er läuft einfach hinaus ins edle Viertel der Stadt, weil dort nur solche Menschen wohnen, die ihn nicht kennen. Diejenigen unter ihnen, die ihn dann doch kennen lernen, die verlassen ihn und ihr geliebtes Wembley so schnell wieder, dass sie nicht mehr genügend Zeit haben, Tretens Geheimnis vor irgendwelchen anderen Menschen aus dieser Gegend zu lüften. Trenten ist ein einsamer Wolf, und so wie es ihm selbst erscheint, wird sich daran wohl nie etwas ändern.

Trenten rennt schneller als sonst, aber der Advokat scheint Flügel bekommen zu haben. Wohin er auch schaut, überall sieht Trenten einen hämisch grinsenden Scheinheiligen vor sich, der den Vorzug genießt, sehr reiche Eltern gehabt und lange genug Jura studiert zu haben. Irgendwann verschwindet die hohle Fratze. Im gleichen Augenblick verdunkelt sich der Wald.

In einem großen Raum mit grauen Wänden kommt Trenten zu sich. „Wo, wo bin ich? Was ist passiert?“, stammelt er aus sich heraus. „Wo wir hier sind?“, fährt sogleich die Stimme eines fremden Mannes zum Himmel, „Das würde ich auch ganz gerne wissen.“ Trenten müht sich, seinen Kopf zu der Seite zu drehen, von wo aus er die fremde Stimme hörte. Dort seitlich sitzt ein Mann halb aufrecht in einem maroden Stahlgestell und geift zu ihm herüber: „Ja, mein Herr! Man sagte mir, das hier sei ein Krankenhaus. Aber von all den Herren in Weiß habe ich heute noch keinen gesehen. Nicht einen einzigen!“ „Ja. Und von den Schwestern,“ führt ein anderer Mann, in einem der anderen Betten liegend, die Misere aus, „da sind heute nur so wenige da, dass du schon Glück hast, wenn die erste uns heute Abend einen kleinen Besuch abstattet.“ „Heute ist Freitag, ja?“, erkundigt sich Trenten vorsichtig. „Ja“, will einer der Einliegenden wissen. „Nein,“ wird der aber sofort von einem der anderen berichtigt, „heute ist Samstag, Sonntag. Ach! Ist doch ganz egal!“ „Warum willst du denn das wissen?“, hinterfragt sein Nachbar naseweiß. „Ach, nur so“, hält sich Trenten dagegen zurück. „Ich habe da etwas gehört,“ kreischt da plötzlich ein weiterer Patient, „halt so

mitbekommen, war ja gar nicht für mich bestimmt, dieses Geschwatze! Also, ich glaube, die wollen zu so einer Taufe fahren, von diesem großen Kahn. Ach, ach, das Alter! Jetzt habe ich doch wirklich seinen Namen vergessen. War, glaube ich, was aus der Mythologie. Was Griechisches." „Solche Idioten! Aber das sieht denen wieder ähnlich! Ein griechischer Name für eines von unseren Schiffen!" „Und diese Taufe," unterbricht Trenten den ungesunden Stammtisch unsanft, „die soll heute sein?" „Ja. Ja. Soviel ich weiß!" Entkräftet fällt Trenten auf sein Kissen zurück. Für diese Taufe des neuen Überschiffes hatte er sich einen Platz reservieren lassen. Auf dieses Ereignis hatte er sich nun schon wochenlang gefreut. Stattdessen liegt er hier in einem namenlosen Krankenhaus, flankiert von einem halben Dutzend Irrer. Die Zeit vergeht, und es gibt keine Möglichkeit für ihn, dorthin zu gelangen, wo er seinesgleichen finden würde. So schließt er die Augen und träumt sich weit, weit weg.

Ein lauer Wind weht über das Sonnendeck. Trenten steht an der Reling und hält Ausschau über das, was man auf dem wolkenlosen Ozean erblicken kann. Küstenvögel, die dem Schiff auf seiner langen Reise folgen wollen, ohne dabei dessen Ziel auch nur annähernd zu kennen, Tümmler, die den Blickkontakt zu entwicklungsgeschichtlich nahe stehenden intelligenten Wesen suchen, Fische, die so schnell schwimmen, dass man glauben könnte, sie würden über das Wasser fliegen. Aber nicht einmal ein anderes Schiff kann Trenten erspähen. Irgendwie wirkt das gespenstisch! Dieses Schiff scheint ganz allein auf der hohen See zu fahren. Trenten dreht sich um, lehnt sich mit seinem Hinterteil am Außengeländer an. Leicht geschürzte Damen flanieren an ihm vorbei. Trenten wird es heiß ums Herz. Er legt sich in einen der Liegestühle, versucht ganz ruhig und locker zu sein, schließt in dem Getümmel am Ende sogar seine Augen.

Er tritt zwar weg, doch schläft er nicht. Zumindest ist es nicht das, was der Arzt als gesunden oder als erholsamen Schlaf bezeichnen würde. Als er wieder erwacht, ist es kalt um ihn geworden. Er ist inzwischen ganz allein auf seinem großen Liegedeck. Alle anderen Passagiere sind gegangen. Sie haben ihn einfach liegen lassen in der aufkommenden Kälte. Ist das die Kameradschaft auf dem Meer? Na gut. Dicke Wolken ziehen auf. Man sollte den Kapitän warnen. Trenten springt aus seiner Liege und eilt hinauf zur Brücke oder eben zu dem Platz auf dem Schiff, an dem man den Kapitän vermuten würde. Schilder, die ihm und allen übrigen Fahrgästen den Zutritt strengstens verwehren wollen, igno-

riert er einfach. Dann reißt er eine dicke schwere Stahltür auf und erschrickt beinahe, als er eine unerwartet große Ansammlung von Männern sieht. „Herr Kapitän?“ Trentens fragender Blick schweift durch die Gesichter der vielen Männer. Er betrachtet die Muster auf ihren Schultern. Er achtet auf die Größe ihrer Mützen. Vor einem großen Mann mit kleinen Augen und einer breiten Kopfbedeckung bleibt Trentens Blick schließlich hängen. „Ja?“, fragt dieser verschlafen. „Wie kommen Sie denn überhaupt hier rein?“ „Sagen Sie mal, können Sie denn nicht lesen?“, versuchen zwei der Männer an der Seite des Kapitäns, Trenten sofort wieder aus dem Kommandoraum zu verweisen. „Ja, ja. Ich kann ja lesen,“ kontert Trenten offensiv, „da ziehen gefährliche Wolken auf uns zu. Wir sollten reagieren, Herr Kapitän. Bitte reißen Sie das Ruder herum, bevor das Schiff sinkt!“ „Aber, aber, mein Herr,“ klärt der Kapitän auf, während er absolut die Ruhe bewahrt, „es sind nicht die Wolken, die auf uns zukommen. Vielmehr sind wir es, die direkt auf die Wolken zurasen. Und wir haben in der Tat eine höchst außergewöhnliche Methode, diesen Tod bringenden Gewitterwolken auszuweichen. Nun ja.“ Der Kapitän streicht sich über seinen Rauschebart, ehe er fortfährt: „Gut. Nach Backbord oder nach Steuerbord ist nun kein Platz mehr für uns. Abtauchen können wir natürlich auch nicht. Aber wir haben eine ganz andere Möglichkeit.“ Dann wendet sich der Kapitän von Trenten ab, schlendert gemütlich zu einem der großen langen Hebel an der breiten Vorderwand der Kabine und zieht ihn nach unten. Daraufhin beginnt das große Schiff, das Wasser zu verlassen. „Wir, wir schweben?“, fragt Trenten ängstlich verwundert. „Ja, mein Herr! Dies ist das beste Schiff der ganzen Welt. Wir können sogar fliegen. Aber Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben.“ Der Ruhe und Gelassenheit ausstrahlende Kapitän ergreift das Steuerrad und wendet das Schiff leicht zur Seite. „Dieses Schiff ist absolut sicher, glauben Sie mir,“ röhrt er noch der Frontscheibe entgegen, „aber verlassen Sie jetzt bitte wieder meine Brücke! Dieser Ort ist für Fahrgäste tabu!“

Trenten kommt der Aufforderung unverzüglich nach. Das Schiff steigt noch weiter. Trenten öffnet seine Augen ein Stück weit. Ein ganz in Weiß gehülltes Wesen mit langen hellen Haaren, die Trenten jegliche Sicht auf die Schultern dieses Individuums verbieten, hält seine Schläfe. „Ein Engel!“, flüstert Trenten sanft. „Aber nein,“ vernimmt er unmittelbar darauf eine äußerst menschliche Stimme, „ich bin Schwester Edna. Und Sie sind noch immer leicht fiebrig. Öffnen Sie doch endlich mal Ihre Augen richtig. Dann sehen Sie mich auch besser!“

„Leicht fiebrig?“, hört Trenten nun den kleinen Mann mit einem wohl rasierten Vollbart, der sich bislang hinter der Krankenschwester versteckte, „Aber er hat ja lange genug geschlafen. Drei volle Tage. Ich denke, der soll sich hier noch einmal den Bauch voll hauen. Dann können wir ihn gehen lassen.“ Der Mann, ganz offensichtlich ein Arzt, widmet sich Trenten und fragt: „Oder nicht? Wie fühlen Sie sich? Fit genug für das Leben?“ Trenten nickt nur. Der Arzt ergänzt: „Draußen wartet das Leben! Nutzen Sie es, junger Mann, solange Sie noch können!“

Der Wunsch des Arztes lässt sich mit seinem In-Erfüllung-gehen nicht viel Zeit. Schon wenige Minuten später findet Trenten seinen kleinen Tisch gedeckt mit all jenem, was eine kleine, nicht einmal zur Hälfte besetzte Krankenhausküche hergibt. Es ist nicht der Mühe wert, die wenigen Nahrungsmittel aufzuzählen, aber für Trenten haben sie schon fast paradiesischen Charakter. Sein Magen ist in den letzten Tagen schon so leer geworden, Trenten hätte in diesem Augenblick alles gegessen. Wirklich alles. Aber derart weit hinunter braucht er sich gar nicht zu begeben. Gierig und, ja, man könnte behaupten, regelrecht sittenlos schlingt er den kargen Fraß in sich hinein. Das halbe Dutzend Männer, mit denen Trenten das Zimmer nun hat teilen dürfen, schaut mit großen Augen, teils gönnerisch, teils aber auch neidisch, zu ihm herüber. Dabei fallen viele Kommentare, deren Inhalt nicht erwähnenswert ist und deren Wortwahl auch nicht der Wiederholung bedarf. Trenten hat seine Ohren ohnehin auf geräuschlos geschaltet. Das verschafft ihm den Vorteil, dass er sein eigenes Schmatzen nicht mehr vernehmen muss, und versetzt ihn gleichzeitig in die Lage, das dumme Geplapper der anderen nicht mehr geistig verarbeiten zu müssen. Trenten will einfach nur den Raum verlassen. Diesen Raum mit all seinen Kreaturen, dieses nutzlose Krankenhaus mit dem Nichtvorhandensein von Ärzten, diese Stadt, in der das Unrecht gen Himmel stinkt, ohne dass sich irgendjemand dagegen erhebt, weil praktisch niemand Bescheid weiß. Niemand ahnt auch nur das Geringste. Zu gründlich fegen die Herren ganz oben den Dreck unter den noch so kleinen Teppich. Und er selbst, wie er nun da sitzt, ist nicht mehr als ein Werkzeug des großen Apparates, der die Unliebsamen verschwinden lässt. Hastig putzt er seinen Teller leer, um sich sodann bei Schwester Edna zu melden: „Ich bin so weit. Im Grunde genommen brauche ich Ihnen jetzt ja nicht mehr zur Last fallen. Zumindest, wenn ich den Doktor vorher richtig verstanden habe.“ „Sie? Ach ja, Sie nun wieder! Erst hier tagelang nur schlafen und dann

auch noch Sprüche machen! Aber Sie haben ja Recht. Nur eines noch, für unsere Unterlagen, Sir! Wen hatten wir denn nun hier eigentlich die Ehre, gepflegt haben zu dürfen?“ „Miller,“ stößt Trenten kurzerhand aus, „mein Name ist Trenten Miller.“ „Gut, Herr Miller“, Schwester Ednas Zug ist inzwischen im großen Krankenzimmer eingefahren. Nur zu intensiv sind die schweren Dampfschwaden zu riechen, die von dessen Antriebsmaschine abgesondert werden. Den Anwohnern vergeht spontan das Grinsen, allein den Wartenden scheint das ganze Gerümpfe nicht zu interessieren. Er ignoriert einfach das Auftreten der Krankenschwester. Im Gegenteil, er lächelt sie an: „Kann ich jetzt gehen?“ „Ihren Beruf bräuchte ich noch, für meine Unterlagen.“ „Ich bin beim Staat beschäftigt. Ich denke, das reicht.“ Trenten eilt schon der geschlossen wirkenden Tür entgegen, als er ruft: „Auf Wiedersehen, liebe Zimmergenossen, auf Wiedersehen, liebe Schwester Edna! Auf Wiedersehen, keine Ärzte! Ha, ha, ha.“

Trentens Lachen verhallt im düsteren Klima der scheinbar arztfreien Klinik. Die in diesen alten Gemäuern Verbleibenden watscheln noch ein wenig betreten in ihrem großen Zimmer auf und ab, schauen sich gegenseitig nichtssagend an, verschwinden schließlich vor Ednas herrischen Blicken in ihren Betten. Dann verlässt auch Edna das Zimmer und schließt die lottrige Tür hinter sich. Trenten dagegen hat schon längst seinen langen Weg durch die große Stadt angetreten. Es kann sich nur noch um wenige Stunden handeln, ehe er in seinem zwar bescheidenen, dafür jedoch stilvoll eingerichteten Zuhause sein wird. Aufgeräumt wird es dort sein. Das Zimmer gelüftet. Die Luft nicht so stickig. Und nur noch eine Woche bis zur großen Fahrt! Dann wird Trenten auch dieses enge Loch verlassen können. Für immer raus! Einfach nur so! Das war’s dann, mach’s gut ohne mich! Ich gehe, die Welt zu entdecken und niemand kann mich halten! Niemand!

Trentens Freude auf den Tag des Abschieds steigert sich von Tag zu Tag. Eines Nachts hat er gar ein kleines Lied auf den Lippen, als man ihm einen Serienmörder überstellt. „Aber Herr Henker!“, wird er daraufhin vom Wachhabenden angefahren. Ganz abrupt verstummt sein Gesang. Niemals sollte dieses Ereignis seine Wiederholung finden, doch ein jeder Polizist in Trentens Wachstation wusste instinktiv, dass dieser Mann ein kleines Geheimnis barg. Ein Geheimnis, das so geheim nun wohl gar nicht mehr war. Trenten hatte es geschafft.

Schließlich ist der große Tag gekommen. All jene Glücklichen, die sich im Besitz der Goldenen Karte wähnen, machen sich bereit, ihre geliebte Heimat, diese teuer geschätzte Insel, die Alte Welt, zumeist für immer, zu verlassen. Auch Trentens morscher Koffer ist gepackt, auch Trenten macht sich nach der langen Bahnfahrt, die ihn ins Zentrum einer südöstlich gelegenen Metropole brachte, auf den Weg zum Hafen. Dort erschrickt er nicht schlecht beim Anblick der Massen. Aus allen Richtungen strömen sie dem Kai entgegen. Arme und reiche Menschen sind sich mit einem Male so ähnlich. Keines Menschen Erscheinung bewegt die Matrosen an den Landungsbrücken, diesen oder jenen Passagier zu bevorzugen. Es wäre auch schwer möglich gewesen, Arme und Reiche an dieser Stelle zu unterscheiden, glaubte man sich doch auf der sicheren Seite, nur wenigstens hier und heute ausschließlich wohlhabende Personen begrüßen zu dürfen. Trenten fühlt sich schon fremd, als er die vielen Gutbetuchten um sich herum erblickt. Er lässt sich jedoch nichts anmerken, wartet die Zeit ab, die ihn vom kontrollierenden Personal des Dampfers trennt, und schaut einfach. Er schaut auf den kolossalen Stahlkörper, der sich direkt vor ihm weit gen Himmel reckt.

„Ihre Fahrkarte, bitte!“ Trenten hatte es überhaupt nicht bemerkt, wie er in dieser Zeit der absoluten Verwunderung bis zur Kontrollstelle geschoben wurde. Völlig verdutzt kehrt er zur Erde zurück, schluckt einmal kurz und greift in die Tasche seiner Jacke. „Hier! Da ist sie!“ Stolz präsentiert er das kartonierte Papier dem Matrosen mit dem seltsamen Anker auf der Schulter. Mit kritischen Blicken prüft dieser den Fahrschein, haut einen Stempel auf dessen Rückseite und reicht ihn an den Fahrgast zurück. „Dort hinein,“ weist der Offizier Trentens Weg sowohl verbal als auch mit Hilfe seines Fingers, „dann im Schiffsaufbau die Treppe hinunter, bis in das zweite Unterdeck, das ist Deck B.“ „Ja Sir!“ Trenten steht in Sekundenschnelle stramm, als diene er in des Königs Marine, und bestätigt den Befehl: „Verstanden Sir!“ Dann nimmt er seinen Koffer auf und marschiert im besten Soldatenschritt dem Schiff entgegen. Dort aber verschwindet er schnellstmöglich aus dem Sichtfeld des Matrosen.

Seine entlegene Schiffskabine gibt nicht viel her. Im Grunde genommen ist es nichts weiter als ein dunkles Loch mit ein paar Stahlplatten drum herum. Eine Sichtverbindung zur Außenwelt fehlt gänzlich. Trenten kann schon froh sein, dass er so etwas wie eine Koje findet. Daneben steht ein hölzerner Schrank für

seine Sachen. Der dürfte aber deutlich älter als der Rumpf des Schiffes sein. Einen kurzen Blick der Neugier wagt Trenten in den Schrank hinein, doch der modrige Gestank lässt ihn den Kopf ganz schnell wieder zurückziehen. Trenten mag gar nicht daran denken, dass er diese Höhle hier nun die nächsten Wochen sein Zuhause nennen soll. „Nein," denkt er so bei sich, „da werde ich ziemlich oft auf Wanderschaft sein, hier auf dem großen Schiff."

Völlig ausgelaugt sinkt Trenten auf sein Nachtlager. So viel Geld für so wenig Menschenwürde? Ist das Ticket denn wirklich so viel wert, dass man so lange nichts, aber auch gar nichts vom Leben spüren durfte? Und dafür, dass man sich wie ein Aussätziger vom allgemeinen Leben zurückzog, bekommt man dann ein Etablissement, das nicht einmal so groß ist wie die Hinrichtungskammer in Trentens bisheriger Anstalt? Ist das schon alles, oder kommt da noch mehr? Fragen über Fragen werfen sich auf in Trentens Gehirn. Es gleicht schon beinahe einer Flucht, als er sich erhebt, um die gemeinschaftlichen Waschräume von Deck B aufzusuchen.

Der lange Weg durch den schmalen, äußerst schwach beleuchteten Flur kann in dringenden Fällen mit katastrophalem Ergebnis enden. Dazu kommt noch die überall fehlende Ausschilderung, die fremden Fußgängern den Gang zu Wasser führenden Rohren sehr leicht als Odyssee erscheinen lässt. Was Trenten schließlich vorfindet, spiegelt nur wieder, was seine Kabine erahnen ließ. Da gibt es eine Handvoll Schüsseln, die, kaum durch irgendwelche Sichtsperren voneinander getrennt, in einer Doppelreihe angeordnet sind. Ein paar Fuß weiter bugwärts befindet sich eine dritte Reihe, etwas höher angelegte Schüsseln. Gleich neben der Tür, die zum Korridor hinaus führt, ist noch ein weiterer Durchgang zu sehen. „Nur für Damen", kann Trenten darauf lesen. Desillusioniert lässt er sich auf einer der Schüsseln nieder. Hier kommt sein in Fahrt geratener Geist zur Ruhe, und er kann die Welt um sich herum wieder wahrnehmen.

Zwei junge Stimmen dringen durch die Abtrennung des Damenbereichs. „Mein Vater arbeitet bei einem Gericht." „Mein Vater ist Hafenmeister." „Hafenmeister, wie interessant!" Dann werden die menschlichen Stimmen durch das laute Rauschen von strömendem Wasser überlagert. Eine leichte Wipptür öffnet sich und zwei junge Frauen treten herein. Trenten weiß nun wirklich nicht, wie er in dieser Situation reagieren soll. Eine der Damen, ihr langes dunkles Haar fällt in Form zweier Zöpfe über ihre Schultern, fängt herzhaft an zu lachen. Dabei hält sie sich beide Hände vor den Mund und nur scheinbar vor die Augen.

Ihre blonde Begleiterin dagegen rückt nur ihre Brille zurecht, zieht die dunklen Augenbrauen nach oben und gibt sich entrüstet: „Aber Jenny! Da schaut man doch nicht hin! Es ist doch schon schlimm genug, wenn der auch noch zu uns her sieht, wo er doch praktisch nackt vor uns hockt!“ Sie stockt ganz kurz, schluckt und fügt an: „Widerlich!“ Trenten beginnt nun, seine Augendeckel herunter zu pressen. Allerdings springen sie ihm immer wieder auf, wollen sie doch sehen, was hier nun vor sich geht. „Nun komm schon!“, hört Trenten noch die Brillenträgerin sagen. Dann wird es leise um ihn herum. In der nächsten Zeit findet er kaum die Möglichkeit, jene Dame aus seinem Herzen zu verbannen, doch es werden Tage vergehen, ehe Trenten sie wieder zu Gesicht bekommen soll.

Dann, auf einem der hinteren Decks, sitzt er eines Tages nichts ahnend in der letzten Sonne, die der Tag noch erwarten lassen würde. Seine Augen sind geschlossen, er selber schwebt schon halb in Trance. Mit einem Mal spürt er das Vorüberziehen mehrerer Personen. Das alleine störte ihn nicht, wäre da nicht ein „Uh, uh!“ zu hören gewesen. Blitzschnell öffnet er die Augen und erspäht zwei lange dunkle Zöpfe, die gerade an ihm vorbei gegangen sein mussten. Er springt von seiner harten Sitzbank und schleicht ihnen hinterher. Wohin die dreiköpfige Gruppe auch geht, Trenten folgt ihr fast auf dem Fuße. Dabei geht er davon aus, dass weder der gut ernährte Mann, noch seine schlanke Frau oder gar die junge Tochter von ihm Kenntnis nehmen würden. Beinahe wie ein schlechter Detektiv beschattet er die kleine Familie. So geht der Tag zu Ende und die Nacht bricht an. Eine Nacht, die so niemand erwartet hätte.

Am späten Abend, Trenten wollte sich eigentlich schon zur Ruhe legen, da stören schwere Schritte seinen Schlaf. Erbost rümpft er die Nase. Erst jetzt hört er so etwas wie den leisen Klang einer Geige. Erst jetzt erkennt er, dass die Tritte auf den ehernen Platten über ihm nichts anderes sind als die akustische Wahrwerdung von musikalischer Bewegung. „Diese Reichen“, stöhnt Trenten. Dabei ballt er schon seine Fäuste. Er dreht sich um, kann aber trotzdem nicht schlafen. Dann gibt ihm eine innere Stimme ein, diesen Lauten zu folgen, sich dem wilden Treiben da oben einfach anzuschließen. Minuten vergehen. Treten hadert mit sich selbst. Er weiß genau, dass ein Deck über ihm ganz andere Menschen reisen. Menschen mit Geld. Menschen, zu denen er nicht passen würde. Blöde Menschen einfach. Doch irgendwann gewinnt die innere Stimme die Oberhand

und Trenten steigt aus seinem Lager. Nur ganz vorsichtig öffnet er die Türe nach draußen. Dort könnte es jetzt dunkel sein. Dann wäre es für ihn praktisch unmöglich, auf seinem Wege weiter fortzufahren. Er wäre sozusagen gezwungen, wieder umzudrehen und sich wieder hinzulegen. Dann könnte er in aller Ruhe und so lange er wollte über das Glück dieser Reichen jammern.

Als er aber seinen Kopf hinaus streckt, glüht dort eine Lampe im Flur. Eine einzige Lampe auf den ganzen zwanzig Fuß bis zur nächsten Tür. Aber am Tage war es auch nicht mehr als diese Lampe. Es gibt hier nämlich nur diese eine Lampe. Man könnte also sagen, der Flur ist gar hell erleuchtet. Soweit man auf diesem Deck überhaupt von Helligkeit reden mag. Trenten schleicht sich hinaus. Falls wirklich schon jemand schliefe, so mag er nun niemanden wecken. Auf Zehenspitzen tappt er durch den Flur. Da öffnet sich plötzlich eine der vielen anderen Türen. Das junge Mädchen mit den langen dunkelbraunen Zöpfen lugt heraus. „Du?“ „Pscht!“ Sie schlägt ihre Augen nieder, wirft einen Blick nach hinten und meldet sich dann zurück: „Meine Eltern schlafen fest. Ich möchte sie nicht wecken.“ Dann wandern ihre Augen nach oben, von wo aus die lauten Tanzschritte zu hören sind. Trenten greift sofort nach ihrer Hand. Gemeinsam verschwinden sie hinter einer aufrechten stählernen Platte, die sie von der Treppe trennt.

Jetzt scheint die Zeit der Öffnung gekommen. Beide sagen, was sie denken, beide lassen sie ihre Gefühle zu. „Trenten. Ich heiße Trenten.“ „Jenny.“ „Ich habe dich vorher schon gesehen. Du, du bist mir sofort aufgefallen.“ Die Färbung in Jennys Gesicht nimmt schlagartig zu, was jedoch kaum Trentens Aufmerksamkeit findet. „Ich habe das bemerkt,“ plappert sie nur leise, „du hast mir ganz schön nachgestellt.“ Nun sind es Trentens Augen, die nach oben schlagen. „Ob die uns rein lassen, so wie wir aussehen?“ Jenny kichert: „Zu denen gehören wir doch gar nicht. Das sieht man doch auf hundert Stunden!“ „Ach! Lass es uns versuchen!“ Hand in Hand huschen die beiden die Treppe hinauf. Hand in Hand stehen sie bald vor einer Horde Halbwüchsiger. Diese halten sofort inne, als sie die Emporgekommenen erblicken. Niemand wagt, ein Wort zu sagen. Viel zu deutlich sind die Unterschiede, die man in der Tat schon auf sehr große Entfernungen erkennen kann. Nur zu deutlich macht sich die Differenz bemerkbar, die die Klassen voneinander trennt. Aber so ein Schiff ist nicht die Welt, wie sie an Land ist. Erst starren alle nur die jeweils andern an, die einen vor Bewunderung, die anderen wohl nur aus Stolz. Dann ist es eine junge Frau

mit rot gelockten Haaren, die das Eis zwischen den beiden Gruppen bricht: „Na kommt schon! Ihr seid eingeladen. Wollt Ihr tanzen?“ Die Meute geht ein wenig auseinander, gibt einen Platz frei für das neue Paar. Sie nehmen die Einladung nur zu gerne an, reihen sich ein, fühlen sich geborgen.

Ausgelassen und vergnügt tanzen sie im Kreise, niemand mag mehr an diesem Abend schlafen gehen. Auch Trenten ist benebelt vom Rausch des Tanzes mit seiner neuen Flamme. Auch sie schwebt in einer andern Welt. Alle sind sie liebestrunken in den Armen eines geliebten Menschen. Niemand lebt mehr wirklich auf der Erde. Ja, man könnte glauben, dieser Abend sei der letzte ihres Lebens, und dann wäre es schließlich gleichgültig, ob sie müde oder ausgeschlafen sind, kämen sie beim Höchsten Richter an. So wird getanzt, getrunken, gelacht und geküsst. Für Jenny ist es gar zu viel des nahenden Kontaktes. Sie schaut erst zu, wie all die Gutbetuchten sich umarmen und dann küssen. Doch selber mag sie nicht zum Opfer werden von irgendeinem fremdländischen Brauch, bei dem ein jeder Mann fünf Frauen oder mehr küssen und damit jede Frau wohl ein halbes Dutzend Männer mit dergleichen Wohltat kosen darf. So ziert sie sich zuerst, denkt gut nach und reagiert sogleich, jedoch nicht ohne von den anderen gesehen zu werden.

Verschämt entzieht sich Jenny den Blicken der Umstehenden, indem sie sich hinter einer breiten kreisrunden Säule versteckt. Wie ein junger Tiger auf der Jagd streift Trenten hinter ihr durch das Revier derer, die sich ein Ticket für das erste Unterdeck leisten konnten. Ihm die fesche Beute wohl gönnend, feuern ihn die jungen Männer an: „Schnapp sie dir!“ „Kommst du allein klar oder soll ich dir dabei helfen?“ „Willst du die wirklich für dich alleine?“ Trenten, der die Zurufe nur noch mit einem Ohr zu vernehmen vermag, eilt hingegen auf Jennys Spuren. Sie ist hinter einer stählernen Tür verschwunden, die inzwischen wie von selbst zurück in ihr Schloss gefallen ist. Trenten öffnet die Tür. Inmitten vieler großer Mitbringsel entdeckt er Jenny im matten Licht nur weniger Lampen.

Er mag nicht glauben, was er da sieht. Kostbarkeiten aus aller Herren Länder säumen den riesigen Raum, der offensichtlich keinen anderen Zweck erfüllen sollte, als möglichst viele Reichtümer zu beherbergen. So hört Trenten auch nicht, wie sich die schwere Tür in seinem Rücken automatisch schließt und ihm

dadurch den Weg zur Freiheit scheinbar für alle Zeiten nimmt. Er sieht nur sie: Jenny! Jenny in all den schmucken Habseligkeiten der Reichen dieser Welt. „Was ist?“, fragt Jenny verwundert. „Siehst du das nicht?“, murmelt Trenten leise, „alle diese teuren Dinge!“ „Ach ja,“ seufzt Jenny dagegen, „die Reichen! Die haben eben so etwas! Die können dann eben solche Sachen lieben. Wenn sie keinen Menschen haben. Wir haben zwar kein Geld“, sie unterbricht kurz, geht auf Trenten zu und legt ihre Hand ganz locker auf seine Brust. Dann erst bringt sie zu Ende, was ihr wichtig erscheint: „Aber wir haben uns!“ „Hm, hm,“ lächelt Trenten, da ihm nun ganz offensichtlich die Worte fehlen, „aber dich kann ich doch nicht im Geschäft einlösen, wenn ich dort irgendetwas kaufen möchte.“ „Das will ich dir auch nicht geraten haben“, pustet Jenny aufgebracht los. Dann erst ändert sie ihre Tonlage und flunkert: „Na ja. Das käme natürlich ganz darauf an, wie der Verkäufer in dem Geschäft aussieht.“

Mit fordernden Augen ist sie inzwischen Trenten gegenüber getreten. Er fühlt sich dabei schon fast bedrängt. Seine Gedanken kreisen in der jüngeren Vergangenheit. Wann war er jemals in den letzten Wochen einer jungen Schönheit wie Jenny derart nah? Ja! Es war wohl vor drei Wochen! Emma, Emma Jones! Die Juwelendiebin, die den Wärter erstochen hatte! Dann verliert Trenten die Kontrolle. Viele Hände berühren ihn. Seltsam! Er hätte gar nicht gedacht, dass eine einzige Frau dermaßen viele Hände haben könnte. Außer ihm war doch nur Jenny im Raum, und seine eigenen Hände verhielten sich doch ruhig. Stopp! Ja! Da sind zwei weiche Kissen. Wo kommen die jetzt plötzlich her? Egal! Jenny steckt da irgendwie mit drin. Sie handelt sehr offensiv. Jennys Hände scheinen sich in diesen Minuten zu vermehren. Trenten fühlt sich, obgleich er es besser weiß, als stünde er einer ganzen Meute wilder Frauen gegenüber. Wie viele Hände mag diese Frau nur haben?

Vor Trentens geschlossenen Augen steht eine Art von Tintenfisch, der ihn mit blitzschnellen Armen liebevoll befummelt. Die Augen dieses Wesens werden größer und größer. Trenten wird zum Gehen genötigt. Unterwegs wird es kühl um seine Brust, sein Schritt wird leichter. Dann stößt man ihn auf einen weichen Gegenstand. Trenten vermutet schon fast, es müsse sich wohl um ein Möbelstück handeln. Er lässt jedoch die Augen geschlossen. Zu attraktiv empfindet er die so ungewohnte Gestalt, die, so befürchtet Trenten, sogleich verschwinden könnte, bewegte er sich auch nur um einen Deut, ohne vorher dazu gedrängt worden zu sein. So hält er einfach still. Dabei vergeht kein Augenblick, den

Trenten bereuen würde. Der Tintenfisch, der vor ihm steht, häutet sich, und Trenten sieht eine Prinzessin, die vor seinen Füßen kniet. Sie streicht mit ihren Händen kurz an ihrer Brust hinunter. In Windeseile verliert sie ihr schönes Kleidchen und wirft sich auf das vor ihr liegende Opfer. Jegliches Licht erlischt. Die Zeit vergeht unmessbar, als zwei junge Menschen eine neue Welt entdecken. Erst jenseits der magischen Grenze kommen beide wieder zur Besinnung.

„Es ist wohl schon dunkel draußen." Jennys Augen werden kleiner, als führen sie in ihren eigenen Körper hinein, weg von Trenten, weg von dieser Welt. „Dafür scheint die Sonne hier bei uns", haucht Trenten liebevoll, ehe er Jenny erneut ganz gierig zu küssen beginnt. „Wir dürfen das doch nicht", kichert sie, ohne jedoch wirklich an ein Ende dieser in der Tat höchst lasterhaften Handlungen zu denken. Vielmehr ist sie im Begriff, Trenten all die Liebe zu erwidern, die sie von ihm empfängt. Tiefer und tiefer gehen die Blicke beider. Kräftiger werden die Farben in ihren Gesichtern, was jedoch kaum mehr zu Buche schlägt im fahlen Licht der trüben Beleuchtung. Härter und härter werden die Griffe der jungen Liebenden, lauter und lustvoller die Schreie der jungen Frau. „Jenny, Liebling!" Trenten hält kurz inne. Ängstlich erklärt er sich: „Man könnte uns hören!" „Ach ja?" Jennys Stimme wird eher noch intensiver, als sie Trentens Bedenken zerschlägt: „Und dann werfen die uns über Bord! Im Rettungsboot! Nur wir beide, ganz allein! Ach, wäre das schön!" „Nein, das werden sie nicht, aber…" Trenten gelingt es nicht, diesen Gedankengang zu Ende zu führen. Zu heftig sind Jennys Küsse, zu fest ist der Griff ihrer Hand an seinem Gesäß geworden. So verlässt er schnell das sinkende Schiff der Zweifel und findet sich sogleich im himmlischen Boot der Liebe wieder, in dem es nur Platz für zwei Personen gibt. Hier verwöhnt er nun Jenny, die Frau seines Lebens, die ihn so wunderbar sanft übermannte.

Die Menschen sinnen meist ein Leben lang darüber nach, was ihnen noch fehlt, was ihnen wichtig ist, wonach zu trachten sich noch lohne. Des Menschen kostbarstes Gut steht jedoch nur selten im Blickpunkt derer, die nach Wohlstand, Reichtum oder Macht gieren. Dabei ist es doch die Zeit, die letztlich niemand kaufen kann, wenn sie dereinst zur Neige geht. Gerade in diesen Minuten, in denen die Jungverliebten glauben, die ganze Welt stünde ihnen offen, jetzt, da niemand an das Ende denkt, durchzieht ein tiefer langer Stoß das schwere

Schiff. Ein so großes Schiff mit diesen Dimensionen rammt, so sollte man meinen, allerhöchstens andere Schiffe auf den Grund des Meeres. Nun aber kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei es gerade jetzt genau anders herum geschehen. Was in aller Welt aber sollte einen Kahn wie diesen in Schwierigkeiten bringen? Oder besser noch: Sollte selbst dieser Kahn in Schwierigkeiten kommen, wohin könnte man sich dann noch retten? Trentens Hände greifen nach Jenny. Sie reagiert nicht mehr. Trenten ruft nach Jenny. Er erhält keine Antwort.

Dermaßen erschrocken, als läge da neben ihm der Leibhaftige persönlich, springt Trenten zur Seite. Er versteckt sein Gesicht hinter seinen starken Händen, will niemanden von seinen spontanen Tränen wissen lassen. Doch besonders viel Zeit für seine Trauer hat er nicht. Noch ehe er sich darüber Gewissheit verschaffen kann, ob Jenny nun wirklich tot oder eben nur ohne Bewusstsein ist, erschüttert ein neues Rumpeln das riesige Schiff. „Schiff?“, durchfährt es nun den jungen Mann, „ist das nun ein angeschlagenes Schiff? Oder werden wir gar sinken? Oder ist das hier am Ende gar ein bereits gesunkenes Schiff, ein Wrack und wir haben es nur bis jetzt noch nicht bemerkt?“ Trenten versucht für ein paar Augenblicke, zu klaren Gedanken zu gelangen, aber das große Wasserfahrzeug verhält sich in diesen Sekunden wie ein kleines Floß auf hoher See. Es schmettert nur noch von der einen Seite zur anderen. Trenten steht noch immer im Laderaum, der unruhige Untergrund jedoch macht ihm jetzt schwer zu schaffen. „Nichts wie raus!“, denkt Trenten bei sich und beginnt erneut, nach seiner jungen Flamme zu rufen, so laut er nur kann: „Jenny! Jenny, steh auf! Wir müssen jetzt sofort hier raus.“ Er stürzt auf seine weiterhin regungslos daliegende Frau nieder, packt sie am Handgelenk, fühlt dort aber weder einen Puls noch irgendwelche Reaktionen. Die Farbe ihrer Haut hat sich noch nicht verändert, oder Trenten kann den schleichenden Unterschied im matten Licht der billigen und weit voneinander entfernt platzierten Beleuchtungskörper nicht erkennen. Sie könnte noch leben, auch wenn in diesem Augenblick alle Anzeichen dagegen sprechen. „Frauen und Kinder zuerst!“ Trenten erstarrt beinahe zur Salzsäule, als diese Worte durch seinen wirren Geist fliegen. Hatte er es nun wirklich gehört oder bildete er sich nur ein, diese ungeliebte finale Formel eines gegen die Macht der Natur hilflosen Brückenpersonals zu vernehmen? War es nur seine eigene Angst vor dem Tod, die sich bemerkbar machte, oder erschallten da

Rufe auf dem Deck? Die Ungewissheit lässt Trenten unkontrollierte Bewegungen vollziehen. So hält er Jennys Kleidchen in seinen großen Händen und bedeckt damit sinnlos seine eigene Mitte. Doch dann bemerkt er recht schnell, dass diese Kombination nur zur Zerstörung der Textile führen könnte. Schnellstmöglich richtet er den Oberkörper seiner Frau auf und wirft ihr das billige Kleid über. Mühsam zupft er den Stoff an ihrem Körper hinunter. All die anderen Sachen, die Jenny zuvor noch getragen hatte, lässt er einfach weg, trägt ihren inzwischen in der Tat leblos wirkenden Körper auf eines der großen Pakete, von wo aus er ihn später problemlos würde wieder an sich nehmen können. Dann wühlt er weitere Wäsche auf. Lange weiße Strümpfe, eine linke Sandale, eine lange Hose, ein zerrissenes Hemd. Letztere zieht er eilig an. Eine rechte Sandale, seine eigenen Schuhe aber bleiben verborgen. Mit nackten Füßen fliegt er regelrecht zu jenem Großpaket, auf dem er Jenny abgelegt hat. Er schaufelt sie auf seine Arme, rennt zu der stählernen Tür, von der er zu wissen glaubt, dass sie ihn von der Treppe nach oben trennt. Noch scheint sie nicht vom eingedrungenen Wasser verlegt zu sein, doch nur unter schwerem Protest lässt sie sich öffnen. Trenten kämpft, gewinnt gegen die kratzenden Scharniere und fällt beinahe auf die Plattform des Treppenganges. Dabei wird er von einer mittelgroßen Welle in Empfang genommen, die ihn und seine noch immer regungslose Begleiterin erfrischt, um einige hundert Gramm schwerer macht und dann sogleich in den tiefer gelegenen Decks verschwindet. Nur ganz kurz streifen seine Augen über Jenny. Ihr weißes Kleidchen hat nun völlig seine Funktion verloren. Im Grunde genommen hätte Trenten den gänzlich unbekleideten Körper der jungen Frau durch das Schiff tragen können, es gäbe keinen Unterschied. Rein optisch wirkt Jenny einfach nur nackt. Trenten stürmt die vielen Stufen hinauf. Eine Woge eisigen Wassers nach der anderen versucht ihn daran zu hindern, doch er erreicht das Deck, auf dem er das reine Chaos findet. Die Menschen rennen von Steuerbord nach Backbord und wieder zurück. Manche der Fahrgäste springen voll guter Hoffnung ins polare Wasser, als wollten sie nach Amerika schwimmen, andere fallen ungewollt über die Reling. Einige Matrosen sind bewaffnet, als befände man sich gar im Krieg. „Gehen Sie zurück!“, erschallen ihre Befehle, „Wir haben genügen Platz in unseren Booten, aber wir wollen dort zuerst die Frauen und die Kinder unterbringen. Das verstehen Sie doch wohl?“

Viele der ängstlichen Männer an Bord verstehen das offensichtlich nicht.

Schüsse fallen, aber sie halten die Meute nur begrenzt in Schach. Erst als ein jeder Mann verstanden hat, dass er den ersehnten Kontinent ganz sicher nicht in einem der ersten Rettungsboote erreichen wird, finden die männlichen Passagiere wieder zur scheinbaren Ruhe zurück. Sie helfen den Matrosen, die Frauen in den Booten zu Wasser zu lassen, noch immer hoffend, am Ende selber einen Platz im so genannten letzten Rettungsboot zu ergattern. Trenten steht zunächst nur da, schaut fassungslos dem hektischen Treiben zu. Auch er versteht nicht ganz, weshalb ein für sich alleine in der unbekannten Welt völlig hilfloses Kind einen Platz in einem der halbvollen Boote bekommen soll, während man die Männer anweist, die halbleeren Rettungsgeräte abzuseilen. Er will nicht verstehen, er will überleben. So hält er einer Gruppe mehr oder minder schultergestreifter Revolverträger Jennys farbenprächtige Mitte unter die Augen und sein Ausruf klingt fast flehend: „Meine Frau ist schwanger. Sie ist verletzt. Lassen Sie mich durch!“

Einer der Matrosen weicht zur Seite, gibt dem fliehenden Trenten den Weg frei. Der nächste wehrt dagegen sogleich die ihm nachfolgende Meute ab: „Zurückbleiben! Frauen und Kinder zuerst! Bitte bleiben Sie zurück!“ Erneut fallen Schüsse. Trenten klettert in das nächste Rettungsboot. Noch immer trägt er die leblos wirkende Jenny in seinen Armen. Er setzt sich zu einem Mann, der den Mixbehälter der Schiffsbar mit dem Ruder dieses Bootes getauscht hat, und einer Gruppe Frauen, die das Boot nur zur Hälfte füllt. Ein Kommando erklingt, das Trenten nicht verstehen kann. Man beginnt, das Boot herabzulassen. Kein Mensch auf dem Boot gibt auch nur einen Piepser von sich. Grabesstille herrscht während dieser fast peinlichen Minute. Warum nur lässt man niemanden der vielen Drängenden zu ihnen ins halbleere Boot? Platz wäre hier doch wahrlich noch in Fülle. Man schweigt, will niemanden sehen, will vor allem nicht gesehen werden. Warum eigentlich sitzen hier zwei Männer im Boot, wo doch eine halbe Armee auf dem untergehenden Kahn nichts anderes zu tun scheint, als eben Männer von den Rettungsbooten fern zu halten? Warum erhalten Frauen überhaupt den absoluten Vortritt vor all jenen Kreaturen, die Haare im Gesicht und an den Armen tragen? Frauen, von denen keine in der Lage wäre, das Boot auch nur zehn Meilen weit zu rudern. Teils gut durchtrainierte Männer, die doch viel stärker und ausdauernder wären, werden zum Untergang verurteilt, nur deshalb, weil sie Hosen tragen. Man selber hat ja Platz genommen, an der Seite einer jeden ist noch genügend freie Ladefläche, als rechne

man damit, dass eine jede auf dem kleinen Boot ein Kind zur Welt bringen und auch gleich großziehen wolle. Oder aber diese Frauen würden Netze auswerfen, um Fische zu fangen, und man habe Angst, sie wegen ihrer Menge nicht mehr ins Boot zurückziehen zu können. All diese Gedanken sind nichts als Hirngespinste irgendwelcher dummer Offiziere. Man weiß das ganz genau. Selbst der kleine, aber stämmige Barkeeper weiß das. Aber er konnte nichts daran ändern, hat es wohl auch gar nicht erst versucht. Vielmehr ist er schon froh, selber am Ruder eines der Boote sitzen zu können. Junge wie alte Paare werden auseinander gerissen, aber niemand hat den Schneid, die Herren Offiziere daran zu erinnern, dass auch sie eine Frau zu Hause haben. Fragen wie: „Ist es denn nicht schon schlimm genug, dass Ihre Witwe morgen um Sie weinen wird? Muss denn wirklich auch ich um meinen toten Gatten trauern? Haben Sie doch den Mut und zeigen Sie der Welt, dass auch Sie nur ein Mensch sind! Mit Gefühlen und mit einem Herzen! Ich steige in das Boot, und ich denke auch an Ihre Witwe!" hört man nicht in diesen Momenten. Solche Worte an einen feinfühligen Kapitän gerichtet, der nicht nur Gefühle für sein Schiff entwickelt, sondern eben auch eine Frau in seinem Heimathafen hat, sollten der Einteilung der Flüchtigen in die kleinen Rettungsgeräte eine ganz neue Orientierung geben. Aber sie fallen nicht. Keine der hier sitzenden Frauen sprach sie aus, und eine jede weiß darum. Wäre es hier nicht so kalt, die Schamesröte überzöge all ihre Gesichter. So heulen sie schon jetzt um ihre toten Männer, obgleich diese gerade noch lautstark von der Reling rufen. Man versteht sie nicht mehr, achtet auch nicht mehr darauf. Man duckt sich nur noch, macht sich klein. Keine Blicke treffen einander. Niemand wagt es gar, einen anderen Mensch zu berühren. Außer Trenten. Die ganze Zeit über hält er Jenny fest in seinen Armen. „Wir müssen schnell zu einem Arzt! Wir müssen wirklich schnell zu einem Arzt!" Es klingt beinahe wie ein Vorwurf, als er dem Mann am Ruder zuruft: „Beeilen Sie sich doch! Meine Frau braucht sofort einen Arzt!" Jedoch der kühle Mann, der heiße Sprüche nur zu gut gewohnt ist, drückt Trenten geradewegs ein Blatt in die Hand und fordert ihn auf: „Gut. Dann helfen Sie mir bitte! Wenn wir zu zweit rudern, sind wir viel schneller."

Nur zögerlich greift Trenten nach dem Holz. In einer eisig dunklen Nacht durchschneidet bald ein kleines Boot das unendliche Meer auf seiner Fahrt nach Nirgendwo.

Portrait

Ralf Blaustein erblickte 1965 am Fuß des Allgäus das Licht der Welt. Genau wie der Protagonist seines Beitrags irrte auch er die erste Zeit seines Lebens umher und verrichtete dabei nicht immer jene Arbeit, die er selbst als angenehm empfand. Mit dem Erreichen des Schwabenalters brach endlich der Lyriker aus ihm heraus. So erschienen bereits Gedichte. Das erste Drama wird noch in diesem Jahr folgen.

Linda Dudacy
„NEUSTART“

„Sag nicht andauernd *Eure Band*! Mädchen, du gehörst doch dazu, also bitte demnächst *unsere Band*, ja?!“, sagte er mit seinem Leuchten in den Augen und legte den Arm um mich.

Damit niemand sah, dass die für mich sehr typische rote Farbe in mein Gesicht stieg, schnappte ich mir kurzerhand den Cocktail und nahm hastig einige Schlucke.

Umringt von stylischen Musikern, mit ihren eng anliegenden Röhren von Cheap Monday und den ausgelatschten Vans, den bunten T-Shirts von Jack and Jones und den Lederjacken, fühlte ich mich noch immer ein wenig fremd und herausgerissen aus meinem früheren Alltag, der ausschließlich aus Schule und Verpflichtungen bestand. Inmitten vom Shisharauch, dem süßen Duft der frisch gemixten Cocktails und berauscht von der Atmosphäre, lehnte ich mich zurück und genoss den Abend im *Stadtcafé*, einer ehemaligen Konditorei, die im Laufe der Zeit zu einer Art Szenetreff für alle Jugendlichen und somit renoviert und umgestaltet wurde, so dass eine Bar mit Shisha-Lounge entstand.

Hier traf sich jeden Abend die jüngere Bevölkerung aus Zwickau, um Neuigkeiten auszutauschen, anzugeben oder mit ihrem Dasein einfach Aufsehen zu erregen. Entweder gehörte man dazu, oder man mied das Café unauffällig.

Vielleicht sollte man noch ein paar Anmerkungen zu den einzelnen Gruppen machen, denn diese hätten unterschiedlicher nicht sein können. Da gab es an der einen Sofaecke die *Emos*, die mit ihrem schwarzen Kleidungsstil und den auftoupierten Frisuren kaum auffielen. Viel herausstechender die *Indies*, Musiker mit Röhren und bunten Klamotten, mit kurzen geglätteten Haaren oder Lockenkopf, teils verschlafen aussehend, teils aufgemotzt ausschauend. Man sah ihnen die stundenlangen Auseinandersetzungen im Proberaum an, ihre aufgedrehte Art verriet ihren Bewegungsdrang, und sie traten immer in voller Bandbesetzung an. Nicht zu vergessen die drei unscheinbaren Personen mit Beuteln voller Fastfoodprodukte, die sie dann auspackten und genüsslich verzehrten. Von ihnen nahm keiner Notiz, nur wenn sie wegen Überfüllung wertvollen Sitzplatz wegnahmen. Sie waren dick und ungepflegt, alle Drei, schauten mit undefinierbarem Blick durch die Gegend und gingen irgendwann wieder stillschweigend. Hier und da kreuzten ein paar Außenseiter aus den umliegenden Dörfern

auf und dachten, wenn sie einmal im Stadtcafé wären, hätten sie die Welt überblickt. Sie bekamen die schlechtesten Plätze, ohne es zu registrieren, nahmen die teuersten Cocktails und bereiteten allen immer großen Spaß.

Somit sei das Publikum grob beschrieben, und nun fragt man sich, was macht ein 16-jähriges, schüchternes Mädchen zwischen all diesen Indies und scheint dazu zugehören? Warum sitzt sie gemütlich und zufrieden auf einem der Sofas, lacht und scherzt mit den anderen, die sie sich früher nicht einmal getraut hätte anzusprechen? Somit wäre es an der Reihe von ganz vorn zu beginnen, mit DEM Tag, an dem ich beschloss, einen NEUSTART zu beginnen…

Mein Alltag war öde, durchgeplant und deprimierend. Für mich bestand er jahrelang ausschließlich aus Schule und Klavierunterricht. Montags ging ich nach der Schule in die Stadt ins Theater, um dort, wie schon sieben Jahre zuvor, in einem der kleinen Nebenräume meinen Unterricht anzutreten, der jedesmal daraus bestand, die aufgegebenen Stücke vorzuspielen, um somit zu testen, wie viel ich daheim geübt oder wie viel ich in den meisten Fällen *nicht* geübt hatte.

Für meinen Klavierlehrer empfand ich oftmals reines Mitleid, weil ich an seiner Stelle meine Unlust und mein Desinteresse nicht so lange und stillschweigend wie er ertragen hätte. Höchstwahrscheinlich hätte ich gedacht, ich sei so eine verzogene Göre, die lediglich Klavier spielt, weil es sich in gehobeneren Kreisen gut anhört. Teils hätte er damit Recht gehabt, ich war verzogen und spielte nur Klavier, weil meine Eltern es gut und für nötig hielten.

Als sie später in einer Zeitung lasen, das Spielen eines Instrumentes fördere die schulische Leistung, fühlten sie sich vielleicht noch ein wenig mehr bestätigt.

Somit blieb ich also an jenen Montagen das einzige Mal in der Woche bis nachmittags in der Stadt und wurde dann vom Theater abgeholt und nach Hause gebracht, um dort den zweiten Teil meines Tages zu verbringen: selbstverständlich mit Hausaufgaben und Lernen, mit Lesen und Klavierüben. Dass ich nach jedem Tag enttäuscht abends ins Bett fiel und mir für den nächsten Tag etwas Aufregenderes vorstellte, war die Konsequenz, jedoch mit der Folge, dass jeder Tag gleich aussah und die Vorstellungen am Abend jedes Mal fantasiereicher wurden.

Ich schätze, in jener Zeit wuchs das Interesse an Rebellion, am Anderssein, an herausragenden Aktionen und Abenteuern – schlicht zusammengefasst: an ei-

nem neuen Lebensabschnitt, einer Art Neustart.

Mit meinem durchorganisierten Wochenplan wollte ich abschließen und beschloss, in der zehnten Klasse mich all meinen vorher so säuberlich durchgeführten Prinzipien zu wiedersetzen und ging… in die Disco…

Sicherlich ahnten nicht einmal meine Eltern, was das für Konsequenzen haben sollte, auch ich hätte nicht damit gerechnet. Sage und schreibe fünf neue Leute lernte ich am allerersten Abend schon kennen. Vorher nie wirklich eine Freundin oder einen Kumpel gehabt, stürzte ich mich in Gespräche, in Diskussionen, in Gerangel und in Verabredungen.

Das erste Mal lernte ich Alex kennen. Er war zu jener Zeit das komplette Gegenteil von mir: grundlegender Unterschied zwischen uns war, schätze ich: Er sah unglaublich hübsch und faszinierend aus, war begehrt und überall bekannt, spielte in einer Band und kam viel herum. Ich hingegen sah mit meiner Zahnspange aus wie jedes andere Mädchen, das im Sekundentakt auf Metall beißt (zu jener Zeit musste ich noch genau drei Wochen auf mein strahlend weißes Lächeln warten, der Kieferorthopädie-Termin hatte sich unglücklicherweise verschoben), mich kannte keiner, und mein Nachteil war, *ich* kannte auch keinen.

Aber auf Partys zählt das nicht immer, und ich lernte ihn als netten, liebevollen Menschen kennen, er stellte mir neue Leute vor und ich fühlte mich zum ersten Mal in der neuen Umgebung wohl.

Schon am nächsten Tag unterhielt ich mich per Mail mit dem Sänger der Band namens *Festwiese*. Johnny war modern, jugendlich, und erzählte voller Elan von seiner Musik, seinen Texten und seinen Vorstellungen vom Leben. Er war rebellisch und kannte keine Grenzen, es schien, als wollte er mit einem Handgriff die ganze Welt umarmen, und ich war total begeistert.

Kurz gesagt, ich begegnete auf den darauf folgenden Partys Felix, dem zweiten Gitarristen, Nathan, dem Mann am Bass und Caine, dem Drummer.

Durch Zufall wieder einmal nach Zwigge gekommen, begegnete ich dort am McDonalds Johnny, der mir glatt um den Hals fiel und mich zu einem Eis einladen wollte. An der Ecke Haselnusseis und Joghurt-Heidelbeere bestellt, liefen wir orientierungslos durch die Stadt, fuhren mit der Straßenbahn sinnlos im Kreis, sprachen wildfremde Leute an und ließen uns die kompliziertesten Wege erklären und landeten schließlich an seinem Arbeitsplatz: der Kinderspielabtei-

lung eines Kaufhauses.

Ist euch bekannt, dass die Batterien eines Spielzeug-Lkw´s für Kinder nur 45 Minuten halten? Tja… auf jeden Fall bekamen wir das zu spüren, als wir vor dem Geschäftsführer standen und böse Blicke ernteten.

Mit Alex schrieb ich hin und wieder, hatte jedoch das Gefühl, es sei sehr schwer mit ihm richtig Kontakt zu halten. Seinen Charakter würde ich als sympathisch arrogant bezeichnen. Er war eingebildet, doch man kam einfach nicht drum herum ihn zu mögen, zu lieben, ins Herz zu schließen, an ihm zu hängen, mit ihm seine Zeit verbringen zu wollen. Schlicht und einfach verdrehte er so ziemlich jedem Mädchen den Kopf, auch wenn es sich wie meine Wenigkeit einredete, er sei nur ein Kumpel.

Im Verdrängen jedoch war ich schon immer gut, ließ mir somit nichts anmerken, als er nicht auf meine Nachrichten antwortete, machte mir keine Gedanken, als er meine SMS nicht kommentierte oder an meine Anrufe nicht ranging. Ich wusste, er hatte Familienprobleme, und ich wusste, er bräuchte Zeit, um mit allem wieder klar zu kommen, jedoch wusste ich nicht, dass er nur zu mir den Kontakt zeitweise so verweigerte.

Bemerkenswert in jenem Zeitraum war die innige Freundschaft, die sich zwischen Felix und mir entwickelte. Schon damals war mir klar, dass er irgendwann wie ein großer Bruder für mich sein würde. Von der ersten Sekunde an hatte ich einen Menschen gefunden, dem ich alles anvertrauen konnte und mit dem ich über eventuell auftretende Probleme sorgenfrei reden konnte. Hatte ich bei anderen Menschen Bedenken, die könnten die Geheimnisse weitererzählen oder nicht ernst nehmen, so verspürte ich bei Felix den regelrechten Drang, mir mein Leben von der Seele zu reden.

Ich erinnere mich zu gern an den Tag, an dem Felix mich fragte, ob ich nicht Lust hätte, aus dem Klavierspielen in der Musikschule mehr zu machen. Ob ich nicht Lust hätte, meine Erfahrungen anzuwenden und Kreativität im musischen Bereich ausleben zu wollen.

Natürlich wollte ich und war kurzerhand in der Band als Keyboarderin engagiert. Voller neuer Ideen und Ziele, voller Enthusiasmus und Interesse sah ich in der Teilnahme an dem Unterricht in meiner alten Musikschule keinen Sinn mehr, forderte meine Eltern auf, dort zu kündigen, und beschäftigte mich daraufhin tagelang mit Felix und einem speziellen Programm, mit dem man nicht

nur neu komponieren konnte, sondern das mir auch die Möglichkeit bot, all die Stücke, an denen ich bisher nicht mitgearbeitet hatte, zu erlernen.

Musikalisch, wie er war, hatte Felix zu fast allen Songs eine Keyboardstimme kreiert, und voller Begeisterung hatte ich sie innerhalb kürzester Zeit im Kopf.

Sie waren es, die mir kurz vorm Einschlafen im Kopf summten, und sie waren es, die mich auf all meinen Wegen am Tag begleiteten, sie waren der Grund, warum ich durch die Stadt tänzelte und mit ungewohnter Fröhlichkeit allen den letzten Nerv raubte.

Getrübt wurde das Ganze, als ich kurze Zeit später erfuhr, dass Johnny, der Sänger, weder begeistert von jener Idee war noch dem zustimmte. Johnny war also gegen eine Auffrischung der Musik seiner Band, gegen ein neues Mitglied, gegen eine Keyboarderin, und die einzige Hoffnung, an die ich mich verzweifelt klammerte, war, dass er nicht gegen mich war.

Die erste Probe fand an einem Sonntag statt, im Keller einer riesigen Villa, in der Nathan mit seinen Eltern wohnte.

In der Woche probten die Jungs nie, da Caine und Alex ihre Schule bewältigen mussten, Johnny arbeitete, Felix seine Ausbildung anfing und Nathan mit seinem Studium zu kämpfen hatte.

Mit 16 war ich ihr jüngstes Mitglied, umringt von Jungs. Vollkommen schüchtern, teils irritiert und still beäugte ich an jenem Sonntag die Umstände. Ich verkroch mich in eine Ecke der Sitzbank und schaute bewundernd und verzaubert zu, wie jeder sein Instrument stimme, Caine sein Schlagzeug quälte und Nathan die komplette Technik einstimmte.

Schlagartig erfasste ich an der mir gegenüber liegenden Wand ein kleines, vollkommen ungenügendes Keyboard. Es stand auf aufeinander gestapelten Verstärkern für die Gitarren, war schwarz, fast ausgeblichen, mit erschreckend bunten Knöpfen und erinnerte mich an die Kinderinstrumente, die es in zahlreichen Kaufhäusern zu erwerben gab. Dementsprechend war auch der Klang. An den Seiten standen in knalligen Farben die verschiedensten Sounds, und die Tasten waren so winzig, dass mein kleiner Finger sie gerade so drücken konnte.

Die Jungs hatten aufgehört zu spielen, was ich nicht wahrgenommen hatte, stemmten ihre Hände in die Hüfte und schauten mir belustigt zu. Caine nahm sich den in der Ecke liegenden Bieröffner und setze sich gemütlich und amüsiert auf die Couch.

Durch den lauten Knall, den er beim Öffnen verursachte, schrak ich aus meinen Gedanken auf und blickte geschockt in die Runde.

„Ich weiß, dass unser Keyboard nicht das Beste ist. Für fünf Euro habe ich es vor genau zwei Monaten bei Ebay erworben – du warst also schon viel eher hier eingeplant“, rief mir Nathan lachend zu.

„Wie großzügig von dir, aber… ich bin mir nicht sicher, ob es genügt. Also – ob es wirklich den Ansprüchen genügt, die Ihr voraussetzt. KLAR, für den Anfang reicht es!“, fügte ich schnell hinzu, als ich Felix' enttäuschten Blick sah. Außerdem wollte ich nicht besserwisserisch oder gar unzufrieden wirken. Schließlich kann ich nicht erwarten, dass ich hierher komme und mir ein hochmodernes Keyboard zur Verfügung steht. Wenn ich daran denke, dass ich selber keins hätte auftreiben können, da ich von zu Hause nur an mein gewöhnliches und mein elektrischen Klavier gewöhnt war, durfte ich doch eigentlich recht zufrieden sein.

„Spiel uns einfach was vor!“, sagte Alex, legte deine Gitarre zur Seite, schob sich seinen Verstärker heran und setzte sich legere und auffordernd darauf. Sein Blick war gespannt, rebellisch wie ich ihn kannte, und seine durchdringenden Augen musterten mich von Kopf bis Fuß.

Mich beobachtet fühlend, schaltete ich mein „Kinderspielzeug“ ein und spielte „We are the champions“ von Queen, eines meiner Lieblingsstücke, das ich aufgrund eines in der Schule aufgeführten Musicals im Schlafe spielen konnte.

Es klang schlicht und ergreifend lächerlich, und ich brach in lautes Lachen aus.

„Und ich sage es Euch: Hätte Freddie auf diesem Keyboard gespielt, wären sie noch erfolgreicher gewesen! Damit hätten sie noch mehr Welthits gelandet. Meine Güte, was bin ich für ein Held, dass ich es nur für unsre Lindi organisiert habe!“, würgte Nathan in einem Lachanfall heraus, und wir alle schauten uns grinsend an.

Nathan war sonst ein sehr stiller Mensch, wurde von allen nur herumkommandiert und ließ sich alles gefallen, hatte ich den Eindruck. Begeistert jedoch war ich von seinem bayrischen Akzent und seiner lockerer Art, über die Dinge hinwegzusehen.

„Wir stellen bis zur nächsten Probe dieses Ding dort richtig ein, und dann kannst du auch damit arbeiten. Heute bist du erst einmal unser Publikum, setzt dich am Besten dort in die Ecke und lauschst unsrem Privatkonzert. Irgend-

wann wirst du bei allen Songs mitspielen, aber nicht gleich alles am ersten Tag, ruh dich erstmal aus“, sagte Felix, der sich zu mir gewendet hatte und mich schelmisch anzwinkerte.

Den Rest der Probe verbrachte ich tatsächlich damit, den Jungs zuzusehen und zuzuhören. Ich war begeistert von ihnen! Schon vor einigen Monaten hatte ich sie live auftreten gesehen und sie bewundert, war nun jedoch mitten im Geschehen und nahm daran teil. Ich war diejenige, die klatschte, ich war der Grund, warum sie ihr komplettes Repertoire auftischten und wiederholten, mich lachten sie an und auf meine Lobesreden warteten sie.

Am Ende fuhr mich Felix nach Hause, und auf der Fahrt diskutierten wir über neue Bands, über Johnny, der seit Wochen nicht mehr zur Probe erschien, und über das nächste Wochenende.

Die kommende Woche verging rasend schnell und der Freitag war gekommen, Felix fuhr mich mit seinem neuen Auto zur Probe, und dort warteten wir auf Alex und Johnny. Caine schnappte sich schon sein zweites Bier, und Nathan und Felix zündeten sich schon die dritte Zigarette an, als eine erhitze Debatte über die Stellung von Johnny in der Band ausbrach. Felix war einfach nur noch genervt und nicht mehr gut auf ihn zu sprechen. Seit Wochen erscheine er nicht zur Probe und seit Wochen schreibe er weder Texte noch Gesangsstimmen.

„Wir werfen ihn aus der Band und damit basta. Was fällt diesem Kerl ein, uns einfach so hängen zu lassen. Die Konsequenzen seiner Faulheit merken wir dann bei unseren Auftritten, bei denen er seinen Text vergisst, nicht mit der Reihenfolge klar kommt und sich total daneben benimmt. Von mir aus kann Alex singen, der bringt´s viel mehr als Johnny“, bemerkte Nathan mit abwertendem Blick.

„Arr, Baby, natürlich bringe ich es mehr als Johnny, ich frage mich grad eben nur, in welcher Beziehung. Was genau meinst du?“

Alex, an den Türrahmen gelehnt und frech grinsend, schaute uns herausfordernd an.

„Du weißt genau, was ich meine! Wenn ich ihn das nächste Mal sehe, muss ich mit ihm reden, ich kann es nicht länger dulden, dass er uns hier so einfach sitzen lässt – wir alle brauchen Gewissheit. Und jetzt… fangen wir an!“

Mit diesem Satz nahm sich Alex schnell seine Gitarre und fing an den Song

„Look out“ zu spielen, ich sprang in die Höhe zu meinem Keyboard und stieg mit ein. Kurz darauf spielten alle. Es war ein unglaublich wohlwollendes Gefühl, man war voller Energie und Enthusiasmus, fühlte die Gemeinschaft und Stärke, etwas Gemeinsames zu vollbringen.

Nachdem wir den Song mehrmals durchgeprobt hatten und ich mich nach einigen Anfangsfehlern an das Tempo gewöhnt hatte, machten wir eine kleine Pause, nahmen auf den herumstehenden Verstärkern platz und aßen Chips.

„Du bist mit Phillip zusammen?“, fragte mich Alex und blickte mich mit undefinierbarem Blick von unten herauf an.

Ich lief rot an, antwortete mit einem schüchternen „Ja!“ und aß weiter, bemerkte Felix´ schockierten Blick und schaute auf. Die Jungs sahen sich an und runzelten die Stirn. Felix sah mich mit schuldigem Blick an und holte schwer und tief Luft. Nathan nickte und Felix erhob sich, setzte sich neben mich und spielte aufgeregt mit seinen Fingern.

„Sag mal, was ist mit dir los? Hab ich irgendwas Falsches gesagt?“

„Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll,“ erwähnte er mit gesenktem Blick und konnte mir nicht in die Augen sehen, „ aber ich weiß, dass er nebenbei etwas mit seiner Exfreundin laufen hat. Ich wusste nicht, dass du mit ihm zusammen bist, sonst hätte ich es dir schon viel eher gesagt. Es läuft schon seit zwei Wochen. Es… tut mir unglaublich leid. Ist immer der falsche Zeitpunkt, um jemanden so etwas zu sagen, aber ich denke, unter Freunden ist es angemessen.“

Betrogen? Mein Freund hat mich betrogen? Das hätte ich nie erwartet! Ich bin weiß Gott keine Freundin, die sich alles gefallen lässt, ich sage meine Meinung, ich beschwere mich, wenn mir was nicht passt, ich lasse mich weder einengen noch einschüchtern. Wahrscheinlich war er DAS nicht gewohnt, aber… warum gibt er es nicht zu?

Aus meinen Gedanken vertieft riss mich plötzlich eine ruhige, nachdenkliche und melancholische Melodie heraus. Felix hatte sich seine Gitarre geschnappt und sah mich mitfühlend und traurig an, Nathan setzte sich noch ein weniger näher zu mir und Alex schnappte sich das Mikro und warf mir einen bestimmten Blick zu, stellte sich vor mich und sang leise mit einer solch einfühlenden Stimme, wie ich es nie von ihm erwartet hätte.

Fast wären mir die Tränen gekommen, jedoch schaute mich Alex die ganze Zeit an, hielt den Blick, und mir war es, als gebe er mir die Stärke, die ich bräuchte um nicht weinend vor allen zusammenzubrechen. Mir war es, als hiel-

te er mich fest, würde den Schock mit mir teilen, mir den Schmerz abnehmen und meine Situation nachvollziehen. Ich hatte ihm bis zu diesem Zeitpunkt noch nie so durchdringend und lange in die Augen geschaut, und als er mir zuzwinkerte, wurde ich rot und schaute betreten zur Seite.

Am nächsten Tag machte ich unter lauten Schreien und Wutausbrüchen Schluss, zerbrach die von Phillip mitgebrachte Rose, trampelte unter Schnauben auf ihr herum, schubste ihn zur Seite, trat gegen sein Moped und lief erhobenen Hauptes davon. Ich würde seinetwegen nicht meinen Stolz verlieren, ich würde nicht flehend zu ihm zurück wollen, ich würde ihn vergessen und ihm keine Träne nachweinen.

Überraschender Weise machte mir diese Trennung und der Schmerz, betrogen worden zu sein, nichts aus, und ich sagte kurze Zeit später einer Einladung von Felix, ins *Stadtcafé* zu gehen, freudestrahlend zu.

Auf zu einem neuen Lebensabschnitt – ich werde alles ganz anders, ganz neu und aufregender gestalten und ausnahmsweise machen, was mir gefällt und worauf ich später glücklich zurückblicken kann.

Ich kenne all diese Trennungsszenen, in denen das Mädchen wochenlang geknickt und verletzt durch die Welt kraucht, sich in ihrem Zimmer verkriecht, kein Wort mehr sagt und zutiefst verletzt ihr Leben vergisst und sich einredet, jener Junge wäre ihr Ein und Alles gewesen.

Schockiert über jenes Schreckensbild griff ich entschlossen in meinen Kleiderschrank, suchte mir meine rote Röhre raus, ein schwarzes T-Shirt, auf dem groß und breit „the Rolling Stones“ stand, und suchte mir die schwarz-weißen Vans. Handy und Geld waren schnell in die kleine, schwarze Umhängetasche gesteckt, und prompt stand ich mit einem breiten Lächeln vorm Tor unserer Auffahrt, und mir gegenüber stand aufgestylt und die Kapuze seiner knallbunten Volcom Jacke auf dem Kopf Alex, der mich behutsam zur Begrüßung in dem Arm nahm und mir die Tür aufhielt. Im Auto warteten schon Felix und Caine auf mich und lächelten mir freundlich zu.

„Geht’s dir soweit gut, Kleines?“, fragte mich Felix, und ich nickte ihm aufgeschlossen zu.

„Auf nach Zwigge, würde ich sagen!“, entgegnete Alex, und mit einem lauten Hupen schossen wir davon.

Auf der Fahrt tippte Caine neben mir auf der Rückbank immer wieder zum

Takt mit seinen Händen auf den Vordersitz – typisch Schlagzeuger, können keine Minute ruhig sitzen. Felix und Alex sangen laut zu „Helicopter“ von Block Party und machten an jeder roten Ampel ihre Späße mit den Fahrern der nebenstehenden Autos. Einmal stieg Alex aus, klopfte ans Fenster einer älteren Autofahrerin und fragte sie nach Feuer. Empört wie die Frau war, trat sie aufs Gas und rauschte bei roter Ampel über die Kreuzung, wobei sie fast eine Fußgängerin überfuhr.

Schallend lachend und uns den Bauch haltend kamen wir im Stadtcafé an und suchten uns die gemütlichsten Plätze aus. Ich war noch nie zuvor dort gewesen und trottete den andren einfach nach. Hier und da sah ich einige bekannte Gesichter, und alle fielen mir um den Hals.

Johnny brachte mit mürrischem Blick einige Cocktails und eine große grüne Shisha mit Bananentabak. Schon nach kurzer Zeit unterhielten die Jungs sich über die Band und andere Musiker hier im Umkreis.

Somit wären wir am jenem Punkt der Geschichte angekommen, mit dem ich am Anfang begonnen hatte. Da sitze ich also nun in Alex´ Arm und höre den Jungs bei ihren Gesprächen zu, nehme hier und da einige Schlucke von dem bestellten Cocktail und spüre, wie mir bei jedem neuen Schluck wärmer wird – der Alkoholeinfluss nimmt also seinen Lauf. Nach Stunden sind unsere Wangen rot und wir lachen herzlich, Caine prustet seinen Shisharauch in die Runde und fällt, das Gleichgewicht verlierend, in Felix' Schoss, der ihm daraufhin gespielt zärtlich durchs Haar fährt.

Ich wusste, was dem folgen würde – die Jungs und ihre Annäherungsversuche gegenseitig, ich könnte mich jedes Mal wieder halb tot lachen.

Caine umfasst Felix´ Gesicht und gab ihm einen dicken Knutscher auf die Wange und fragte, ob er nicht so nett sei und ihm ein Hefeweizen ausgeben würde, er würde auch schnell mal mit ihm auf Toilette gehen.

Wie primitiv ich jene Gespräche doch fand, ich schaue leicht genervt zur Seite, direkt in Alex breites Grinsen.

Während die zwei Jungs tatsächlich auf Toilette gingen, streicht Alex mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

„Sag bloß, du bist schon über die Schauernachricht von gestern hinweg? Wenn ich ehrlich bin, kann ich ja noch immer nicht verstehen, wie du auf einen solchen Kerl stehen konntest. Er hatte nicht im Geringsten deinen Style, dein

Niveau, und hübsch finde ich ihn auch nicht."

„Ich weiß... es klingt nicht sonderlich real, aber ich trauere ihm nicht nach. Um offen zu sein, bin ich fast froh, einen Grund gefunden zu haben, ihn zu verlassen. Ich konnte mit ihm nicht reden, mit ihm nicht gemeinsame Hobbys verfolgen, wir hörten nicht die gleiche Musik, und ich schätze, es lag auch nicht in seinem Interesse, dies alles zu ändern. Du hast vielleicht Recht, wir passten wirklich nicht zusammen", entgegne ich mit nachdenklicher Stimme.

„Komm, wir gehen raus an die frische Luft", sagt Alex beiläufig, steht auf und geht raus. Kurz vor der Tür bleibt er stehen und schaut sich nach mir um, nickt mir zu und wartet bis ich genau neben ihm stehe. Er legt seine Hände auf meine Hüften und schiebt mich vorsichtig in die kühle Abendluft. Kalt ist es, und ungemütlich. Ich brauche nichts zu sagen, und auf meinen Schultern liegt schon Felix´ warme Lederjacke.

„Willst du sie erfrieren lassen oder was?", fragt Felix scherzend und setzt sich auf die Bordsteinkante genau vorm Café.

Ich schätze, wir saßen noch eine Stunde dort draußen und erzählten über unsere Vorhaben, unsere Ziele, ihre bisher erreichten Erfolge, und lästerten heiter über vorbei gehende Leute.

Es ist unglaublich, wie die Zeit vergeht, unglaublich, wie schön die Augenblicke mit den Jungs sind. Doch ich weiß, meine Eltern warten unruhig zu Hause, und somit bezahlen wir alle unsere Drinks, stellen überrascht fest, dass in recht kurzer Zeit eine Menge zusammen gekommen ist, und laufen leicht wankend und einander stützend zum Auto.

Felix tut mir bei solchen Aktionen immer ein wenig leid, da er in vollkommen trockenem Zustand bleiben muss, um uns dann alle nach Hause zu kutschieren.

Doch anscheinend hat auch ihn unsere Unbeschwertheit angesteckt, und wir fahren in Lichtgeschwindigkeit durch die Stadt, vorbei an voll besetzten kleinen Nachtbars oder an nach Hause laufenden Jugendlichen. Nachts ist es, wie ich finde, viel interessanter, allein die Lichter, die einen umgeben, wecken Interesse und Fantasie. Den Fahrtwind im Haar und die kühle Abendluft am Nacken spürend, beobachte ich die vorbeirauschenden Autos, die gestresst aussehenden Büroleute mit Handy am Ohr.

Am Bahnübergang stehen die altbekannten Punks wie gewöhnlich und grölen uns, nach einem Hupen von Felix, laut und verärgert hinterher.

Wir fahren als erstes Caine nach Hause, weil es auf dem Wege liegt, und ver-

abschieden uns von ihm. Ein wenig geknickt, dass der Abend so schnell vorbei ging, schließt er die Haustür auf und blickt uns wild winkend hinterher.

Felix, Alex und ich allein im Auto, nach kurzem Anstarren und Lachen geht die Fahrt weiter.

Ich schaue ungeplant direkt auf Alex´ Nacken und schubse ihn leichtsinnig nach vorn, nehme ihm die Mütze ab und kneife ihn in die Schulter. Keine Ahnung, was mich dazu nun schon wieder veranlasst hat...

„Sag bloß, du willst mich massieren, das kannst du doch gar nicht!“, sagt Alex herausfordernd.

„Hättest du wohl gerne, was?!“, entgegne ich, überlege gar nicht weiter und fange trotz Widerwillen an, ihn zu massieren. Da sitze ich im Auto und habe eh nichts zu tun, also was soll's, denke ich mir.

„Oh verdammt, erzähl nicht! Bitte, wo hast du *das* gelernt?“. Alex scheint überrascht.

Unentwegt mache ich weiter und denke über den Abend nach. Es war wirklich wunderschön und lustig. Wahrscheinlich hatte ich lange keinen solche spaßigen Abend mehr, an dem ich mich einfach zurück lehnen und die Atmosphäre genießen konnte. Wenn ich an das vergangene Schuljahr zurückdenke, scheint mir dies hier alles unwirklich. Ich war ein Streber durch und durch und habe mich tief in die Lehr- und Sachbücher vertieft, keine Freunde weiter gehabt, und wirklich akzeptiert wurde ich von meiner Klasse auch nicht. Stundenlang könnte ich mich darüber beklagen, dass ich nie integriert wurde. Nur weil man ein gutes Zeugnis hat, muss man ja nicht ausgeschlossen werden. Aber wenn ich zurück blicke, hätte ich mich höchstwahrscheinlich zu jenem Zeitpunkt auch nicht sonderlich leiden können und als Freundin erst recht nicht haben wollen.

Wenn ich daran denke, dass ich angelaufen bin wie eine Tomate, wenn ich die Jungs, mit denen ich nun tagtäglich durch die Gegend streife, gesehen habe...

Total verändert hat sich meine Welt, ich bin anders geworden, und das in so kurzer Zeit. Ich habe neue Lieblingsbands wie Vampiere Weekend, Artic Monkeys, the Wombats, Shout out louds oder Block Party. Ich hüpfe durch die Gegend zu “That´s not my name“, „Helicoper“ oder „Kill the director“ und „Moving to New York“.

Hätte mir das jemand vor einem halben Jahr gesagt, hätte ich irritiert und verächtlich den Kopf geschüttelt und wäre in meinem Alltagsleben weitergetrottet.

Mache ich mir jetzt noch Gedanken über den morgigen Tag? Über die Meinung der anderen über mich?

In dieser Beziehung kann ich den Jungs verdammt dankbar sein, sie haben mir neue Sichtweisen geboten, meinen Eltern klar gemacht, dass ein junger Mensch Freiheiten braucht, und sie halten bis jetzt immer zu mir, ich hoffe, es bleibt auch in Zukunft so, doch bin ich sehr zuversichtlich.

Es ist vier Uhr am Morgen und ich liege seit zwei Stunden mit weit geöffneten Augen und nachdenklich unruhiger Miene im Bett. Zu Hause angekommen, habe ich panisch meinen Haustürschlüssel gesucht, ihn gefunden und nach mehrmaligen Versuchen die Türe auch aufbekommen. Mich bei meinen Eltern abgemeldet, mir eine Limo und Müsli geschnappt und mich in mein Zimmer zurückgezogen, dort schnell die komplette Tüte Frühstücksmüsli in mich hineingestopft und die Limo hastig ausgetrunken, mich in mein gemütliches und weiches Bett fallen lassen. Und dort liege ich nun seit, wie mir scheint, einer Unendlichkeit und denke nach. Aber über was eigentlich?

Ehrlich gesagt bin ich mir dessen selbst nicht wirklich bewusst, mir schwimmen so viele Gedanken im Kopf, und rastlos schwirren Fetzen des Tagesgeschehens um mich herum. Der Streit, die Fahrt nach Zwickau, Caine der auf die Vorderbank trommelt, Alex, den ich massiert habe, der mich im Arm hatte, der mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht legte, der seine Hände behutsam auf meine Hüften gelegt hatte, der mich frech angegrinst hatte, der mit seinem knalligen Pulli unglaublich hübsch und begehrenswert aussah. Ja… vielleicht dreht sich momentan alles um ihn, aber diese Idee verdränge ich lieber ganz schnell und schließe die Augen, rede mir ein, einfach zu viel getrunken zu haben, und schlafe letzten Endes vollkommen übermüdet ein.

„Ich weiß auch nicht, aber sie erinnert mich an ein… an ein… nun ja an ein sehr faules und schlafendes… ehm… Faultier."

„Bitte? Ein Faultier? Orr, nein, wie gemein du bist. Nein, sie schaut aus, wie die süße Keyboarderin von Festwiese, die schläft und die Decke bis über die Nase gezogen hat."

Grunzendes Gekicher.

Mist! Diese Stimmen und dieses vorlautes Gekicher kenne ich doch – ich sollte, aufhören vorm Einschlafen so viel nachzudenken. Ich öffne schlagartig die

Augen und sehe vor mir verschwommen zwei dürre Kerle, die sich amüsierend an die Tür lehnen, die Arme verschränkt und wartend. Ich ziehe die Bettdecke ganz weit über mein Gesicht, schließe fest die Augen und besinne mich. Plötzlich reiße ich mir die Decke vom Kopf und sitze kerzengerade im Bett. Vor mir stehen doch tatsächlich Felix und… ich schnappe nach Luft… Alex. Fassungslos starre ich beide an, und auf meinen fragenden Blick antwortet Felix: „Morgen Kleines, deine Eltern sind nach Dresden und waren so freundlich, uns hier rein zu lassen, hielten es nicht für nötig dich zu wecken. Naja, wir Zwei wollten nach Zwickau, weil Alex zum Friseur muss, und dachten uns, du willst eventuell mit?!"

„Oh mein Gott! Das ist nicht Euer Ernst?! Wie lange steht Ihr schon da? Aus dem Weg!", brülle ich förmlich und arbeite mir einen Weg ins Bad, betrachte schockiert meine zerwuschelten Haare, die in alle Himmelsrichtungen stehen, sowie meine auffälligen Augenringe. Nicht zu vergessen mein Outfit: die Boxershorts mit den grünen Dreiecken und das T-Shirt mit der dämlichen Ente drauf. Ich will gerade eben hysterisch im Kreis rennen und schreien, da streckt Felix mir eine Tasse Cappuccino entgegen, und dankbar nehme ich sie an, trinke sie auf Ex leer und schaue dann, noch immer ein klein wenig irritiert, beide an.

„Also jetzt mal ganz ruhig. Ihr seid nicht eingebrochen, habt meine Eltern überfallen und sie geknebelt? Sie haben Euch ohne Widerworte hier rein gelassen, in mein Zimmer, in dem Ihr nun seit Ewigkeiten steht und mir beim Schlafen zuschaut, und *nun* wollt Ihr mich ernsthaft fragen, ob ich mit nach Zwickau komme?"

„Nun ja – fast alles richtig begriffen, du Genie! Wir stehen hier leider erst seit fünf Minuten, deine Eltern sind gerade eben weg, und den Cappuccino, den du grad zu dir nimmst, habe ich mir auch erst frisch gemacht. Wir fragen dich eigentlich nicht, ob du mitkommst… wir gehen davon aus!", verkündet Felix hellauf begeistert.

Ich schaue beide biestig und berechnend an, stemme die noch freie Hand in die Hüfte, überlege, laufe kurz ein paar Schritte hin und her und gebe Felix die Tasse wieder.

„Gebt mir… nun ja, ich schätze, nach einem solchen Überfall… eine Viertelstunde, und wir können losfahren", schnaufte ich den beiden entgegen, während ich mir wahllos ein paar Klamotten raussuchte, den CD-Player anschaltete, Block Party laut aufdrehte und ins Bad watschelte.

In der Dusche werde ich endlich wach und begreife langsam, dass zwei bildschöne Jungs im Alter von 17 und 18 hier in meinem Zimmer auf meinem Bett sitzen, sich angeregt unterhalten und auf mich, tatsächlich mich, warten. Ein Witz! Es muss ein übler Scherz sein, wenn ich aus der Dusche gehe und in mein Zimmer schaue, dann ist alles leer und ich werde mir vornehmen, in Zukunft keinen Alkohol mehr zu trinken.

Leise und auf Zehenspitzen schnappe ich mir das grauenhafte rosa Handtuch, binde es mir um und schaue aus der Türe hinaus in mein Zimmer.

„Alles klar bei dir? Oder können wir dir bei irgendwas behilflich sein?“ Alex ist in bester Laune.

Mit zusammengekniffenen Augen schaue ich ihn böse an und verschwinde ruckartig wieder im Bad, streife mir die knallig blaue Röhre über und werfe im Vorübergehen ein schwarz-weißes Top mit kleinen Monstern über. Schnell versuche ich die Augenringe zu überschminken, gebe nach zwei Minuten hilflos auf, haue dafür mehr Wimperntusche drauf, schalte den Föhn an, danach kommt schnell das Haarspray zum Einsatz, und nach exakt einer Viertelstunde stehe ich frisch geduscht und fertig angezogen vor den beiden Chaoten und schaue sie noch immer ein wenig nachdenklich an.

„Hübsch! Hübsch schaust´ aus, Kleines. So wie ich das einschätze, können wir los“, gibt Felix zum Besten, stupst mich sacht an und geht schon mal die Treppe hinunter.

„Hübsch würde ich nicht sagen, sexy passt eher…“, flüstert Alex mir im Vorbeigehen zu.

Bitte? Das hat er doch grad eben nicht wirklich gesagt, oder? Erstaunt schaue ich ihm hinterher, reiße meine Tasche mit den Sachen von gestern an mich und stiefel ihm ungläubig hinterher.

„Wenn ich Ihre Haare so sehe, würde ich meinen, Sie können mit mindestens drei Stunden rechnen.“

Die Friseuse hat lange Haare mit unzähligen bunten Strähnen, drei Piercings in der Unterlippe, je eins am Auge, in der Nase, in der Augenbraue… – insgesamt komme ich auf 7 sichtbare. An weitere möchte ich nicht mal denken.

„Nun ja… wenn Sie mir versichern, dass ich danach nicht mehr aussehe wie ein Hippie im Urlaub, wenn Sie mir versichern, dass ich mich danach wieder ohne Mütze aus dem Haus trauen kann – dann machen mir drei Stunden, denke

ich, nichts aus“, erwidert Alex.

Er hat unglaublich gelockte Haare, die in dicken Strähnen herunterhängen. Er muss früh stundenlang mit dem Glätteisen vorm Spiegel stehen, anders kann ich mir seine sonstig so aufgestylte Frisur nicht erklären. Alex hat stets glatte, in alle Richtungen gegelte Haarsträhnen, und von seiner Naturfrisur wusste ich bis zu jenem Tag noch nichts, war somit genauso überrascht wie die Friseuse selbst.

Höchstwahrscheinlich könnte er mir auch mit einem Iro vor die Augen treten, und ich wäre sicherlich immer noch begeistert – schlimm so eine vollkommene Verblendung hinsichtlich eines Menschen.

Während er in dem hochmodernen Studio sitzt und sich seine Wolle auf dem Kopf richten, schneiden, färben und glätten lässt, gehen ich und Felix shoppen. Alle möglichen Läden werden abgeklappert, Felix muss eine Damenröhrenhose anprobieren und ich eine hautenge Jeans von Cheap Monday. Dabei fühle ich mich mehr als unwohl – Hosen kaufen war seit jeher mein Schwachpunkt, da ich meine Beine immer zu x-beinig finde, andere Körperteile viel zu dick und hässlich. *Dann* auch noch eine hautenge Cheap – und es *dann* von einem Kerl beurteilen lassen, raubt mir meinen letzten Nerv.

Beim Anblick der Preise der neuen Kollektion der Vans breche ich fast in einen Heulkrampf aus und stampfe aus dem Laden, während ich aufgebracht über die Taschengelder der Jugendlichen schimpfe, deren Kapital, sich stilgerecht zu kleiden, und die Chance den normalen Alltag damit zu gestalten. Nachdem ich einige böse Blicke von älteren Damen um uns herum geerntet habe und den Kommentar „Früher wären wir froh gewesen, so viel Taschengeld zu bekommen, wie Ihr Bälger der heutig verwöhnten Jugend!“, ging ich einen Schritt schneller wutentbrannt auf eine Eisdiele zu und bestellte für Felix zweimal Joghurt-Heidelbeer.

Wenn ich noch einmal einen „Früher war alles anders“-Satz höre, gehe ich die Wand hoch, schätze ich.

Felix grinst die ganze Zeit nur vor sich hin, bekommt seine kleinen, kaum sichtbaren Lachfältchen und schaut mich belustigt an. Ich habe wirklich das Gefühl, in ihm einen sehr vertrauten und tollen Menschen gefunden zu haben, den ich an meinem Leben teilhaben lassen will. Immer wieder sorgt er sich um mich, fragt immer wieder, ob ich das mit Phillip verkraftet habe, und schaut mich dabei interessiert und beruhigend an.

Plötzlich bleibt er abrupt stehen und erstarrt. Er nimmt meine Hand, reißt

mich herum und schreit laut „LAUF!“ Ich habe weder Zeit zu fragen, warum wir durch die Stadt wild ums Leben laufen, noch, warum wir von drei aggressiv brüllenden Halbgewalkten verfolgt werden.

Wir laufen durch die Arkaden, die Rolltreppe runter und auf der anderen Seite wieder hoch, an uns wehen die Geschäfte vorbei, und im Slalom bahnen wir uns einen Weg durch die aufgeschreckten Passenten. Nachdem ich eine Gruppe Kleinkinder zur Seite schubsen musste, wanke ich, aus dem Gleichgewicht gekommen, weiter und fordere luftringend nach einer Erklärung.

„Die haben mich das letzte Mal, als ich abends hier war, angegriffen, und ich hab mich halt gewehrt. Von solchen Eulen lass ich mir doch nichts gefallen, aber ungefährlich sind die nicht, wir müssen sie irgendwie abhängen“, schnauft mir Felix entgegen.

Ich ziehe ihn ins H&M und sage ihm, er soll schnellstmöglich zum Friseurladen laufen, schubse ihn zum gegenüberliegenden Ausgang und suche mir eilig einen besonders teuren Pullover aus der Männerabteilung, in der ich gelandet bin.

Als ich unsere drei Verfolger sehe rufe ich laut „HEY“, schmeiße ihnen das überteuerte Teil entgegen und sehe noch im Augenwinkel, wie der eine vollkommen perplex den Pulli auffängt und im nächsten Moment vor dem Ladendetektiv steht, der, von dem lauten Piepen alarmiert, zum Eingang gehechtet kam.

Um nicht in Verdacht zu kommen, renne ich schnellstmöglich zum Ausgang und werde dort von Felix aufgefangen.

„Los! Ab zum Friseurladen und dann weg hier!“, sage ich zu ihm, und laufe mit einem kurzen Blick nach hinten weiter.

„Genial, die Kleine! Während sich Alex bei so einer Aktion wieder in die Hose gemacht hätte, hängt sie die Verbrecher sogar ab!“, murmelt Felix vollkommen beeindruckt vor sich hin und rückt sich das Kopfkissen zurecht.

Wir sind alle gleich danach zu Alex gefahren, haben Caine eingesackt und geplant, einen Wii-Abend spontan zu veranstalten. Sein Vater ist anscheinend noch in München, weil er dort irgendeinen Auftrag hat, was für uns sturmfrei bedeuten würde.

Wild springen Caine und Alex vorm Fernseher hin und her, fuchteln mit den Armen und schreien sich wild an. Beide drücken wie verrückt auf die Knöpfe und schreien sich, vollkommen ins Spiel vertieft, an.

Stattdessen liegen Felix und ich auf dem Bett und schauen beiden belustigt zu. Er hat sich wie geistesabwesend die Akustikgitarre geschnappt und klimpert leise und kaum merklich rum, schaut mit leerem Blick zu den beiden Affen vor uns und blickt bei Gelegenheit immer wieder aus dem Fenster in die Dunkelheit.

Mir eine Tüte Chips geschnappt, setze ich mich im Schneidersitz hin und werfe sarkastische Hinweise ins Spielgeschehen, worauf ich prompt die Aufforderung bekomme, es doch besser zu machen. So was lasse ich mir nicht zweimal sagen, stehe auf, rücke meine Hose unter fettem Grinsen zurecht und streife die Ärmel meines Pullis nach oben.

Zwar habe ich keinerlei Ahnung wie man das Spiel zu bedienen hat, boxe aber einfach lustig drauf los und schaffe es sogar, gegen Alex bis zu zweiten Runde zu gewinnen, werde dann allerdings durch ein K.O. aus dem Spiel geworfen. Schadenfroh werde ich ausgelacht und fordere Revanche.

Nach vier Stunden sind alle total fertig und werfen sich erschöpft aufs Bett, während Alex irgendeine DVD einlegt. Ich habe nicht den geringsten Schimmer, was genau wir uns da anschauen, weil ich viel zu müde bin. Seit Stunden stehe ich auf den Beinen, konnte in der Nacht zuvor sowieso kaum ein Auge zu machen, und die drei Bier und die mit der Zeit erbärmlich schmeckenden geriffelten Chips verbessern meinen Gesamtwohlstand auch nicht. Ganz langsam zieht es mir die Augen zu, und mein Kopf sinkt immer tiefer ins Kopfkissen.

„Hallihallo? Hat hier jemanden gesagt Affe schlaf?“ Man schubst mich halb vom Bett und rüttelt mich wach.

Schlagartig sitze ich senkrecht im Bett und entschuldige mich, eingeschlafen zu sein. Dem folgt schallendes Gelächter, erschrocken schaue ich mich um.

Die drei Festwies´ler liegen um mich herum und halten sich den Bauch vor Lachen, hauen sich gegenseitig kumpelhaft auf die Schulter und machen sich lustig über mich.

„Ich kann nichts dafür, ich bin einfach hundemüde und kann meine Augen nicht mehr offen halten“, erwidere ich leicht beleidigt. Dem folgt ein lautes Geklingel meines Handys, und mit Schrecken stelle ich fest, dass mein Papa anruft.

„So Fräulein, wir reisen früh ab, und du bist nicht ansprechbar, stattdessen stehen zwei Jungs vor unserer Haustür, und nun kommen wir in der Nacht wie-

der nach Hause und haben immer noch kein Lebenszeichen von dir. Denke dir schnellstmöglich eine Erklärung aus und sage mir dann, wann wir mit deiner Anwesenheit heute zu rechnen haben.“ Mein Vater klingt erbost, und innerhalb jener weniger Sätze bekomme ich ein extremst schlechtes Gefühl im Bauch, dass meine Mama daheim unglaublich wütend ihn aufgefordert hat, mich nach Hause zu degradieren.

„Gib her!“, flüstert mir Felix entgegen und reißt mir das Telefon aus der Hand. „AH, ich wünsche einen angenehmen Abend! Komme ich also schnellstmöglich zur Erklärung jenes Missgeschickes, welches ausschließlich ich zu verschulden habe. Ihre Tochter war so freundlich, mich ins Krankenhaus zu begleiten, um dort eine erst neulich eingelieferte Bekannte zu besuchen. Danach haben wir sämtliche öffentliche Einrichtungen abgeklappert, um alle für sie anstehenden Formalitäten zu erledigen, da sie momentan nicht im Stande dazu ist. Dem folgend habe ich Ihre Tochter mit zu mir nach Hause genommen, um im Internet weitere Recherchen zu betreiben. Wie mir diesbezüglich auffällt, haben wir die Zeit vollkommen vergessen, und ich würde Sie aufgrund der Unvollständigkeit unserer Ermittlungen bitten, sie über Nacht hier zu lassen. Da Sie mich kennen und wir uns auch schon ausführlich unterhalten haben, hoffe ich inständig, Sie haben Vertrauen in mich und gestatten mir demzufolge jene Bitte“, sagte Felix wie auswendig gelernt und mit förmlicher Stimme ins Telefon.

Das schluckt mein Papa nie im Leben, und wenn er doch zusagen sollte, so bin ich mich sicher, wird er wissen wollen, was wirklich der Grund für mein verspätetes Erscheinen ist, dachte ich mir stillheimlich.

Stille.

„Nun gut, Sie bringen mir meine Tochter morgen bis spätestens um Eins vorbei, unversehrt, versteht sich. Gute Nacht.“. Er legte auf, und wir schauten uns alle irritiert an.

„*Verdammt!* Felix war sollte *das* bitte? So eine schwache Ausrede habe ich von dir ja noch nie gehört“, gibt Alex schallend lachend zum Besten, kugelt sich im Bett und schnappt hilflos nach Luft.

„Mir ist wirklich nichts Besseres eingefallen, aber Hauptsache, ich muss sie nicht schon wieder um Mitternacht daheim abliefern, aber… bei wem schläft sie nun eigentlich?“, bemerkt Felix nebenbei. *Mist!* Daran habe ich jetzt auch nicht gedacht, dass ich aufgrund einer solchen Ausrede bei einem der Drei übernachten muss.

Nachdem sich Alex geräuspert hat, sagt er fragend „Bei mir?!“ und schaut mich an.

„Ja, mir ist das relativ Boogie!“

„Na, dann schläft sie bei Alex, aber nimm die Finger von ihr, Bürschchen, sonst bleibe ich über Nacht auch hier!“, meldet dich Caine blöd grinsend zu Wort.

Dem folgen: ein misstrauisch davontrottender Gitarrist und ein sinnlos vor sich hin lachender Drummer, beide in einem Auto verschwindend, und ich mit ebenfalls einem Gitarristen in einem Zimmer.

„Gib mir 'ne Boxershorts, ein T-Shirt und fünf Minuten im Bad.“

„Meinst du nichts ernsthaft, oder?“ Alex schaut mich stirnrunzelnd an, greift in seinen Schrank und zeigt mir widerwillig das Bad.

Als ich nach fünf Minuten mit einer quietschgrünen Boxer und einem alten Deutschlandtrikot vor seinem Bett stehe, sagt er nur kurz, er zeige mir gleich, wo ich schlafen könne, da habe ich mir schon die Bettdecke bis zur Nase gezogen und mich in die Ecke seines wunderbar weichen und großen Bettes gekuschelt. Alles riecht so wahnsinnig gut nach *ihm*. Das Kopfkissen, die Decke, eigentlich der gesamte Raum, und ich schließe die Augen und hole tief Luft.

„Und auch *das* meinst du nicht ernsthaft, oder? Wir haben hier gleich nebenan ein *Gästezimmer*, in dem du genügend Platz und ein leeres Bett nur für dich hast“, höre ich Alex gespielt empört schimpfen.

„Aber ich... ich stör dich doch hier nicht, nehme dir die Bettdecke nicht weg und mache mich nachts auch nichts so sehr breit, dass du aus dem Bett fällst, okay?!“, flüstere ich schon fast im Halbschlaf vor mich hin und ziehe die Decke noch ein wenig mehr an mich heran.

Mit lauten Krachen lässt er sich aufs Bett fallen, macht das Zimmerlicht aus und nebenbei eine rote Neonröhre hinter uns an, zieht mir die Bettdecke weg und sagt in einem derart frechen Ton, dass ich ihn hätte hauen können: „Wenn du ein Stück Decke haben willst, musst du dich schon deutlich näher an mich wagen!“

Empört kuschle ich mich noch mehr in mein Kissen, schaue ihn böse mit dem noch freiliegenden Auge an, um schließlich mit geschlossenen Augen darauf zu warten, die Decke wiederzubekommen.

Lange muss ich jedenfalls nicht darauf warten, denn schon im nächsten Mo-

ment legt er die warme Bettdecke über mich, deckt mich richtig zu und sagte leise „Gute Nacht, schlaf gut… Kleines!"

Ich muss anscheinend grundkaputt und müde gewesen sein, denn wenn ich mir im Nachhinein überlege, dass ich stundenlang neben dem Kerl lag, den viele andere Mädchen hier in der Umgebung mit Herzchenaugen anschauen – ich muss komplett blind gewesen sein!

Wenn ich tagsüber an ihn denke, was zu meinem Missfallen in letzter Zeit viel zu oft passiert, schlägt mein Herz ein wenig höher und mir wird ein wenig schwindlig. Sollte mir einer, egal wer, sagen, dies seien Anzeichen für Verliebtheit oder Schwärmerei, würde ich es vehement abstreiten.

Vielleicht würden sie mich gleich aus der Band werfen, wenn herauskäme, dass ich solche Gedanken habe. Mit abwertendem Blick würde sie mich abstoßen und geschockt und enttäuscht fragen, warum ich nicht einfach meinem Hobby nachgehen konnte, mich stattdessen verlieben musste. Angewidert würden sie sich anschauen und jeglichen Kontakt zu mir abbrechen, verletzt im Inneren, und mit der Gewissheit, nie mehr eine weibliche Person in ihre Bandinterna schauen zu lassen.

Aus dem Schlaf herausgerissen werde ich durch hastiges Tastaturgetippe, und als ich Augen öffne, blicke ich verschlafen um mich und sehe Alex an seinem Schreibtisch, der wie irre ein Computerspiel verfolgt.

„Sucht ist eine ernst zu nehmende Sache, würde ich meinen", gähnend stehe ich auf und schaue ihm über die Schulter, mit extremst zerzauster Wuschelmähne.

„Kamm liegt im Bad, Handtuch hab ich dir auch hingelegt, und hier dein Frühstück, wenn du willst", sagt er geistesabwesend zu mir und streckt mir eine Schüssel voller Müsli entgegen, so gut wie leer – anscheinend ist *sein* Frühstück aufgrund Bequemlichkeit auch *meines*.

Ich löffle die Schüssel aus, denke angewidert daran, dass ich nicht weiß, wie lange der Brei hier schon in der Gegend herumsteht, beuge mich abermals über ihn und schaue interessiert seinem Computerspiel zu. Total abgedreht drückt er alle Tasten und scheint meine Anwesenheit nicht sonderlich mitzubekommen. Aufmerksamkeitsdefizite mittlerweile hassend, drücke ich entschlossen auf Pause und weiche einen Schritt zurück.

Er zuckt und dreht sich wütend um mit den Worten, er hätte *fast* schweben

können, hätte er weitergemacht, nun jedoch sei er aus dem Rhythmus.

„Gut geschlafen Lindi? Ja? Ich hoffe mein Bett war weich genug und nein, du brauchst dich nicht für das liebevoll hergerichtete Frühstück zu bedanken, du bist mein Gast, so was mache ich gerne für dich! Ach und ich habe dich einfach ausschlafen lassen, weil ich mir dachte, du sahst gestern so geschafft aus, mit meinem wirren Tastaturgeklappere wollte ich dich natürlich nicht wecken und schon gar nicht stören bei deinem Schönheitsschlaf!", plappere ich ironisch, während ich versuche, mich an den Weg zum Bad zu erinnern.

Nach einer geschlagenen halben Stunde kehre ich mit nassen Haaren ein wenig zerknautscht, aber frisch geduscht in sein Zimmer zurück und sehe… *nichts!* Vollkommene Leere, ein aufgeräumtes Bett, ein Computer mit angehaltenem Spiel und geöffnetem Fenster. Langsam schreite ich zum Fenster und hole mehrmals tief Luft, wobei ich endgültig aufwache.

„Schläft sie nun auch im Stehen oder was?! Kleines, fall mir ja nicht runter!", ruft Felix von unten, an sein Auto gelehnt, an dem alle Türen bis zum Anschlag geöffnet sind und laute Indie-Musik herausschallt.

Eilig renne ich durchs Zimmer, schnappe mir schnell die Vans und stolpere die Treppe hinunter, komme kaum zum Stehen und schlittere zur Haustüre hinaus, direkt in Felix´ Arme. Mit hochrotem Gesicht begrüße ich ihn mit Küsschen auf die Wange und bemerke schlagartig Franzi, die mit eifersüchtigem und missbilligendem Blick zu mir herüber schaut.

„Franzi! Hui, dich hab ich ganz übersehen, saßest du grad im Auto? Wunderschönen guten Morgen", trällere ich und falle ihr gleich um den Hals.

„Nun ja, ich saß im Auto, weil ich mir eine Zigarette gesucht habe. Morgen Schätzl!", sagt sie, noch immer leicht säuerlich schauend, und zündet sich provokant ihre Stange an.

„Sagt bloß, Ihr fahrt mich nach Hause? Also… wenn es Umstände macht, kann ich auch meinen Papa anrufen, sicherlich hat er das gestern nicht so ernst gemeint, und würde auch herkommen, alles kein Problem, nehme ich an." Zögerlich schaue ich abwechselnd zu Felix und Franzi, hin und wieder zu Alex, der kaum merklich grinst.

„Los ab und zieh dich an!", zischt Felix streng und zwinkert mir zu.

In Hektik renne ich nach oben, sammle mir Hose und T-Shirt vom Boden und suche eilig meine Tasche, die vollkommen zerwühlt halb unterm Bett liegt. Mürrisch suche ich mein Portemonnaie und meinen Haustürschlüssel, mache

die Zimmertür zu in der Hoffnung, nichts vergessen oder liegen gelassen zu haben, und stolpere ein zweites Mal die gefährliche Wendeltreppe nach unten.

Diesmal pralle ich gleich an der schweren Haustür ab und falle in die Arme von niemandem. Stattdessen greife ich mir voller Schmerz an die Stirn und taumel nach draußen. Schüchtern lächelnd bleibe ich am Auto stehen und scharre mit meinem Fuß im Kiesboden.

Zur Verabschiedung von Felix legt er plötzlich den Arm um meine Hüfte, zieht mich ruckartig an sich heran und mein Herz bleibt vor Schreck fast stehen.

„War schön, die Nacht mit dir zu verbringen!“, sagt er geheimnistuerisch und umarmt mich dann wie gewohnt. Schockiert starre ich ihn an und gleichzeitig brechen wir beide in lautes, herzliches Lachen aus. *So ein Spinner.*

Wie gewohnte steige ich vorn ins Auto ein, worauf ich ein böses Husten von Franzi ernte, die ich gar nicht mehr wahrgenommen habe. Blitzschnell wechseln Felix und ich einen viel sagenden Blick und ich halte ihr die Tür auf, steige hinten ins Auto ein und halte mich für den Rest der Fahrt wissend zurück, lausche dem Gespräch der zwei auf den Vordersitzen und schaue geistesabwesend aus dem Fenster, bis wir vor meinem Haus stehen.

Zur Strafe für die unabgesprochene Übernachtung bei einem Kumpel, die für meine Eltern, die diese Art von Spontaneität nicht dulden, sehr überraschend kam, musste ich den Rasen mähen, Mittag machen, Kuchen backen, Früchte im Garten abnehmen, mein Zimmer aufs Gründlichste säubern und mit dem Staubsauger die gesamte zweite und erste Etage reinigen. Aufgrund des niedrigen Blutdrucks wurde ich noch bleicher im Gesicht, und erschöpft setzte ich mich hinaus zu meinen Eltern in den Garten, woraufhin eine lange Diskussion über Vertrauen und Absprachen folgte.

Nun habe ich mir mein Telefon gegriffen und telefoniere mit meinem besten Kumpel Max seit genau einer Stunde. Bei ihm scheint in seiner ersten Urlaubswoche, von der ich nicht mal etwas wusste, nicht viel geschehen zu sein, und damit in sein Leben wieder Schwung kommt, nehmen wir uns ganz fest vor, uns nächste Woche zu treffen, wie es bei uns Tradition ist, Eis essen zu gehen, um danach stundenlang planlos durch die Gegend zu laufen, uns die ruhigste Ecke am Teich bei uns am Ende der Straße zu suchen, um wiederum unendliche Momente philosophierend nebeneinander zu liegen und in den Himmel zu starren.

Leer gequasselt lege in mein Handy zu Seite und gehe wieder aufgemuntert zum Abendessen.

In dieser Nacht schlafe ich ein mit dem Gefühl, rundherum ein erfülltes und perfektes Leben zu führen. Mit den Gedanken bei meinen tollen Freunden, bei denen ich mich fallen lassen kann, ohne Angst zu haben, nicht aufgefangen zu werden. Seit Monaten bin ich endlich wieder zufrieden mit meinem Alltag, der täglich neue Wendungen annimmt, der täglich neue Herausforderungen stellt und mir somit immer wieder neue Sichtweisen bietet.

Fazit: Ich bin froh, mein Leben in eine andere Richtung gelenkt zu haben, ich bin froh, keinem geplanten Tagesablauf mehr zu folgen, und froh darüber, eine aufgeschlossene und moderne Mentalität erlangt zu haben. *Punkt!*

„Arr, Jungs, das glaubt Ihr mir nicht! AAAAAARRRR, Jungs, das nehmt Ihr mir niiiiiie ab!“, kommt Alex schreiend in den Proberaum.

Nathan, Caine, Felix und ich sitzen gemächlich und entspannt in der Sitzecke und betrachten den aufgewühlten und irritiert wirkenden Gitarristen von Festwiese aufmerksam. Nathan hebt sein Bier langsam zum Mund, Felix pafft Löcher in die Luft und Caine sitzt unruhig und enthusiastisch mit den Sticks in der Hand.

„Hört's Euch an! Ihr müsst es Euch anhören! Juuuungs… und ehm – Mädl! Faszinierend, einfach schlicht und ergreifend faszinierend und unglaublich! Fesselnd, einfühlend, romantisch, verliebt! ARRRR, und alles für mich! MIIICH! Versteht Ihr denn nicht? Für miiiiich ist es und, ARRR, wenn ich es nicht vorlese, platze ich, dann zerreißt es mich in der Luft und Ihr werdet die einfühlsamen Gedanken meiner Verehrerin nie in Euren ungeschulten, unwissenden Gehörgängen vernehmen!“, plappert Alex, vollkommen durch den Wind, und schaut uns gespannt und fordernd an.

„Meine Güte! Ich habe keinen Schimmer, *was* genau mit dir los ist, aber entweder du sagst es uns, oder gehst schnurstracks wieder aus dem Proberaum und beruhigst dich erstmal“, gibt Nathan, anscheinend ohne eine Minute Schlaf, gereizt von sich.

„Also…“, Alex trippelt hin und her, hüpft aufgeregt von einer Stelle auf die andere und holt tief Luft, „… ich lese es Euch einfach vor, aber – Ihr müsst zuhören, dürft mich nicht unterbrechen und auch nicht lachen!“

Er stellt sich kerzengerade hin, lockert sich, hüstelt, holt tief Luft und fängt mit aufgeregter Stimme an, von einem langem Zettel vorzulesen.

„An dich:

Von den Erinnerungen der Vergangenheit eingeholt,
von längst verdrängten Gefühlen ergriffen und gefangen genommen.
Schmerzerfüllte Bilder vor Augen, zerronnene Tränen erblickend…“

Mir wird schwindlig, das kann nicht wahr sein. Heiß und kalt wird mir auf einmal, mein Gesicht läuft rot an und mein Herz sinkt mir einige Etagen tiefer.

„In der Nähe jenes zerschmelzend, zitternd und unwissend.
Täuschendes und verstelltes Verhalten an den Tag legend,
in der Nacht nachdenklich wach liegend – hoffend.
Wenn er dir lachend in die Augen schaut,
willst du ihn halten, umarmen, streicheln und ihm zärtlich ins Ohr flüstern, du sehnst dich nach ihm.
Willst seine Hand an deiner Wange spüren und seine Lippen an deinen.
Kraft und Sicherheit soll er dir geben und zu dir stehen,
dich begehren und dich mit seinen Blicken suchen…“

Ich will einfach wegrennen, aber meine Beine zittern zu sehr, um auch nur eine Bewegung auszuführen. Unmerklich wische ich eine Träne weg.

„Jeden unzähligen Moment hofft du, seine Augen sind in deiner Gegenwart von Liebe erfüllt.
Du hoffst, jede Berührung erfülle ihn mit ebendieser Wärme, wie es dir ergeht.
Wenn du ihm sanft durchs Haar fährst,
dich unbeobachtet in seine Gegenwart begibst,
mit deinen Fingern seine Schultern und seinen Rücken berührst,
wenn Ihr gemeinsam nebeneinander verweilt und grinsend den Augenblick genießt –
empfindet er nur die altbekannte Freundschaft.

Dein Herz steht still, wenn er dir sein Glas reicht,
und du an ebenjener Stelle trinkst, an der er kurze Zeit vorher seine Lippen hatte.
Jenen Augenblick der Nähe nimmst jedoch nur du wahr.
Als er vor dir stand und sanft in sein Mikro hauchte,
dich dabei mit seinen glitzernden Augen gespannt angesehen,
fühltest du dich wie befreit von all den Zweifeln.

An jenem Abend, an dem er nah vor dir stand und seine Hand auf deine glühende Wange legte und dir mit seinem Gesicht immer näher kam,
hättest du dein Herz dafür gegeben, dass es nicht nur ein Spaß sei.
An jenem Abend, an dem er seine Hände auf seinen Hüften abgestützt hatte,
und neben seinem Gespräch immer wieder frech zu dir herüberlächelte…
An ebendiesem Abend, an dem er vor dir saß
und du sanft und zaghaft deine Hände auf seine Schultern legtest…
In jenem Augenblick, als der Wind durch seine Haarsträhnen fuhr
und du kaum erfassbar seinen umwerfend gut riechenden Duft wahrnehmen konntest…“

„Wie lang geht das denn noch?!“, fragte Nathan leicht übellaunig, wurde jedoch von einer beschwichtigenden Handbewegung von Alex zum Schweigen gebracht.

Aus einer Schwindligkeit wurde reine Übelkeit, mir war kalt und in meinem Kopf verschwommen sämtliche Gedanken, nur aus der Ferne hörte ich ihn weiterlesen.

„An jenem Abend, an dem du vorsichtig und unüberlegt an seinem Hals mit deinem Finger unter seinen Pulli gefahren bist
und danach liebevoll seinen Nacken gestreichelt hast –
aufmerksam und entzückt beobachtet hast,
wie sich einige seiner Locken wieder kräuselten beim Darüberfahren.
Und er – sich nicht gewehrt hat,
in deiner Erinnerung war es jener Abend…“

Alex stoppt und holt tief Luft.

„Naja, es geht immer so weiter… noch mindestens eine Seite! Es ist… einfach Hammer, oder?“

Schweigen.

„Es ist… wirklich umhauend, aber bitte, woher hast du es?!“, fragt Nathan mit gerunzelter Stirn und überlegendem Blick.

„Ich hab heute früh meinen Pulli gesucht, ihn unterm Bett hervorgezogen, und da fiel der Brief heraus, ich lag den ganzen Morgen auf dem Sofa und habe es mir hunderte Male durchgelesen und bin zu dem Fazit gekommen, dass es mir irgendein Mädchen unbemerkt zugesteckt haben muss!“ Alex wirkt aufgeregt, und mit verschwommenem Blick schaut er aus dem Fenster.

„Irgendwo ist da ein traumhaftes Mädchen, das sich solche Gedanken macht und ich nichts davon mitbekommen habe. Mit ist es, als ob ich sie gut kennen würde, als ob wir viel Zeit miteinander verbringen würden, was ja aber gar nicht sein kann. Ich muss herausfinden, wer mir diesen Brief geschrieben hat. Ehm… Lindi? Wo gehst du hin?!“, bemerkt er, während ich aufgestanden bin und langsam zur Tür wanke.

Aus jenem Wanken wird ein Rennen, und bevor ich aus der Tür bin, reiße ich meinen Pulli an mich und verschwinde in Blitzeseile aus dem Haus. Ich kann weder denken, noch weiß ich, wo ich genau hinrenne. Einfach weg! Einfach weg von Alex und dem Brief, den er gefunden hat.

Ich kann mir nicht im Geringsten erklären, wie es dazu gekommen ist. Er war nicht dafür bestimmt, dass er ihn jemals findet. Ich habe ihn geschrieben im Wissen, dass er nie an die Öffentlichkeit gelangt. Es war nie eingeplant, dass er ihn liest, meine Gedanken kennt und nun auch noch denkt, es sei von einem andren Mädchen. Wie verletzend das alles ist, mein Herz zerreißt es in Stücke und ich schnappe nach Luft. Vorbei – hiermit ist alles vorbei, denn es lässt sich sehr leicht zusammenreimen, dass ich es geschrieben habe.

Oder? Was, wenn ich alles abstreite, behaupte, diesen Zettel nie zuvor gesehen zu haben.

Aber mein Wegrennen? Nun ja, ich könnte sagen, einfach frische Luft gebraucht zu haben. Vollkommen unglaubwürdig, aber immerhin eine Chance.

Erschöpft setze ich mich auf einen großen Stein am Rande der Straße und versuche mich zu beruhigen. Große Tränen tropfen von meiner Wange herunter, laufen auf den sandigen Straßenrand. Schnell suche ich mir ein Taschentuch heraus. Ich hatte nicht einmal wahrgenommen, dass ich wie ein Schloss-

hund weine – zusammenreißen konnte ich mich ja noch nie.

Plötzlich hält zu meiner Erschütterung ein Auto neben mir und jemand steigt aus. Mir ist alles egal, ich will meine Ruhe und nehme den Autofahrer erst gar nicht war. Als er jedoch vor mir kniet und mit seiner Hand eine Träne aus dem Gesicht wischt, wird mir schlagartig klar, dass Felix vor mir steht und mich in den Arm nimmt.

„Du hast es geschrieben, stimmt´s?! Du warst es! Ich habe die ganze Zeit bemerkt, dass du mehr für ihn empfindest als nur Freundschaft, ich wusste es einfach… warum hast du mir nie was gesagt?"

„Ja was hätte ich denn sagen sollen? Ich bin doch selber total verwirrt! Hätte ich zu dir gehen und sagen sollen, dass ich mich nicht mal zusammenreißen kann, mich in Euren Gitarristen verliebe und somit alles durcheinander bringe? Da wäre ich ja sofort rausgeworfen worden", schimpfe ich aufgebracht und schnaufend.

Er legt erneut den Arm um mich schüttelt den Kopf energisch und drückt mich fest an sich.

„Darf ich Euch verkünden, dass einer der hier Sitzenden der glückliche Gewinner unserer Ausschreibung ist? Eine Woche London – die perfekte Möglichkeit, um die Sprachkenntnisse ein wenig aufzufrischen und vor allem im alltäglichen Gebrauch zu erweitern. Wie gesagt, einer von Euch hat es geschafft. Für mich ist das Ergebnis aufgrund mit der Zeit nachlassender schulischer Leistung recht überraschend…", verkündet unsere Englischlehrerin mit geheimnistuerischer Stimme und schaut aufgeregt in die Runde.

Alle schauen sich gespannt an, und einige zappeln mit den Füßen. Janette, die neben mir sitzt, starrt unsere Lehrerin mit großen Augen und geöffneten Mund an.

„Eine herausragende Projektarbeit mit ausführlicher Recherche: die einwöchige Sprachreise nach England geht an…", sie macht eine kleine Pause und holt tief Luft. Ich schaue abwesend aus dem Fenster. Eine Sprachreise, wen interessiert das schon? In meinem Kopf herrscht ein vollkommenes Durcheinander, ich kann mich auf nichts mehr konzentrieren und bekomme um mich herum kaum noch etwas mit.

„… geht an… LINDA!", ruft sie laut in die Runde und schaut mich begeistert an.

Ich hingegen beobachte einen besonders hässlichen Vogel dort draußen, der auf einer Astspitze sitzt und versucht sein Gleichgewicht zu halten. Durch einen heftigen Windhauch fällt er leicht zur Seite und wechselt den Baum. Wie ich, denke ich mir still – durch ein kleines Ereignis vollkommen umorientieren müssen, entwurzelt.

Janette haut mir mit ihrem Ellenbogen mit voller Wucht in die Seite, sodass ich laut nach Luft schnappen muss.

„Was zum Teufel…", breche ich ab, nachdem ich mitbekommen habe, dass die komplette Klasse mich interessiert und belustigt anschaut.

„Linda? Hast du das verstanden? Eine Sprachreise! Du hast sie gewonnen! DU!", flüstert mir Janette leise zu.

„ICH?… ehm… wahnsinnig toll… also ich meine. Cool!", stottere ich vollkommen irritiert und unwissend vor mich hin. Schon klingelt es und alle stürmen aus dem Klassenzimmer, mich immer noch verwundert anschauend, manche sogar leicht sauer und wütend – habe wirklich ich denen allen diese Reise weggenommen?

Schon fast hatte ich jenes Projekt aus meinem Kopfe verdrängt. Die Aufgabe war, eine Woche in der Großstadt London so genau und realistisch wie möglich zu beschreiben, aus der Sicht eines Jugendlichen, der von einem Tag auf den anderen dort landet und seinen Alltag gestalten muss. Da ich die Schreibqualitäten meiner Mitschüler recht gut einschätzen konnte, habe ich spontan einfach meine Story abgegeben. Das war vor einem Jahr – wie gesagt, ich hatte es schon wieder vergessen. Umso schlagartiger trifft es mich, dass ausgerechnet *ich* diejenige sein soll, die gewonnen hat.

Statt die kühle Luft draußen auf dem Pausenhof zu genießen, muss ich mir von meiner Lehrerin alle nötigen Informationen anhören und aufschreiben, muss alles aufs Genauste mit ihr durchorganisieren, und wie geblendet nicke ich wie ein Autodackel auf der Rückbank.

Total durcheinander stolpere ich durch den Tag, berichte meinen Eltern von dem Gewinn und muss feststellen, dass sie im Gegensatz zu mir vollkommen begeistert und von der Idee eingenommen sind. Chancen und ganz neue Möglichkeiten sehen sie darin für mich, unterstützen es mit vollstem Einsatz und sind hin und weg.

Ich brauche einen Ausgleich nach dem totalen Chaos – rufe Max an, und eine halbe Stunde später steht er vor meiner Tür und wir laufen gemächlich zu Tank-

stelle, um uns unser Traditions-Wassereis zu kaufen. 50 Cent für reinstes Zuckerwasser, gefroren an einem splissigen Stück Holz. Die Autos rauschen an uns vorbei, als wir an der neu gebauten Umgehungsstraße hundert Meter entlang laufen, um auf einen abgelegenen Trampelpfad zu stoßen.

„Irre… ich dachte, so was passiert einem Menschen nicht, aber wenn du mir das so berichtest –wirklich irre. Mies gelaufen, wirklich schrecklich mies gelaufen“, setzt er überlegend fort.

„Du bist wirklich sehr einfühlend und sensibel, du Affe!“, gebe ich beleidigt zurück, „Sag mir lieber, was ich nun machen soll, wie ich nun mit der Situation umgehen soll!“

„Verlieb dich nie in deine Bandkollegen, das habe ich dir von Anfang an gesagt. Du gehst mit ihm um wie vorher, versuchst dich zu *entlieben* und lebst dein Leben weiter. Gehst mit ihnen weg, trittst mit ihnen auf und sucht dir einen anderen tollen Jungen, basta!“, spricht er in seinem entschlossenen Ton und schaut mich auffordernd an. Das hat gesessen, aber vielleicht hat er mit seiner unrealistischen, zukunftsorientiert denkenden Art recht. Ihn böse anblickend, lege ich mich ins Gras und schaue auf den vor uns liegenden, fast ausgetrockneten Teich. Hier und da schwimmen ein paar zerfederte Enten, suchen nach übrig gebliebener Nahrung – welch ein Naturparadies.

Nach über zwei Stunden verabschiede ich Max, weil er noch zu seinem Freund muss, bei dem er zu einem Grillabend eingeladen ist, und ich suche mir Stift und Papier und schreibe in großen Lettern Folgendes, was ich danach an die Wand über meinem Bett klebe: „Entlieben“, „Nach vorn schauen“, „Gedanken in Reihenfolge bringen“, „Entschlossenheit und Wille“.

Freitag ist Bandprobe, das weiß ich nun seit Monaten. Und seit genau einer Woche suche ich nach einer passenden Ausrede, um sie sausen zu lassen. Nennen wir es vielleicht ein Sich-drücken, Sich-verstecken und Nicht-wahrhaben-wollen.

Langsam laufe ich die Straße nach oben und sehe in der Ferne die Villa von Nathan, laufe immer langsamer und suche verzweifelt nach einer Ausrede. Dann packt mich die Entschlossenheit, und mit erhobenem Haupt trete ich in den Proberaum und sehe die drei Jungs auf ihren Verstärkern sitzen und ihre Gitarren stimmen, wild quasselnd.

Es scheint mir, als wäre nichts weiter passiert, denn sie begrüßen mich

freundlich und aufgeschlossen wir immer – auch Alex. Nur Felix wirft mir einen zweifelnden Blick zu, der sich in meinem Kopf einbrennt – noch nie habe ich ihn so ernst gesehen.

Die Probe verläuft wie immer, nur die Stimmung ist irgendwie anders. Es ist nicht mehr so wie vorher, und alles nur wegen eines Fetzens Papier. Die Blicke, die überlegten Worte, alles ist auf seltsame Art und Weise ungewohnt und neu. Ich fühle mich, um ehrlich zu sein, richtig unwohl, da ich jede Sekunde darauf warte, dass alles raus kommt, dass irgendeiner der Jungs mich fragt, ob ich diesen Brief geschrieben habe.

„Wann gehst du, hast du gesagt?“, fragt Nathan Alex.

„Ich… hatte eigentlich vor so gegen Fünf zu gehen, weißt schon… muss noch mal unter die Dusche, muss mir was Tolles anziehen. Kann eben eine Weile dauern, darum wollt ich schon eher los“, erwidert Alex und zählt an seiner Hand ab, was er noch alles zu erledigen hat.

„Wo geht’s denn heute noch hin?“, frage ich schüchtern und mit leiser Stimme.

Alex wird rot. „Naja, hab Euch ja von diesem Brief erzählt, nein – sogar vorgelesen habe ich ihn Euch, und ich denke, ich weiß wer ihn mir geschrieben hat. Meine Ex-Freundin! Darauf hätte ich natürlich schon eher kommen können, aber hatte mit der Sache eigentlich schon abgehakt. Aber heute treffe ich mich mit ihr…“. Mein Herz schmerzt auf einmal und schlägt schneller, kalt wird mir und ich ziehe meine Jacke an.

„Du denkst doch nicht ernsthaft, *die* hat dir das geschrieben, soviel Hirn hat Josephine doch gar nicht! Und hinzu kommt, dass sie einen Freund hat!“, spricht Felix mit merkwürdig gereizter Stimme.

Alex scheint leicht beleidigt und schaut sich um. „Aber wer sollte sonst…?“.

Ich schaue zu Boden und merke wie mich eine Hand packt und in den Garten zerrt.

„DU?“, fragt mich Alex und schaut mich ungläubig an.

„Wie ich? ICH? Nein! Ich habe den Brief nicht geschrieben, ich hab keine Ahnung von wem er ist, also… ich weiß es wirklich nicht, lass mich bitte los, das tut weh!“

Langsam lässt er meinen Arm los und sagt nachdenklich: „Ich glaube dir nicht, und wenn dem so wäre… also weißt du – als Kumpel bist du einfach super, ich dachte, das wäre dir klar?! Wir können doch Freunde bleiben… eine Bezie-

hung zwischen uns? Würde, denke ich, nicht funktionieren!…“

Wir können doch Freunde bleiben? Bitte?

„Das hat gesessen, mach’s gut Alex!“, sage ich in entschlossenem Ton, gehe zurück in den Proberaum und umarme Caine und Nathan abschiedsmäßig.

Danach gehe ich langsam zu Felix. Mit Tränen in den Armen schließe ich ihn fest in die Arme, und als meine er zu wissen, was los ist, drückt er mich ebenfalls fest an sich und gibt mir ein Kuss auf die Wange.

„Pass auf dich auf, ja?!“, fragt er mich flüsternd, und mutig nicke ich, schaue mich noch ein letztes Mal um und treffe genau auf Alex' verwirrten Blick. Einige Sekunden schauen wir uns an, dann drehe ich mich um und gehe mit schnellen Schrittes aus dem Haus, während ich im Hintergrund Nathan fragen höre, wo ich denn hingehe.

Zu Hause angekommen, ziehe ich meine Reisetasche vom Schrank und stopfe wild alles hinein. Alle möglichen T-Shirts und Pullis landen ungeordnet darin, ich schnappe mir meinen Fotoapparat, die dicke fette Sonnenbrille und ein paar Bücher. Ich gehe ins Bad, suche mir dort die nötigsten Sachen und schalte nebenbei eilig den Computer an. Zuerst bei ICQ den Status „… und wir werden uns nie wieder sehen“ eingegeben, dann hinterlasse ich bei Felix schnell eine Nachricht, in der zusammengefasst steht, dass er mir in der letzten Zeit zum wichtigsten Menschen geworden ist, und dass er mir jederzeit sehr viel Kraft gegeben hat. Ich halte kurz inne und denke an all die schönen Abende mit den Jungs zurück, wie sehr sie doch mein Leben beeinflusst haben. Jedoch verliere ich keine Zeit, ergreife ein Paar Chucks und 2 Paar Vans, nicht zu vergessen allen möglichen Kleinkram wie Mütze, Schal etc.

Danach renne ich in die Stube, streite wild mit meiner Mutter und laufe ins Büro meines Vaters nebenan.

Kurze Zeit später stehe ich mit Reisetasche, Rucksack und allen möglichen Papieren und Tickets am Flughafen in Leipzig.

Wie sagte ich doch am Anfang? „… und beschloss einen Neustart zu beginnen.“

Somit ist es mal wieder soweit. Die Vergangenheit hinter mir lassend, den Scherbenhaufen verdrängend, steige ich ohne zu überlegen ins Flugzeug, um meine einwöchige Sprachreise anzutreten…

mit der Gewissheit…
nie mehr wiederzukommen!

Portrait



Linda Dudacy, Neukirchen, geb. 1991

Schülerin, Abitur 2010 angestrebt. Musikschulausbildung Keyboard und Klavier, Teilnahme an jeglichen Schreibwettbewerben.